Thüringer Sagenbuch.

Von

Ludwig Bechstein.



Thüringer Sagenbuch.

Von

Ludwig Bechstein.

Dritte Auflage

herausgegeben von

W. Berbig.

Dresden und **Leipzig.**

C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung

(H. Ehlers & Co.)

(1898)

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Liebe für Thüringens mannigfaltige und reizende Sagen hat mir, wie ich auch bereits im Vorworte zu meinem Deutschen Sagenbuche ausgesprochen, schon den Jugendmorgen rosig verklärt und ich bin ihr treu geblieben bis in die reiferen Jahre, nicht minder blieb ich den Grundsätzen treu, die mich schon früher beim Sagensammeln leiteten. Aber fortgesetztes Sagenstudium leitete noch einer höheren Richtung zu, als jener der bloßen Sammellust und Sammelfreude. Mehr und mehr wurde mir die Wahrheit von Jacob Grimm's Ausspruch klar, daß fast aller Sage Grund Mythus ist. Nur die aufmerksame Berücksichtigung der deutsch-mythischen Elemente in den vaterländischen Volkssagen erhebt Sagensammlungen unbeschadet ihrer sonstigen ethischen, pädagogischen und belletristischen Verdienstlichkeit in die Reihen wissenschaftlicher Werke, durch sie werden Sagenkunde und Sagenforschung zu einer Wissenschaft, welche durch die Fülle ihrer poetischen Stoffe ungemein anziehend und lohnend, nicht minder aber auch von kulturgeschichtlicher Wichtigkeit und Bedeutung ist. Dieser Richtung folgt in der Gegenwart die rege Strebsamkeit vieler Forscher, von denen manche völlig vom gelehrten Standpunkte ausgehen, andere auch das volkstümliche Element in diesen Sagen, die ja doch alle nur aus dem Volke unmittelbar erblüht sind, die man dem Volke dankt, berücksichtigen. Letzteres ist der von mir eingeschlagene Weg, indem ich in einfacher und natürlicher Weise, ohne Zuthat und Ausschmückung der eigenen Phantasie, welche die neuere Sagenforschung mit Recht verwirft, die Sagen, die ich sammelte, erzähle, — von denen auch die Mehrzahl der Ausschmückung gar nicht bedarf, indem viele Sagen schon an und für sich durch und durch poetisch sind — dann aber überall wichtige Fingerzeige für das Vorhandensein

mythischer Stoffe und Elemente jeder Gegend Thüringens für die zukünftige Forschung gebe.

In dem vorliegenden Buche habe ich bezüglich der Anordnung und Aufeinanderfolge ganz in der Weise, wie in meinem Deutschen Sagenbuche, den Gang einer großen Wanderung durch alle Gebiete Thüringens mit Hinzuziehung des Voigtlandes genommen, und zwar teils nach den Flußthälern, teils nach Höhenzügen. Dieses System erweist sich praktisch-zweckmäßig, und für die vergleichende Sagenforschung sind überall im Buche Hinweisungen auf Örtlichkeiten gegeben, wo verwandte Sagen sich wiederholen, wo ebenfalls verwandte oder ganz dieselben mythischen Wesen wieder begegnen.

Die Wanderung beginnt mit den Werraquellen, schweift etwas südlich in das Coburger Gebiet ab, das zwar schon fränkischer Boden ist, aber doch einem thüringischen Regentenhause angehörig, und folgt dann dem Laufe der Werra mit Berücksichtigung aller diesem Flusse nachbarlich gelegenen Sagenpunkte bis Mihla. Dort wendet die Wanderung, um abermals, wie gleich beim Beginn geschehen, in den mythischen Sagenkreis der Frau Holle einzutreten, dann ritterromantisches Gebiet mit Eisenach und der Wartburg zu beschreiten. An diesem Punkte beginnt der Höhenzug des Thüringerwaldes, dessen Berge und Thäler nun besucht werden, wobei wiederum keine wichtige Sagenörtlichkeit unberücksichtigt gelassen wird, und dieser sagenforschende Pilgerzug setzt sich über das ganze Gebirge bis zum Frankenwalde fort, hinter dem nun voigtländisches Gebiet beschritten wird, um die äußerst sagenreichen Flußthäler der Elster und der Saale zu durchwandern. Naturgemäß sind kleine Abschweife nach links in die Waldgegenden von Lobenstein und Leutenberg, nach rechts in den alten Orlagau geboten, wie nicht minder von Saalfeld aus das Thal der Schwarza zu berücksichtigen war. Dann erstreckt sich die Wanderung im Saalgebiete bis nach Halle. Manches in diesem Gebiete habe ich, um ein gebotenes räumliches Maß dieses Buches nicht zu überschreiten, hinweggelassen, z. B. mehrere derjenigen Sagen von Saalfeld, die bereits in der Grimm'schen Sammlung gedruckt stehen, anderes, was ich nur bereits romantisiert auffand, und dem ich nicht recht traute, auch Historisches von sehr zweifelhafter Färbung, z. B. den Blankenburger Eselskrieg, das Rudolstädter Frühmahl und Ähnliches. Auch bei den, an sich zwar nicht unanziehenden, aber doch anderswo häufig sich wiederholenden Sagen vom Singerberge glaubte ich, es werde Andeutung der Ausführung vorzuziehen sein. Dasselbe gilt, da sich von Halle aus

die Wanderung vom Saalgebiete weg in das Helme-Gebiet und in die güldene Aue erstrecken mußte, von den allbekannten Kyffhäusersagen, wie denn der Raum durchaus verbot, die sämtlichen Sagen des ganzen Vorderharzes zu berücksichtigen. Indem aber dann die Unstrut an ihrem Ursprung aufgesucht wird, findet sich wieder mancher wichtige Ort berührt, zumal im Verfolge ihres Laufes abwärts bis zu dem Knotenpunkte, wo Saale, Ilm und Unstrut unfern von einander sich vereinigen. Dem poesiereichen Flusse Ilm wird entgegengezogen, die Wanderung lenkt sich noch einmal bis zu den Höhen des Thüringerwaldes hinan, bis zu der hohen Wasserscheide zwischen Ilm und Gera, welchem durch Valerius Neubeck's Muse gefeierten Flusse nun nachgegangen wird, wo dann nach einem Abstecher in das romantische Sagengebiet der drei Gleichen die Wanderung im Schoße der uralten Metropolis des Thüringerlandes, Erfurt, ihr Endziel findet.

Diese thüringische Sagensammlung ist mit dem, was früher auf gleichem Gebiete von mir veröffentlicht wurde, nicht zu verwechseln und nicht zu vergleichen. Sie ist eine durchweg neue und selbständige Arbeit; sie ist nicht nur ein thüringisches Sagenbuch, sondern auch ein thüringisches Mythenbuch; manche Nummer enthält nicht bloß eine einzige Sage, sondern mehrere, die zusammen gehören.

Ist auch Thüringen nur ein Teil des großen deutschen Vaterlandes, so liegt es doch in Deutschlands Herzen und hat guten deutschen Kern. Seine Mythen- und Sagenwelt ist poesievoll und bedeutsam, klangvoll und unsterblich. Möge sie stets gute Gönner und treue Pfleger finden!

Der Verfasser.

Vorwort zur dritten Auflage.

Das „Thüringer Sagenbuch“ hat bei seiner Neuherausgabe eine gründliche Durchsicht und wesentliche Kürzung erfahren.

Bechstein schrieb seiner Zeit sein Werk nicht nur für diejenigen, welche den poetischen Duft der Sage genießen wollen, sondern auch als ein Quellenwerk für Sagenforschung, infolgedessen schwoll dasselbe zu dem bedeutenden Umfange von zwei Bänden an. Nicht jedermann aber will heutzutage Sagenforschung treiben, sondern die Mehrzahl der Leser will nur in vollen Zügen am ewigen Jungbrunnen der Poesie und des Volkslebens trinken. Daher erschien es der Verlagshandlung geboten, neben der fortbestehenden Originalausgabe noch eine neue einbändige und nur das Beste bietende Ausgabe ins Leben zu rufen. So entstand das vorliegende Buch. In demselben wurde die Bechsteinsche Darstellung in pietätvollster Weise beibehalten und nur da geändert, wo sich thatsächliche Unrichtigkeiten vorfanden, z. B. bei Orts- und Eigennamen. Auch ein oft vermißtes Inhaltsverzeichnis wurde dieser Ausgabe beigefügt.

Möge das Buch im neuen Kleide die alten Freunde behalten und zahlreiche neue erwerben.

Gotha, im Januar 1898.

M. Berbig.

I. Sagen des Werrathales.

1. Frau Holle in Eisfeld.

Mythischer Zauber umfließt, wie so viele Stromquellen, auch die Quellen der Werra. Aus frühen Vorzeittagen haftet noch gar mancher Nachhall an Örtlichkeiten, an Gebräuchen, an alten Namen, und dauernd und unaustilgbar erhalten sich die überkommenen Kunden. Was die Urväter und Urmütter einander erzählten, wird wieder und immer wieder gesagt; dies ist das einfache Wesen der Sage.

Götter und Dämonen haben einzig nur in Sagen der Nachwelt ihre Spuren und die Erinnerung an ihre Verehrung hinterlassen.

Die Stadt **Eisfeld**, in deren Nähe die Werraquellen aus dem Schoße Thüringischer Berge zu Tage rinnen, soll uralten Ursprungs sein. „As=Feld" wird sie noch immer im Volksmunde geheißen, und alte urkundliche Überlieferungen legen des Ortsnamens früheste Rechtschreibung als Asifeld offen dar. Wenn sich nun auch nicht mit unumstößlicher Gewißheit eine Verwandtschaft dieses Ortsnamens mit den Asen, den Gottheiten der heidnisch=germanischen Frühe, — behaupten läßt, so erinnert doch der Name an dieselben. As hieß Gott, und vorzugsweise wurde Thorr, oder Donar mit diesem Namen bezeichnet; so konnte gar wohl eine den Vätern heilige Stätte, an der sich allmählich Ansiedler niederließen, ein Gottesfeld heißen, wie ja ein zweites Gottesfeld, nur wenige Wegstunden von Eisfeld entfernt, noch bis heute diesen Namen führt. Es ist dasselbe Gottesfeld (auch Gothes= und Godesfeld geschrieben) über den Thälern der Finster=Erlau und der Vesser, auf dem der Sage nach eine ob ihres gottlosen Wesens verwünschte und versunkene große Stadt gestanden haben soll. Alle diese Sagen von Verwünschung und vom Versunkensein verschiedener Städte, Dörfer, Burgen, Kirchen und Klöster deuten weit hinauf in die mythische Frühzeit. Thorr ist der Donnergott der altnordischen Mythe, ein wunderbarer Hammer ward ihm zugeteilt, mit dem er nach den ihm feindlichen Riesen wirft. Aber gerade die Riesensage mit ihrem Hämmerwerfen ist in

der Eisfelder Gegend völlig heimisch. Als bedeutendste Erscheinung weiblicher mythischen Wesen tritt unbedingt in ganz Thüringen und Hessen die Holda, Hulda, Frau Holle (im Voigtlande Frau Berthe oder Perchta) auf, und ein eigentümlicher Brauch, der auf dieselbe Bezug hat, hat in Eisfeld ihren Namen verewigt. Am heiligen Dreikönigstage, demselben, an welchem die Perchta mit ihrem Heimchenheere, dem Huldevolke der nordischen Mythe, und die Perchtl in Tirol mit dem Seelenheere der ungetauft gestorbenen Kinder zieht, ward alljährlich zu Eisfeld die Frau Holle verbrannt. Die Sage vom Ursprunge dieses jedenfalls altheidnischen Feuerkultus am Julfeste wurde aber fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ein Nonnenkloster habe in Eisfeld gestanden, dessen Äbtissin, Juliane genannt, habe sich fleischlich vergangen und zwar mit dem bösen Feinde selbst, sei zweier Kindlein auf einmal genesen, und darauf zur Strafe solcher Teufelsbuhlschaft samt den beiden Kindern verbrannt worden. Zum Gedächtnis dieser Sühne zog später alt und jung am Epiphaniassonntage nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste mit Musik auf den Markt, sang ein geistliches Lied und rief sich dann scherzhaft einander zu: „Frau Holle wird verbrannt." Nun war aber zu Eisfeld nie ein Kloster, und der Ursprung jenes Brauches reicht weit über die Klosterzeiten hinaus.

2. Riesen um Eisfeld.

In der Eisfelder Gegend wohnten vor Zeiten viele und starke Riesen, ein gewaltiges Geschlecht, und man kann in den Dörfern Bachfeld, Grub, Crock, Stelzen und anderen noch öfters von denselben erzählen hören. Auf verschiedenen Burgen hatten die Riesen Wohnsitze; die Sage will, daß auf dem Burgberge bei Hinterrodt über Hirschendorf, in einem wüsten Wiesengrunde, das Altdorf geheißen, und in der Willau vor Zeiten Dorf, Schloß und Stadt gestanden. Vom Berge der Burg Grub bis hinüber nach Burg Schaunberg warfen die Riesen einander ihre schweren Hämmer zu, auch Streitäxte und große goldene Kugeln, oder sie bespritzten einander mit Wasser, das sie in Stundenweite durch die Luft schleuderten. Auch in dieser Gegend wiederholt sich genau wie auf dem Harze, bei Blankenburg auf dem Thüringer Walde und im Elsaß die Sage von einem Riesentöchterlein, das sich einst zu seiner Lust erging und einen Ackersmann fand, den es samt Vieh und Pflug in das Schürzchen raffte und freudig zum Vater auf die Burg trug, indem es sich über das niedliche zappelnde Spielzeug kindisch freute. Der alte Ritter aber gebot dem Töchterlein, alsbald alles wieder

dahin zu tragen, woher es genommen sei, und ja recht säuberlich damit umzugehen, damit Männlein und Pferdchen nicht Schaden litten; denn — sagte der alte Riese: wenn die Bauern nicht ackern, so müssen die Riesen verhungern, und gab damit eine gar gute und wohl zu beherzigende Lehre. Häufig kegelten auch die Riesen miteinander; ihre Kegelbahn erstreckte sich vom Örtchen Tossenthal — im Volksmunde Tussethal — (Thurs altnordisch so viel wie Riese, auch der Runenbuchstabe Thorrs, Dorst in der Schweiz der wilde Jäger, Tosse in dänischer Sprache: ein plumper Riese, Tölpel) über eine halbe Stunde weit gegen Eisfeld zu.

Nicht selten verwechselte die spätere Sage Riesen und Ritter, oder vielmehr, sie trug, was die längst vermoderten Ahnen in grauer Vorzeit den jüngeren Geschlechtern von den Riesen erzählt hatten, auf die Ritter über. So deutet eine Eisfelder Sage ebenfalls in eine mythische Ferne. Vor alten Zeiten floß die Werra durch Eisfeld, an dem Schwan und dem Adler vorüber und bildete einen sumpfigen Weiher, der im Winter zu einem wahrhaften Eis-Felde sich ausbreitete. Einst wurde eine Ritterschar, die Sage giebt bedeutsam deren Zahl auf vierzig an, vom Feinde heftig verfolgt. Die Fliehenden gerieten in jenen Weiher, dessen Eisdecke unter den Hufschlägen ihrer Pferde brach, und konnten ob ihrer schweren Rüstungen sich nicht mehr losarbeiten, sondern kamen samt ihren Pferden elendiglich um. Ganz eigentümlich ist es, wie diese örtliche Sage mit der Legende von den vierzig christlichen Rittern übereinstimmt, welche Kalenderheiligen am 9. März des Jahres 320 nach Christo durch den Kaiser Licinius der kalten Winterwitterung und dem Eise eines Weihers nackend ausgesetzt, und dadurch zu Märtyrern wurden. Jedenfalls deutet auch diese Überlieferung auf den Kampf des Heidentums gegen das Christentum, und umgekehrt, hin.

3. Von Zwergen und Zinselmännchen.

Häufig läßt die Sage, wo sie von Riesenwohnsitzen berichtet, auch Zwerge in der Nähe wohnen, schon aus dem in ihrem Wesen begründeten Hang, Gegensätze zu bezeichnen, wie hier insgemein den eines starken und verfolgenden gegenüber einem schwachen und verfolgten Geschlechte. In den weitgedehnten Forsten des Bleßberges, des höchsten in diesem Gebiete, arbeitet zur Nachtzeit eine unsichtbare Säge, Zwerge sollen es sein, die sie handhaben, um manchen armen aber wackeren Holz-Mann zu schnellerem Verdienst gelangen zu lassen. Besonders aber war das Zwergengeschlecht thätig in einer Höhle, welche zwischen den Dörfern Meschenbach und Raben-

äußig gelegen ist, und das Zinselloch heißt. Der Eingang ist ein umbuschtes niedriges Loch, wie ein Kellerhals von Nord-Osten gegen Süd-Westen abgesenkt, und die Höhle bildet dann nur einen äußerst schmalen und langen, dabei aber sehr hohen Gang, den ein Bergwasser durchfließt. Die Breite wechselt von $^3/_4$ bis $2^1/_2$ Meter, die Höhe beträgt gegen 6 Meter, die Länge wohl 600 Schritt, und die Wände sind mit Tropfstein überzogen.

In dieser Höhle wohnten nach der Umwohner Erzählung Zwerge oder Zinslein, die verliehen ihr den Namen, wie auch einer anderen benachbarten Grotte, welche vom Volke die Zinselkirche genannt wird; jetzt aber giebt es keine Zinselein mehr, sie sind alle längst hinweggezogen, und zwar aus dieser Ursache: Ein Meschenbacher Bauer traf auf seinem Erbsenacker einen ganzen Haufen Zinselchen. Sie machten sich sehr lustig, sprangen und hüpften durcheinander über die Furchen und verspeisten viele Schoten. Das ärgerte den Bauer und er haschte nach ihnen, konnte aber ihrer keines festhalten, nur das Mützchen des einen ergriff er. Da stellte sich das Zinslein überaus kläglich und bat flehentlich um das Mützchen, da es ohne selbiges nicht nach Hause kommen konnte und durfte. Es wolle dem Bauer auch zum Lohne seiner Güte eine Wünschelrute auf den Acker stecken, mit deren Hülfe er einen großen Schatz finden sollte. Darauf gab der Bauer das Mützchen zurück, nicht wissend, daß er schon den besten Schatz in der Hand hatte, denn wer ein Zwergenmützchen oder Nebelkäpplein besitzt, der kann sich jederzeit unsichtbar machen. Das Zwerglein nahm rasch sein Mützchen, setzte es auf, und war augenblicklich dem Auge des Bauers entrückt. Als nun der Bauer auf seinen Acker kam, stak nicht eine Rute darauf, sondern alles voll Ruten; nun suche einer die richtige Wünschelrute heraus! Am zweiten Tage aber war schon aus jeder Rute ein starker Baum erwachsen, da hatte der Bauer einen Wald, so lang und so breit wie sein Acker, und folglich Schatzes genug.

Andere erzählen diese Sage wieder auf eine andere Art. Der Bauer habe die Zinslein, die er auf seinem Acker traf, sehr heftig gescholten und gedroht, ihnen die Rute zu geben, wie kleinen Kindern. Darauf haben die Zwerglein spöttisch ihm den ganzen Acker voll Ruten gesteckt, damit er an solchen keinen Mangel habe, und seien alsbald verschwunden. Dadurch noch mehr aufgebracht, lauerte der Bauer den Zinslein auf, und erhaschte eines Tages ein solches Zwergen-Mützchen, bekam das Zinslein, dem das Mützchen gehörte, dadurch in seine Gewalt, achtete nicht seines Flehens, sondern erschlug es. Darauf erhoben alle Zinslein ein großes Wehklagen, und verließen die Gegend für immer, aus den Ruten erwuchsen aber

in derselben Nacht starke Bäume, und zwar lauter Eschen, und das ist ein bedeutsamer Zug dieser Sage, denn erstens zeigt die Esche wie die Erbse, nach der Pflanzensymbolik Trauer an, und zweitens ist sie ein Baum, der den Göttern der Nordlandsmythe heilig war. Aus einer Esche, Ask, entstand nach der Eddamythe der erste Erschaffene, Askr; Asciburg war der Name einer frühern Stadt am Niederrhein, und Asci-Feld wurde Eisfeld vor alters ebenfalls geschrieben. Der Weltbaum Ygdrasil selbst war eine Esche. Der altgermanische Mythus aber überliefert uns noch verschiedene Heldennamen: Mannus, Tuiskos Sohn, und dessen drei Söhne: Ing, Isk und Hermin. In Isk begegnen wir wohl dem Ask wieder, und in Hermin dem Irmin, dessen Name ebenfalls in dieser Gegend bis auf den heutigen Tag örtlichen Nachhall fand und findet.

4. Irmin und Irmina.

Eine Stunde von Eisfeld nach dem Walde zu liegt das Dorf Crock; dicht über ihm erhebt sich wie ein steiler Kegel der Berg, welcher des Ortes Kirche trägt. Diese Kirche hieß vorzeiten die Irmenkirche, der Berg der Irmelsberg, auch Hainberg. (Hain deutet zumeist auch auf Stellen früheren Götterverehrung, ist etwas ganz anders als Wald, Forst oder Gehölz, und lautet in alter Sprache Hag, Hagen, bei welchem Worte man, ohne Wortklauber zu sein, an das griechische Wort ἅγιος, heilig, wohl denken darf.) Wenn nun eine altgermanische Gottheit oder Halbgottheit des Namens Irmin in Deutschland verehrt wurde, wie die Nachrichten über die Irminsul, Irminsäule, unzweifelhaft lassen, und der auch Hermen genannt wurde, einerlei ob manche frühere Gelehrte ihm den griechischen Hermes (Merkur) oder den römischen Mars verglichen, warum sollte nicht auch auf diesem frühen mythischen Boden des alten Asci-Feld ein Hall der Erinnerung an ihn seßhaft geblieben sein? Weithin beherrscht die Spitze des Irminberges die Aussicht nach den zahlreichen Kegelgipfeln dieser Gegend, auf die Vesten und Burgen Coburg, Calenberg, Heldburg, Straufhain, und die sogenannten Römhilder Gleichberge, wie tief hinein in fränkische Gelände. Gern bemächtigte sich später die christliche Kultur solcher Stätten, die schon der heidnischen Bevölkerung hehr und heilig waren, und so erhob sich wohl in ziemlicher Zeitenfrühe auf dem Irminberge ein Christenkirchlein, das lange Zeit hindurch weit berühmter Wallfahrtsort wurde, und erst spät, im Jahre 1489 wurde die jetzige Crocker Kirche auf die Stätte der alten gebaut

und in die Ehre des Märtyrers St. Veit geweiht. In jener frühen Zeit schon verjüngte sich die Irminsage, spiegelte aber noch in ihrer Verjüngung den Kampf des Heidentums gegen das eindringende Christentum ab. Der Frankenkönig Dagobert habe eine Tochter gehabt, Irmina geheißen, diese sei aus des Vaters Hause entflohen um einer unglücklichen Liebe willen, und habe sich in diese Berge und Waldeinsamkeiten auf die Grenze zwischen Franken und dem Thüringer Wald geflüchtet, wo sie an einem Brunnen unweit der Kirche gewohnt, der nach ihr noch heute der Irmelsbrunnen heißt, und den sie, in ihm badend, bis heute trübt. Einige sagen nun, die heidnische Königstochter Irmina habe, dem Christentume, das den Sonntag heilig und arbeitsfrei zu halten gebietet, zum Trotz an einem Sonntage Erbsen gesät, aber der Fluch des Himmels habe alsbald diese Erbsensaat in Steine verwandelt. Andere erzählen, Irmina habe ihr ganzes Besitztum aufgezehrt, und zuletzt nichts mehr gehabt, als ein Gemäß Erbsen, mit diesem sei sie kummervoll vom Irmelsborne geschieden und nach Eisfeld zu gewandert. Das Säckchen aber, oder die Schürze, darin Irmina die Erbsen trug, hatte ein Loch, und die Erbsen fielen, ohne daß die Trägerin es merkte, nach und nach hindurch, wurden zu Stein, und man findet deren noch immer auf und am Wege von Crock nach Eisfeld. Es sind kleine runde Kiesel, erbsenfarben, und zum Teil von Erbsengröße. So zeichnete die Königstochter Irmina einen weißen Irmin-Weg von Steinen, der wieder nach dem Irmin- oder Iring-Weg am Himmel von Sternen (die Milchstraße), dessen alte Sagen gedenken, deutet. Das Wasser des Irmelsbrunnen galt später für wunderthätig, und die Wallfahrer, die des Weges über den Wald und über Crock nach Vierzehnheiligen zogen, haben oft und gern davon getrunken.

5. Der Mönch auf dem Schloßturme zu Eisfeld.

Der hohe runde Schloßturm zu Eisfeld, welcher noch steht, soll nach der gemeinen Sage gerade so hoch sein, als sein Umfang mißt, und es läßt sich zuzeiten ein spukender Mönch auf demselben nicht nur sehen, sondern auch hören. Im langen Bau sind mehrere Mönche in vermauerte Fensternischen eingeschlossen worden, und elendiglich darin gestorben, einer aber saß im Schloßturme gefangen und starb den Hungertod. Nun erschien er bisweilen in heiligen Nächten, mit weißer Kutte und langem Bart, und wenn der Wächter, wie sonst Brauch war, auf den Schloßturm stieg, die Stunde anzublasen, so blies auch der Mönch. Sprach der Wächter

ein Wort, so empfing er Ohrfeigen. Wenn Stadt und Land von einem Unglück bedroht ist, so erhebt der Mönch des Nachts vom Turm ein Geheul in fürchterlichen Tönen. — Eine Eisfelder Magd kehrte aus einer Spinnstube heim, da ging ihr das Mönchsgespenst nach auf Schritt und Tritt, und wie sie an ihrer Thüre stand, sah sie sich erschreckt um und rief: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" „Und Du nicht!" antwortete dumpf der Geist, und drehte ihr den Hals um. Sie hätte sagen müssen: „Ich und alle guten Geister," dann hätte das Gespenst keine Gewalt über sie gehabt. Wer es gehört und erzählt hat, verschweigt die Sage, um so häufiger berichtet sie das Vorhandengewesensein von Mönchs- und Nonnenklöstern in Orten, wo geschichtlich erweislich sich deren keine befanden, hier wie in Eisfeld. So soll auf dem Thomasberge ein Kloster oder eine Burg, nach dem h. Apostel genannt, gestanden haben, wahrscheinlich war es ein Kapellchen oder eine Kemnate. Es soll dort greulich spuken; feurige Wagen und schwarze Hunde begegnen auf dem Thomasberge dem nächtlichen Wanderer, und noch manches wäre davon zu erzählen.

6. Der wandelnde Mönch zu Coburg.

Die Eichsfelder Mönchssage deutet mit dem Blasen eines Unglückshornes unmittelbar nach einer anderen ihr gar nahe verwandten Sage hin, die im benachbarten Coburg heimisch ist. Seltsam, daß in ihr neben der mythischen und mystischen Zwölfzahl auch wieder Erbsen eine Rolle spielen, wenn auch in ganz anderer Weise, als in der Crocker Irminsage. Es lag ein Herzog von Coburg in harter Fehde mit einem Bischof von Bamberg und fing dem letzteren zwölf adelige Kinder weg, welche auf der Veste über der Stadt in ganz leidlichem Gewahrsam gehalten wurden. Sie trieben oben nach junger müssiger Leute Art allerlei Kurzweil, und weil sie den Schloßkaplan, der ein Mönch war, wahrscheinlich ob seiner Strenge und finsteren Wesens nicht recht leiden mochten, so streuten sie ihm einmal heimlich Erbsen auf die Treppe, und erhoben ein großes Gelächter, als der Mönch zur Treppe herunterpurzelte. Diesen Junkerstreich nahm der Mönch sehr übel, ging hin zum Herzog und verklagte die schlimmen jungen Gesellen. Der Herzog mochte wohl auch sonst noch gereizt sein, er geriet daher noch mehr in großen Zorn, und schwur dem Mönche zu, er solle furchtbar gerächt werden. Man solle sie in der Mitternachtstunde mit dem Schwerte richten, und so viele Häupter sollten fallen, als Hornstöße vom Turme der Hauptkirche durch die Nacht schallen würden. Dieses harte und über-

strenge Bluturteil kam der Herzogin zu Gehör, und es jammerte sie der Edeljunker junges Leben, sie lag daher ihrem Herrn und Gemahl mit inständigem Bitten an, jene, da sie kein todeswürdiges Verbrechen begangen, doch am Leben zu lassen, und so schmeichelte die edle Herrin dem Herzog das Leben von Elfen ab, einer aber solle sterben, damit ein Beispiel der Warnung gegeben werde. Doch auch diesen einen hoffte die Herzogin noch zu retten, denn sie bestach den Türmer, und ließ ihn zu sich rufen nach der elften Stunde, und ihn in einem Zimmer bewirten, dessen Ausgang verschlossen wurde. Damit aber doch die elf Junker einige Angst empfänden und sich das Gelüst vergehen ließen, gegen alte und ehrwürdige Männer mit Jungenstreichen vorzuschreiten, wurden sie dennoch gleichsam zur Hinrichtung geführt, und fanden im Schloßhofe Blutblock und Beil und den Henker ihrer harrend, und die Augen wurden ihnen verbunden. Der rachsüchtige Mönch hatte die erfolgreiche Fürbitte der Herzogin erfahren, auch daß sie den Türmer sicher gemacht, und eilte nun voll teuflischer Rache selbst auf den Turm und als die Mitternachtglocke ihre zwölf Schläge gethan, stieß er in das Horn und ließ weit hinaus und stark und laut den ersten Hornruf erschallen. Der Scharfrichter, der von des Herzogs geändertem Befehl nichts wußte, schlug dem ersten Junker das Haupt ab; so dem zweiten, dem dritten, dem vierten, und allen folgenden. Die Herzogin fiel vor Schrecken in tiefe Ohnmacht, der Herzog war außer sich, und eilte nach dem Turme, da fand er statt des Türmers, den er züchtigen wollte, den rachsüchtigen Mönch und durchbohrte ihn auf der Stelle mit dem Schwerte, worauf er den Gerichteten packte und vom Turme hinunterwarf. Seitdem umwandelt der Mönch als Spukgeist mit einem Schlüsselbunde den Turm, und zuzeiten, wenn der Stadt oder dem Lande Unheil droht, so tutet er auch auf eine schaurige Weise. Diese Sage von 12 hingerichteten Edeljunkern deutet in das nachbarliche Frankenland, wo Bischof Iring von Würzburg, ein Rheinsteiner, 12 gefangene Ritter, sämtlich des Geschlechtes von Altenstein, treulos und widerrechtlich ermorden ließ, und wäre nicht Seifried, der dreizehnte, in fremde Lande ausgefahren gewesen, so würde keiner des Geschlechtes übrig geblieben sein.

7. Coburgs Name und Wappen.

Die Alten haben den Namen der Stadt Coburg von Kuhburg, Küheburg abgeleitet und sich bei dieser Ableitung darauf gestützt, daß eine Menge Ortsnamen um die Stadt auf eine viehreiche

Gegend hinzudeuten scheinen, wie Oeslau, von Oechslein, Kallenberg von Kalbenberg (Kalbe heißt ein junges Rind), Rossach, Roßfeld, Pferdsdorf. Schon früh gab es auch ein edles Geschlecht, das sich „von Coburg“ nannte. Im Wappen führt Coburg neben einem Burgturm, vor dem eine geflügelte Henne steht, auch einen Mohrenkopf als Stadtzeichen, und prägte letzteren auch auf seine Zahlpfennige, und diesen führt es, geht die Sage, zu Ehren des Mohrenkönigs Balthasar, der einer von den heiligen drei Königen war, deren Leiber durch Coburg geführt wurden, als sie von Mailand aus die Reise nach Köln machten, allwo sie noch ruhen. Diese Nachtrast der h. drei Könige zu Coburg erfolgte im sogenannten Stetzenbach vor dem Steinthore. Andere sagen, der Mohrenkopf im Coburger Stadtwappen stelle mit nichten einen heiligen Dreikönigskopf dar, sondern den des Schutzheiligen der Stadt, des ritterlichen Heiligen Mauritius, der insgemein als Maure abgebildet wird. Neuere Forschung leitet den Stadtnamen wohl am besten von alter Sprach- und Schreibweise Choburg = Hohburg, Hochburg ab.

8. Allerlei Zauber.

Von mancherlei zu Coburg verübtem Zauber, als Liebeszauber, Hexenzauber und Judenzauber, weiß die örtliche Sage daselbst viel zu berichten. Edle Jungfrauen stellten neunerlei Essen auf den Tisch, und zwar in einer Christnacht, und setzten sich um denselben herum, da dann ihre künftigen Liebhaber erscheinen sollten. Und siehe, solches geschah auch, aber jeder der Liebhaber hielt ein Messer in der Hand gezückt, darüber die Jungfrauen solche Furcht ankam, daß sie schreiend von dannen eilten. Einer der Liebhaber warf sogar den Fliehenden das Messer nach, und eine Jungfrau kehrte sich um, sah ihn an, und hob das Messer auf. Diese bekam hernach den Mann in der That zum Liebsten. Bisweilen ist aber solcher Zauber gar übel abgelaufen, und ist statt eines künftigen Liebsten der kalte Buhle Tod eingetreten, hat sein Stundenglas vor die eine oder die andere der Jungfräulein hingesetzt, und sie zu seinem schaurigen Reigen abgeholt.

Manche nahmen auch neunerlei Holz am Christabend, zündeten es an, zogen sich aus bis aufs Hemd, und dieses dazu, warfen das Hemd vor die Stubenthür, setzten sich um das Feuer und sprachen:

Hier sitz' ich splitter-fasernackt und bloß;
Wenn doch mein Liebster käme
Und würfe mir mein Hemde in den Schoß!

Da kam nun bisweilen die entrückte Gestalt des Liebhabers, warf das Hemd herein, und wurde später der Mann selben Mägdleins. Auch dieser Zauber geriet nicht immer. Einst übten ihn viele mannstolle Mägde zugleich, da kamen die Liebhaber in Haufen vor die Thüre, erhoben draußen gräßlichen Lärm, rissen sich um die Hemden, und rissen sie kurz und klein — und keine von allen hat hernach einen Mann bekommen.

Ein hoher bewaldeter Berg nächst der Coburger Feste, der Bausenberg, war Tummelplatz der zahlreichen Hexen; auf ihm hatte der Teufel eine Kanzel, und rumorte viel im Walde umher; aber auch beim Brunnen zum heiligen Kreuz und bei dem Weiher waren Hexen-Tanzplätze, wohin sie ihre Mantelfahrten richteten, und allwo sie ihre Sabbathe feierten.

Auch mit bösen Juden war Coburg vor alters übel gesegnet. Einem solchen schuldete ein Christenweib eine ziemliche Summe Geldes, und konnte die Summe nicht aufbringen zur Wiedererstattung. Da sprach der Hebräer, er wolle ihr die Schuld erlassen, so sie ihm doch geben wolle etwas von ihrer Milch, da sie gerade ein Kind stillete. Die Frau versprach dies zu thun, dachte aber in ihrem Sinn: Warte Jude, du sollst haben eine Muttermilch, wie sie dir gehört. Und so bekam der Jude ein Glas voll Milch. Damit ging derselbe mit noch einem Gefährten abends nach dem Galgen, hieß jenen die Leiter hinauf steigen, die Milch in die Hirnschale eines Gehenkten gießen, und gut darinnen umschütteln. Als dies nun geschehen war, rief der Jude: Schmuel, was sichstde? — Gor nix! antwortete der Gefährte. Darauf wiederholte drunten der Jude seine Frage, und der Gefährte droben auf dem Galgen seine Antwort. Und zum drittenmale fragte jener. Da sprach der droben: Als ich doch seh' eine mächtig große Herde Schwein'. — Waih mir! schrie drunten der Jude. So hat mir gegieben das verdammte Weib die Milch von einer Schweinemutter, und nun wird kommen ein Sterb unter die Schwein, und nicht unter die Gojim! — Wie nun das Wort in Erfüllung ging, merkte jene Frau den Frevel, zeigte den Juden an, der wurde alsbald an jenen Galgen gehenkt, dann verbrannt, und von allen übrigen Juden wurde alsbald die Stadt gefegt und gesäubert, daß von ihnen nur noch der Name der Jüdengasse, des Jüdenthores und des Jüdenberges übrig sind. Die damals aus Coburg getriebenen Juden sollen den Waldort Judenbach angebaut und bevölkert haben.

9. Das Nönnelein.

Bösen buhlerischen Liebeszauber verübte auch zu Coburg ein welscher Umfahrer, des Namens Hieronymus Scottus, der in den Landen, durch die er kam, allerlei Künste und Gaukelspielerei trieb, gegen die Gemahlin des Herzogs Johann Casimir zu Sachsen, Anna, geborene Kurprinzessin zu Sachsen, mißbrauchte ihr Vertrauen und verstrickte sie in ein Liebesnetz mit einem Baron Lichtenstein, das ihr zum Verderben gereichte. Herzogin Anna wurde verhaftet und mußte ihr junges vorher so blühendes und liebeglühendes Leben in verschiedenen Kerkern vertrauern. Endlich starb sie und wurde im Kloster Sonnenfeld bei Coburg begraben, schon vorher aber hatte Herzog Johann Casimir sich wieder vermählt, und eine Spottmünze prägen lassen, deren Vorderseite ein zärtliches Paar, die Rückseite aber eine Nonne mit Brevier und Rosenkranz zeigt; um das Paar läuft die Schrift: Wie küssen sich die Zwei so fein, um die Nonne: Wer küsst mich armes Nünnelein.

Auch der Grabstein bildete die unglückliche Herzogin in Nonnentracht ab — aber bald nach ihrer Beisetzung verbreitete sich das Gerücht, daß ihr Geist im Grabe keine Ruhe finde, sondern spukend umherwandle. Vornehmlich soll sie dem Herzog Christian zu Sachsen-Eisenberg lange nach dem Tode ihres beleidigten Gemahles leibhaftig und zu mehreren Malen erschienen sein, und diesen aufgefordert haben, sie mit dem Schatten ihres Gemahles zu versöhnen. Solche Versöhnung soll auch erfolgt sein.

10. Der Pöpelsträger im Bausenberg.

Im Bausenberg über Coburg, wo der Teufel seine Kanzel und die Hexen einen ihrer Tanzplätze hatten, ging einst ein Vogelsteller mit seinen Garnen und der Lockpfeife seinem Geschäfte nach, und durchirrte lange Gehölz und Gebüsche. Da sah er einen seltsamen fremden Mann, der einen weißen Sack auf dem Rücken trug und seine Schritte nach dem Entensee unter der Teufelskanzel lenkte. Der Vogelsteller ließ sich mit dem Fremden in ein Gespräch ein und begleitete ihn die kurze Strecke, und am Entensee nahm jener seinen Sack von der Schulter, der nicht nach Rosenöl roch, und in dem etwas Lebendiges zappelte. Wenn er was sehen und im tiefsten Schweigen dabei beharren wolle, sprach darauf der Fremde zu dem Vogelsteller, so möge derselbe thun, wie er selbst, und dabei zog er seinen linken Schuh aus, der war rot und mit Kreuzen gezeichnet; dasselbe that nun auch der Vogelsteller mit seinem linken Schuh,

den jener auch mit roten Kreuzen zeichnete, und als dies geschehen war, sprang der Fremde von einem kleinen Hügel samt dem Sacke, den er trug, hinab, und der Vogelsteller folgte ihm alsbald. Darauf geschah ein Donnerschlag, und es wurde plötzlich Nacht um beide Männer, und sie fanden sich in einer Höhle wieder, darinnen eine Feuerlohe flammte, gleichwie im Hörselberge. In diese Glutlohe schleuderte jener den Sack samt dem, was darinnen verborgen war, und bedeutete seinen Gefährten, da, wo die Lohe noch zuckte, hinab in die Tiefe zu schauen. Da erblickte der Vogelsteller mit Entsetzen die Glutwellen der Hölle und die Stätte ewiger Qual, wimmelnd von Teufelslarven und den gepeinigten Seelen der Verdammten. Vor Schrecken sank er in die Kniee, und als er in der Lohe unter den armen Seelen seinen eigenen Sohn brennen und schmoren sah, war er nicht mehr des ihm auferlegten Gelübdes des Schweigens eingedenk, sondern schrie: „Ach Gott! Dort ist mein Hannes!" — — Kaum war ihm das Wort aus dem Munde, so ging ein Kochen, Zischen, Donnern, Tosen, Wirbeln und Brodeln los, als wenn die Hölle platzen und die ganze Erde verschlingen wollte, und das Feuermeer begann aufzuwallen und höher zu steigen, und da entfloh der Fremde und riß auch den Vogelsteller mit sich von dannen — da kamen sie an ein Wasser, in das beide sprangen, und in welchem dem Vogelsteller Hören und Sehen ganz und gar verging. Endlich lag er elendiglich ächzend im Walde, nicht weit vom Entensee, wo ein Jäger ihn fand, wie er am ganzen Leibe blitzblau angelaufen und verbrannt war, nur der Fuß, an dem er den rotbekreuzten Schuh trug, war noch heil. Dem Jäger erzählte der Vogelsteller mit matter Stimme, was ihm begegnet war, und dann starb er. Aus allem wurde entnommen, daß jener Fremde ein sogenannter „Popanz-", oder wie man um Coburg sagt: ein „Pöpelsträger" gewesen, welche die Pütze, Kobolde und Poltergeister beschwören, fangen und sie in Säcken an Orte tragen, allwo sie gebannt bleiben, teils in Sümpfe, in Einöden, in Waldwildnisse, teils, wie hier, in das helle Feuer, das dem Teufel bereitet ist und seinen Engeln. Solcher geheimnisvollen Bergesklüfte, darin die Abgrundqual der Verdammten zu Tage und vor das Auge einzelner Sterblichen noch bei ihrem Leben tritt, nennt die Sage in Thüringen m e h r e r e, und es ist wichtig, ihrer zu achten, weil sie stets auf ehemalige Stätten heidnischer Götterverehrung hinweisen.

11. Die Stadt im Lautergrunde.

In der Richtung von Coburg nach Eisfeld zu liegt ein freundliches Thal, das ein Bächlein durchfließt, die Lauter genannt, darinnen liegen auch die Dörfer Unter- und Oberlauter, Tiefenlauter und die Lauterburg. Dort stand vor Zeiten eine große Stadt, in welcher lauter Freude wohnte, und kein Leid. Mag schon sehr, sehr lange her sein, daß solches goldene Zeitalter herrschte. Die Menschen, die in jener Stadt wohnten, waren alle zufrieden, es gebrach ihnen an nichts, sie waren ganz glücklich; und da geschah es, daß eines Jahres der Tag Allerseelen kam, an welchem die Kirche gebietet, Leid zu tragen um die Verstorbenen. In der glücklichen Lauterstadt aber war niemand gestorben, und ihre Bewohner sprachen unter einander: „Was sollen wir ein Trauerfest begehen, da wir deß keine Ursache haben, und keiner von uns Trauer hat? Lasset solches Fest uns nicht begehen!“ — Darauf aber fügte es Gott, daß ein Kindersterben unversehens sich anhub, und zwar mit so schrecklicher Gewalt, daß alle Kinder starben, fast in jedem Hause eine Leiche war und kaum Raum auf dem Kirchhofe für die zahllosen frischen Gräber. Da gab es Trauer in Fülle, herzzerbrechende, zermalmende Trauer, und Zug um Zug ging nach dem Gottesacker zu den offenen Gräberreihen. Und wie die Bevölkerung der ganzen Stadt droben stand auf dem Friedhof, und Millionen bittere Thränen flossen, da war es Nacht in allen Elternherzen, und dann wurde es Nacht vor aller Augen, und die Kirche sank und der Kirchhof sank, und alle die Gräber und alle Särge und alle die Leidtragenden sanken tief, tief hinab, auf daß alle die letzteren ruhen sollten bis zum Allerseelentage der Auferstehung. So ward die glückliche Stadt eine öde Stätte, und was von ihr übrig blieb, das wurden lauter Dörfer. Am Allerseelentage aber hört man in der Tiefe die Glocken der versunkenen Kirche läuten.

12. Träumersdorf.

Oberhalb des stillen Lautergrundes liegt ein Dorf, das in der Volkssprache der Gegend Trämersdorf genannt wird, Trämer aber heißt in jenem Idiom ein Träumer, und die örtliche Sage berichtet von dieses Dorfes Entstehung: Einst schritt ein Wanderer durch die weiten Fluren zwischen Eisfeld und Coburg, da noch gar wenig Ortschaften sich daselbst angebaut hatten, verirrte sich und fand nirgends eine menschliche Wohnung, die ihm Obdach bot, er mußte

demnach wohl oder übel die Nacht im Freien zubringen, und sich im ersten besten Busch eine Lagerstätte bereiten. Da jener Wanderer nun schlief, träumte ihm von einer Mühle und von einem nahe bei derselben liegenden schönen Dorfe. Mit Tagesanbruch erwachte er und setzte neugestärkt seinen Weg weiter fort, da kam er unversehens an eine Mühle, und es war ganz dieselbe, die ihm im Traume vorgekommen war, aber das Dorf war nicht dabei, vielmehr war es gar nicht vorhanden. Der Wanderer sprach beim Müller ein, erzählte diesem seinen Traum und bat ihn, sein Gehöft Träumersdorf zu nennen; hernachmals baute sich der Wanderer selbst dort an, andere folgten ihm, und so entstand allgemach der Ort, und ward zu einer eigenen Pfarrgemeinde, und diese führt noch heute einen ruhenden und schlummernden Wandersmann im Siegel.

13. Der Stelzener Heilbrunnen.

Ganz nahe bei der Kirche von Stelzen entspringt in einer anmutigen, von mehreren hohen Lindenbäumen beschatteten Grotte eine frische Quelle, welche in alter Zeit als Heilbrunnen weit und breit berühmt war. Einem Kranken in der Nähe von Würzburg war die heilige Jungfrau im Traume erschienen, und hatte ihn nach jener Quelle gewiesen, aus welcher trinkend er Genesung schöpfte. Da nun dieser Kranke ein reicher Mann war, so erbaute er neben der Quelle ein Kapellchen, und nannte es Mariahilf, und nun kamen Kranke, absonderlich Lahme und Gichtbrüchige, von nah und fern her, und suchten hier ihr Heil, und fanden es auch, denn die mit Krücken und auf Stelzbeinen gekommen waren, konnten ohne solche den Heilort verlassen, und hingen zum dankbaren Andenken und Wahrzeichen jene in dem Kirchlein auf, daher das Dorf, das sich nach und nach in der Quellnähe anbaute, den Namen S t e l z e n erhielt. Das dauerte eine lange Zeit und jedermann durfte das heilende Wasser umsonst trinken, bis der Teufel des Eigennutzes in die Bauern fuhr, und sie dachten, die Kranken könnten ja das Wasser bezahlen. Aus war es alsbald mit der Wunderkraft, das Wasser der Quelle sprudelte zwar fort und fort, aber es heilte nicht mehr, und statt, daß wie ehedem alljährlich 300 bis 500 Grafen, Ritter und Herren, ungerechnet das gemeine Volk, nach Stelzen gewallt waren, und in der Kapelle reichliche Spenden geopfert, kam bald keine Seele mehr. Aber selbst als die alte Kapelle einer späteren Pfarrkirche Raum gegeben hatte, fanden sich auf dem Boden der letzteren noch bis zum Jahre 1830 alte Stelzen, die von den Ge-

nesenen zurückgelassen worden waren. Im Altare der Kirche, so ging die Sage, sollte ein goldenes Hirschgeweih verborgen sein, allein selbiges hat sich nicht finden lassen. Im übrigen war die Kirche reich an Gut und Lehnschaften, und das Gehölz des Bleß, eines hohen Waldberges, gehörte ihr zu. Dieses Gehölz vornehmlich wird als das bezeichnet, in welchem die nächtliche Säge oder die Zwergensäge arbeitet.

14. Heldburg.

Zwar schon auf fränkischem Boden, aber doch innerhalb sächsisch-thüringischer Landesgrenze und nahe genug der südlichen Abdachung des Thüringer Waldes, erhebt sich stolz und stattlich die graue Heldburg, einst die fränkische Leuchte geheißen, denn sie soll so viele Fenster zählen, als das Jahr Tage zählt. Diese Burg rückt ihren Ursprung in die vorchristliche Zeit hinauf. Ein Heidentempel soll da gestanden haben, wo sich heutzutage der Burgbrunnen befindet, der so tief ist, als der Berg hoch, und ganz durch Felsen gehauen, und dessen Bau so viel gekostet haben soll, als der ganze spätere Schloßbau. Ein Teil der Veste Heldburg, deren Name von einen Elid oder Helid abgeleitet wird, heißt noch bis heute der Heidenbau, und im Hain, der die Burg an ihrer Rückseite umzieht, haben sich unverkennbare Spuren alter germanischer Bevölkerung zwischen Klingsteinen gefunden. Auch heißt noch eine Stätte am Burgberge der Heidengottesacker, und ebenso liegen in der Burgnähe noch sogenannte Heidenäcker. In Urkunden des 9. Jahrhunderts ist schon von der Helidberger Markung die Rede, und der Ort am Bergesfuß, die heutige Stadt **Heldburg**, heißt schon 837 villa helidberga, auch wird ein Gaugraf des Namens Asis genannt und aufgeführt, derselbe, der auch um Eisfeld (Asisfeld?) sich verdient gemacht haben soll. Ob dieser Asis-Name nicht ein Nachhall aus früherer, vorchristlicher Zeit sei, wird sich schwerlich ermitteln lassen. Er klingt aber mindestens mit dem Flügelwehen des Heidentumes, das um die alte Helidburg braust, gut zusammen.

Nicht weit von der Heldburg erheben sich auf bewaldetem Phonolithkegel die alten Burgtrümmer des ehemaligen Henneberger Grafenschlosses Straufhahn oder Straufhain, deren Hain-Name an die Übung altgermanischen Kultus vorzugsweise erinnert, der auch noch in späterer Sage einen Wiederhall fand, denn das wütende Heer zieht um diese uralten Waldeswarten mit seinem wilden Geschwärme, und eine Niederschrift giebt unter anderen davon mit den

Worten Kunde: „Im Jahre 1698 im April hörten die Leute, so im Felde waren, ein gräßliches Geschrei und Schießen(?) auf diesem Schlosse und dasigem Gehölze, so zweifelsohne ein Teufelsgespenste oder das wütende Heer gewesen sein mag.“ Jetzt aber haust seit zwei Jahrzehnten eine gute Fee auf der Heldburg, die gar oft in das Thal herabsteigt, um Elend zu lindern und Jammer zu stillen.

15. Weitersroder Schätze.

In der Richtung von Eisfeld nach Hildburghausen zu, doch nur eine halbe Stunde von dieser letzteren Stadt, liegt das Pfarrkirchdorf Weitersrode, auch Weikertsrod geheißen, mit einem alten Burgschlosse, das ein Herr von Heßberg erbaute. Dort, im Schlosse nämlich, sollen große Schätze verborgen und verzaubert ruhen. Zu einer Zeit ließ sich ein hell brennendes Lichtlein sehen, das aber, so wie jemand dasselbe erblickt hatte, alsbald wieder verschwand. Einige Männer vermuteten an der Stelle, wo das Licht sich blicken ließ, einen Schatz, und besprachen sich mit einander, wie sie ihn heben wollten. Denen gesellte sich unvermutet ein Mönch zu, welcher sie bedeutete, daß der Schatz allerdings vorhanden sei, aber im Stalle liege und dort unter tiefem Schweigen gehoben werden müsse. Die Männer gruben eifrig und schweigend an der bezeichneten Stelle, und bald kam ein kupferner Kessel zum Vorschein, angefüllt bis zum Rande mit alten verschimmelten Thalern. „Herr Gott, die Menge!“ schrie einer der Männer laut auf, und plumps versank der Kessel mit den Thalern und schwabb hatte der Sprecher eine Ohrfeige, daß ihm Hören und Sehen verging.

Auch eine weiße Jungfer läßt sich im Weitersroder Schlosse zuzeiten sehen; sie trägt ein Schlüsselbund und möchte gern erlöst sein; auch sie ist eine Schatzhüterin, wie jener Mönch ein Schatzhüter, und an das stillschweigende Heben der Schätze ist die Erlösung beider geknüpft. Diese Jungfrau erschien einer Magd des Schlosses auf einem Gange, bot derselben ihr Schlüsselbund an, und sagte ihr, in einem alten Schuppen gegenüber dem Schlosse ruhe der Schatz, der ihr, der Magd beschert sei, in einem Kasten; sie solle denselben getrost öffnen, und daraus alles nehmen, was sie finde. Die Magd eilte nach dem Schuppen, fand die alte Truhe, die sie vorher nie gesehen, schloß und schlug den Deckel auf, und siehe, die Lade war voll Geld bis an den Rand, oben darauf lag ein kleines totes Kind, dem stak ein Messerlein in der Brust. Da grauste der Magd über alle Maßen, sie enteilte bebend — und da tritt ihr die Jungfrau entgegen mit Händeringen, nimmt ihr das

Schlüsselbund wieder, und verschwindet unter schweren Seufzern, denn die von ihr gehoffte Stunde der Erlösung hatte abermals noch nicht geschlagen.

16. Geisterkämpfe.

Etwa 100 Schritte von Weitersrode liegt der Judengottesacker, und unter diesem stand vor Zeiten eine Kapelle, welche abgetragen wurde, nachdem die jetzige Pfarrkirche erbaut worden war. Bei Gelegenheit dieser Abtragung entzweiten sich ein paar Zimmerleute so heftig, daß einer den andern erschlug, nachdem er ihm oben am Walde, der über den Judenfriedhof hinzieht, aufgelauert hatte. Kaum aber war die unselige That geschehen, so folterten Reue und Gewissensbisse den Mörder und er legte alsbald Hand an sich selbst. Beide Leichname wurden an der Stelle, wo man sie fand, verscharrt, und über ihrer Grabstätte wurde ein großer Stein aufgerichtet, in welchen eine Zimmeraxt bildlich eingemeißelt wurde. Diese Stätte blieb ein verrufener Ort, denn oftmals wurden bei nächtlicher Weile die Geister der beiden, in blutige Laken gehüllt, mit einander kämpfend erblickt.

Ein Gleiches geschah in dem benachbarten Walde, durch den die Straße von Schleusingen nach Hildburghausen führt. Man erblickte zwei gespenstige Kämpfer, welche beide verzweifelt auf einander loshieben, bis der eine sank und der zweite verschwand. Dies sollen nach der allgemeinen Sage die ruhelosen Geister zweier Hildburghäuser Bürger sein, von denen der eine dem anderen eine Summe Goldes schuldete, aber niemals bezahlte, worauf der Gläubiger schwur, er wolle dem Schuldner das Geld vom Leibe herunterschlagen, und als beide einander an jener Waldesstelle begegneten, entbrannte sogleich ein tödlicher Kampf. Der Gläubiger überwältigte den Schuldner und schlug ihn tot, verscharrte den Leichnam und kehrte zur Stadt zurück. Aber auch ihm ließ das Gewissen keine Ruhe, endlich rannte er zum Walde, und erhing sich über dem Grabe des Ermordeten. Als man seinen Leichnam nun auch dort begrub, entbrannte der Geisterkampf der beiden, und währte mit Ungestüm oft halbe Nächte hindurch, oder doch von Mitternacht an bis zum ersten Hahnenschrei. Ein Zufall ließ es geschehen, daß der Leichnam des Erschlagenen aufgefunden wurde; man grub ihn aus und setzte ihn in geweihter Erde bei. Da hatte der Spuk ein Ende.

17. Hasengespenst.

Hildburghausen ist eine Stadt sehr alten Ursprungs, daher ihr auch örtliche Sagen nicht fehlen. Man hat ihren Ursprung, wie ihren Namen von Hildbert oder Childerich, dem Sohne des Frankenkönigs Chlodowig ableiten wollen, noch näher aber liegt die Ableitung von der frommen Hiltburge, einer begüterten Frankin, die zum Heile ihrer Seele das Hochstift Fulda mit zahlreichen Besitzungen, in nachbarlichen fränkischen Gauen gelegen, beschenkte.

Als nun Hildburghausen noch ein eigenes Fürstenhaus besaß, stand vor dem stattlichen Schlosse Tag und Nacht eine Schildwache, welche zu einer Zeit, als das Militär in den Krieg gezogen war, durch Bürgermiliz versehen wurde. Da ist gar mancherlei wahrgenommen und erzählt worden. Einmal hatten zwei Bürger nachts die Wache am Schloßthore; beide standen in ziemlich gleichgültigen Gedanken, da trottelte aus der Schloßecke her plötzlich ein Hase auf sie zu, blieb vor ihnen still stehen und machte seine Männchen. Die Wächter haschten nach dem Hasen, konnten seiner aber nicht habhaft werden. Jetzt wollten jene den zudringlichen Lampe in die Flucht jagen, allein dies gelang wieder nicht, vielmehr wurde der Hase größer und größer, begann seine großen Augen wie Feuerräder zu rollen, und ein wenig Feuer auszupusten. Noch hielt die Tapferkeit der Bürgerwehrmänner standhaft Stand, sie legten ihre rostigen Schießprügel auf ihn an, und wollten Feuer geben, es gab aber keiner Feuer, weil beiden das Gewehr versagte — und daran verschwand alles, der Hase zuerst und dann die beiden Wehrmänner; sie ergriffen nämlich das Hasenpanier und flüchteten zitternd in ihr sicheres Wachtstüblein hinein.

18. Die nächtliche Wehklage.

In einer Nacht rief der Wächter zu Hildburghausen die Mitternachtsstunde ab, und schritt die Gasse hinauf, die beim Rathause auf die Marktgasse führt. Da hörte der Mann hinter sich her ein klägliches Wimmern und schneidende Klagetöne und einen schlürfenden Schritt, und als dies kein Ende nahm, blieb er an der Ecke stehen, und leuchtete die Gestalt an. Er erblickte mit Grauen ein uraltes, völlig in sich zusammengebücktes und gedrücktes Weiblein in graue Laken gehüllt und mit einem spinnewebfarbigen Gesicht, das barmte noch einmal auf das herzbrechendste, und dann zerfloß es vor seinen Augen, wie ein grauer Nebel. Der Nachtwächter dachte sich wohl, daß das kein gutes Zeichen sein möchte, und behielt die Sache für

sich und sagte niemand etwas davon. In der nächstfolgenden Nacht, als derselbe Mann wieder die nämliche Straße ging und an die Stelle kam, an welcher er zuerst das Gewimmer und Gewinsel vernommen, sah er aus einem Hause schwarze Rauchwolken heftig in die Höhe steigen und gleich darauf schlug eine helle Flammenlohe aus dem Dache. Rasch wuchs die wilde Glut, und obschon der Nachtwächter sogleich Feuer rief und tutete, so währte es doch lange, ehe genügende Hilfe kam, weil die Menschen im ersten Schlafe lagen, indes das Feuer immer weiter um sich griff, und eine Reihe Häuser bald zu gleicher Zeit brannten, und es setzte sich die Glut fort bis an jene Ecke, an der die nächtliche Wehklage verschwunden war, da stand das Feuer, wie gebannt, und fraß nicht weiter.

Solches Gespenst der Wehklage kennt man auch in anderen Städten Thüringens, so namentlich in Weimar, wo auch ein gespenstiges Klageweib wimmernd und sich jammervoll geberdend durch die Straßen geht, wenn es brennen will, oder der Stadt sonst ein Unglück droht.

19. Die Mehleiche.

Auf der Straße von Hildburghausen nach Schleusingen kommt man durch die Stadtwaldung, und in dieser ist es nicht geheuer. Vor nicht gar zu langer Zeit ging eine alte Frau in jenen Forst ins Leseholz, und als sie so recht im tiefen Walde war, sah sie unter einer ganz alten Eiche eine schlossenschleierweißgekleidete und totenbleiche Frau, die trug auf ihrer Schulter einen langen und schweren Sack voll Mehl, ruhte damit an der Eiche aus, und winkte der armen Frau, näher zu ihr hinzukommen, gab ihr auch zugleich mit Geberden zu verstehen, sie möge ihr den Sack abnehmen. Die arme Alte aber hatte Angst und fürchtete sich, und sah wo anders hin — wie sie aber nun endlich wieder den Blick erhob, und nach der Eiche hinsah, war jene Frau verschwunden. Als nun die Alte nach Hause gekommen war, erzählte sie, was sie gesehen, ihrer Nachbarin, und diese sprach: „Ei Nachbarin, wißt Ihr denn das noch nicht? Das ist ja die Müllersfrau gewesen, die bei ihren Lebzeiten das Getreide der armen Leute auf unbarmherzige Weise gemetzt hat. Da ist sie von einem Pöpelsträger, weil sie nach ihrem Tode gar zu greulich spukte, in den Stadtwald getragen, und darin fest gebannt worden, und muß nun mit dem schweren Mehlsack umhergehen, bis sie jemand findet, der ihr den Sack abnimmt, wodurch sie erlöst wird. Die Eiche, an der die schlimme Müllerin jedesmal ausruhen darf, heißt die M e h l e i c h e.“

20. Seelweckchen.

Auf der Mauer der steinernen Brücke, welche nahe beim Kloster Veßra über die Schleuse führt, ganz nahe der Stelle, wo diese sich mit der Werra vereinigt, erblickt man eine Brezel und einen Namen dieser Gestalt ANNA ARNERTA † 1612 — als Wahrzeichen eingehauen. Diese Zeichen sollen ihren Ursprung einem Ereignis danken, das zur Sage verklungen ist. Ein junges hübsches Bäckermädchen aus Themar, die einzige Tochter wohlhabender Eltern, wurde mit einem Korbe voll Brezeln und Semmeln nach Veßra geschickt. Da der Korb schwer war, so ruhte das schöne Kind sich aus auf der dazu ganz geeigneten Brückenmauer, nahe da, wo sich die Wege scheiden. Sei es nun, daß des Korbes Schwere allein die Jungfrau rücklings niederzog, sei es, daß der dort wohnende Wassergeist Hackelmärz dies that, genug, sie sank samt ihrem Korbe rücklings nieder und fand ihren Tod in der Flut. Am anderen Tage wurde sie erst gefunden. Die Eltern ließen alle Jahre an dem Unglückstage ihrer Tochter Semmeln und Brezeln an die Schulkinder verteilen, auch auf die Veßraer Brücke zum Andenken, oder auch zur Warnung für diejenigen, welche schwer belastet da vorüber kommen und in ähnliche Gefahr geraten möchten, jene Zeichen in die Mauer einhauen, welche stets an den Unglücksfall erinnern. In dem Testamente der Eltern des verunglückten Mädchens war der Armen- oder auch Seel-Kasse Themar eine beträchtliche Summe zugedacht; auch die alljährliche Verteilung der Semmeln unter die Schulkinder bestand fort, und besteht heute noch. Die Kinder heißen diese Semmeln „die Seelweckchen"; und auf einem Hause nahe an der Seelpforte ruht neben der Rechtsame, daß, wer dieses Haus besitzt, rasieren darf (wenn er nämlich das Geschick dazu hat) auch diese, daß bei der Verteilung der Seelweckchen für 4 Batzen Semmeln dahin geschickt werden. Vielleicht war es die Wohnung jener Bäckersleute.

Jetzt noch soll zuweilen auf der Veßraer Brücke das verunglückte Mädchen in einem schneeweißen Gewande erscheinen, und ängstlich hin und her wandeln, als habe sie hier etwas zu suchen. Auch einen Reiter ohne Kopf will man da öfters gesehen haben. Von dieser Brücke heißt es noch, und es ist zum spöttischen Sprichwort geworden: wenn ein Mädchen keinen Mann bekommt, so muß sie die Veßraer Brücke scheuern und den Fröschen warme Socken flicken.

21. Wassergeist Hackelmärz.

Das Begegnen eines männlichen Wassergeistes mit bestimmtem Namen ist in den Sagen Thüringens von sehr seltenem Vorkommen, daher ist um so mehr darauf zu achten. Es ist aber überhaupt die Gegend und das uralte vormals hennebergische Städtchen Themar sehr sagenreich und voller mythischer Anklänge. Der Hackelmärz wohnt in der Werra und Schleuse; die Kinder fürchten ihn sehr, wenn sie baden, und machen sich einander gegenseitig mit ihm zu fürchten, indem sie rufen: „Hu! Reiß' aus! Der Hackelmärz kommt!“ Sie denken sich ihn lang, dürr, graugrünbärtig, mit geschlitzten Schlappohren, der nach ihnen fahndet, wenn sie baden, und sie dann unter dem Wasser erstickt. Man kann bei dem Namen an den westphälischen und harzischen wilden Jägergeist Hackelbernd und Hackelnberg denken. Bernd ist, wenn man nicht an eine höhere mythische Deutung zu glauben geneigt ist, der zusammengezogene Name Bernhard, und März ist Martin, wie man im Hennebergischen Lurz aus Lorenz, Murz aus Moritz bildet.

Auch das Andenken der Frau Holle lebt in diesem Thale fort: die Kinder sagen, wenn es im Winter so recht in dicken Flocken schneit: „Die Fra Holl schüttelt ihr Federbett aus.“ —

Die Macht des Hackelmärz erstreckt sich weit; zwischen der Mühle von Rappelsdorf bei Schleusingen und der Papiermühle bei Schwarzbach, am Anfange des in die Schleuse mündenden Schwarzbachs, muß der letztgenannte Fluß alle Jahre einen Toten haben.

22. Veßra und Trostatt.

Nahe dem Ausgange des Schleusethales lag die einst reiche und berühmte Prämonstratenser-Abtei Veßra. Dort sollen ursprünglich Mönche und Nonnen nachbarlich beisammen gewohnt haben, bis im Nonnenhause ein Brand ausbrach, und man für geraten fand, Stroh und Feuer von einander zu scheiden, und wurde unweit Veßra im Werrathale ein Ort zur Strohstatt gewählt, der aber den Namen Trostatt erhielt, aber stets gewissermaßen von den Veßraer Äbten abhängig blieb. Auch soll ein unterirdischer Gang von Veßra nach Trostatt unter dem Werrabette weg geführt haben. (Die Sage legt aber der Gründung von Trostatt eine andere Ursache bei.) In den zum guten Teile noch erhaltenen Klostergebäuden Veßras erblickt man zuzeiten noch wandelnde Mönche. Ein überaus großer Schatz soll in einem dort befindlichen verfallenen und verschütteten Brunnen liegen. Auch im Walde auf dem Wege

vom Dorfe Schmeheim nach Themar sind Mönche erblickt worden, die einen Kreis um einen Hügel unter einer Buche geschlossen hatten. Zu einem Abte von Veßra kam einmal der Teufel, ihn zu versuchen, denn er dachte, habe ich erst den Abt, dann ist mir die ganze Klerisei gewiß. Der Teufel bot dem Abte viele Schätze für dessen Seele an, aber völlig vergebens, der Abt blieb seinem Heilande und dem Himmel getreu. Darüber ergrimmte der Teufel und fuhr durch die Lüfte von dannen, schleuderte aber noch eine große Steinkugel nach dem Haupte des Abtes, allein die Kugel traf nicht den frommen Mann, sondern fuhr schräg in die Mauer über dem Kreuzgang, und blieb darin hängen bis auf den heutigen Tag.

23. Der Mönchstein.

Im Thale aufwärts vom Kloster Veßra nach Schleusingen zu findet der Wanderer unterhalb Rappelsdorf und unweit der Zollbrücke auf einer Wiese einen mächtig großen Stein stehen, welcher im Volke der Mönchsstein genannt wird. Insgemein erzählt man sich, es habe ein Mönch aus Veßra den Stein zur Buße vom Kloster aus bis zu der Stelle, wo der Stein steht, auf seinen Achseln getragen, und dadurch zugleich das Klostergebiet bis zu diesem Stein erweitert; eine alte schriftliche Nachricht aber meldet: Bei der Gründung und Erbauung des Klosters Veßra durch den Grafen Gotebaldus oder Gottwalt von Henneberg um das Jahr 1130 erbot sich ein Mönch, den Stein eine merkliche Weite zu tragen, unter der Bedingung, daß der Graf dem Kloster so viele Wiesen zu eigen gebe, so weit der Mönch den Stein tragen werde. Der Graf willigte ein und der starke Mönch trug den schweren Stein diese weite Strecke, fast eine halbe Meile Weges weit, und sank dann tot nieder.

In ganz ähnlicher Weise wiederholt sich diese Sage im Forste des Dorfes Manebach bei Ilmenau, auch dort steht ein Mönchsstein, noch dazu mit einem darauf ausgehauenen Mönchsbilde, den soll sogar von einem Kloster zu Erfurt aus ein frommer Pater oder Frater bis zu jener Stelle getragen haben, um seinem Kloster Land und Waldung zu gewinnen.

24. Die Jungfrau mit dem Zopf.

Häufig wird an alten öffentlichen Gebäuden in dieser Gegend noch das Wappen der Grafen von Henneberg-Schleusingen erblickt, oft sogar sehr kunstvoll in Stein gearbeitet, über dem der eine Helm

als Zier eine wachsende gekrönte Jungfrau trägt, aus deren Krönlein eine mit Pfauenfedern besteckte Säule emporragt. So am Thore zu Veßra, zu Schleusingen, am Brückenthore zu Themar, an der Kapelle auf der Obermaßfelder Brücke, am Schlosse zu Maßfeld ꝛc. Diese Jungfrau ist ohne Arme gebildet, hat aber einen starken Zopf, nicht selten auch 2 Zöpfe. Alte heraldische Fürstenschmeichler haben in Reimen und doch sehr ungereimt in diesem Jungfrauenbilde eine Pallas oder Minerva erblickt, als Zeichen der großen Weisheit des gräflichen und fürstlichen Herrschergeschlechtes, während die Annahme dieser Helmzier in eine sehr späte Zeit fällt. Die Sage vermittelte die Erklärung dieses Helm- und Wappenschmuckes auf eine sehr romantische Weise und in mannigfaltiger Abwandlung.

Ein junger Graf von Henneberg lernte im heiligen Lande die Tochter eines Königs von Arabien kennen und gewann ihre Liebe, doch mußte er von ihr sich trennen und in seine Heimat zurückkehren. Der Sarazenin aber ließ es nicht Rast noch Ruhe, sie nahm ihre Schätze und ihre Diener und zog mit ihrer ganzen Habe in das Abendland, und erreichte endlich die Grafschaft Henneberg. Wie sie nun durch das obere Werrathal zog, und in die Nähe des Klosters Veßra kam, vernahm sie von den beiden Türmen der Abtei und von allen umliegenden Orten her ein feierliches Glockengeläute, und vernahm, als sie nach der Ursache desselben fragte, man feiere das Hochzeitsfest des Landesherrn. Als die Sarazenin nun weiter forschte, wie dieses Gebieters Name sei, wurde ihr der Name des Geliebten genannt. Da war die arme morgenländische Prinzessin außer sich vor Schmerz, riß ihre schönen Haarzöpfe sich aus, gründete ein Nonnenkloster, nachdem sie Christin geworden war, und nannte es, weil sie nur darin eine Stätte des Trostes zu finden vermochte, Troststatt, verwandte all' ihr übriges Geld und Gut zu frommen Zwecken, erbaute die Brücken bei Ober- und Untermaßfeld, und lebte gar nicht lange. Den Grafen aber rührte die Liebe der Sarazenin sehr, und er suchte ihr Andenken auf alle Art zu ehren; er nahm ihr Bildnis als Zier auf seinen Helm, führte es so auf Turnieren, ließ es überall abbilden, und ihren Leichnam ließ er in der Abtei Veßra beisetzen, und ihr im oberen Chore der Kirche ein schönes Denkmal, in Form einer Tumba aufrichten; darauf sahe man, einer alten Nachricht zufolge, ihr steinernes Bildnis mit schwebenden oder zu Feld geschlagenen Haaren auf einem Ruhebette von Säulen getragen. Über dem unteren Kleide trug sie einen langen Mantel, von einem schmalen Gürtel zusammengehalten, hatte vorn unter dem Halse ein edel Gespang auf der Brust, und einen Leidschleier oder

Binde vom Haupte bis zu den Füßen hangen. Am Kissen unter ihrem Haupte erblickte man zwei Engel, welche dieses Kissen mit ihren Händen hielten.

Die spätere, nicht ungeschickt verjüngende Sage läßt jene Fremde die Tochter eines moskowitischen Kaufmannes sein, ja noch schlimmer, die eines Würzburger Kaufmanns, mit der sich dann alles so, wie mit der Sarazenin, zugetragen habe. Seltsam ist es, daß an die ursprüngliche Sage selbst die von einem morgenländischen Tiere erinnert, welche lautet:

25. Die Kamelskammer und der Kamelsbrunnen.

Wenn man von Themar aus dem Weißbach entlang nach dem Dorfe Lengfeld zu schreitet, kommt man an eine Vertiefung, in welcher ein Brunnen quillt.

In einem heißen Sommer gingen einmal zwei Männer aus Themar mit einander durch die Feldflur, und einer von ihnen fühlte brennenden Durst. Der Mann war dem Umsinken nahe, und sprach zu seinem Nachbar: „Ich will umkehren und wieder heimwärts gehen, daß ich erst meinen Durst lösche.“ Und er wandte um, sank aber bald an einem Rain hin, denn er war matt und müde; horch! da plätschert etwas in der Nähe, wie wenn Wasser auf die Erde niedergegossen würde — er rafft sich auf, und als er kaum noch 20 Schritte gethan, sieht er zu seinem großen Wunder ein Kamel, welches sich niederbückt und aus einer hervorsprudelnden Quelle säuft. Vorher war an diesem Ort keine Quelle gewesen. Freudig eilt er hinzu und löscht seinen brennenden Durst mit dem klaren süßen Wasser; dann verkündigte er das Wasser seinen Nachbarn und Freunden, die sich neugierig aufmachten, das Kamel und die neuentdeckte Quelle zu besehen. Frisch und klar wallte das Wasser noch aus der Erde hervor, aber das Kamel war fort, und ließ sich später nur noch einigemale an eben diesem Orte sehen, wo es dann nie wieder bemerkt wurde. Ihm zum Andenken ließen die Themaraner sein Bildnis in Stein hauen, und über die, nachmals sorgfältig gefaßte Quelle aufstellen, die den Namen „Kamelsbrunnen“ bekam, und heute noch frisch und rein fortsprudelt.

Der Ort, wo Kamel und Quelle zuerst gesehen wurden, wird auch „die Kamelskammer“ geheißen; auf beiden Seiten drängt der Wald heran, und der Boden, der sich hier in eine Vertiefung senkt, sieht fast einer Wohnung oder einer Kammer ähnlich.

Dieses Kamel soll zu denen gehört haben, welche die Orientalin mit aus ihrer Heimat brachte, und von jener Zeit an soll sich noch

manchesmal im Hennebergischen hier und da ein Kamel erblicken lassen. Nahe der Kamelskammer sind auf dem Felde noch zwei Vertiefungen, von denen die eine die Goldgrube, die andere die Kohlengrube heißt. Es läßt sich aber weder in der einen noch in der anderen das erblicken, wonach sie heißen. Würde man dem Fingerzeige der alten Sage zu folgen verstehen, und in der Kohlengrube Kohlen finden, so wäre die Goldgrube gleichzeitig mit erschlossen.

26. Der Teufelsstein.

Eine gute Wegstrecke über Themar nach dem Walde zu liegt auf einem bewaldeten Bergkopf ein Säulen-Basaltfelsblock, der Feldstein oder Teufelsstein geheißen. Es ist um ihn nicht geheuer und das Irrkraut wächst dort sehr häufig. Der Feldstein ragt 22 Meter hoch empor und die Sage erklärt sein Vorhandensein also: Wie der Teufel drüben auf dem kleinen Gleichberge bei Römhild die sogenannte Steinburg baute, und zwar auf Geheiß eines ihm verbündeten Ritters, der gern eine unüberwindliche Veste besitzen wollte, und ihm dafür seine schöne Tochter zu eigen zu geben gelobt hatte, selbstverständlich, daß der Teufel in einer und derselben Nacht und vor dem ersten Hahnenschrei den Bau der Burg nebst einer dreifachen gewaltigen Steinumwallung vollendete, da war er schon so weit fertig, daß nur noch ein Schlußstein mangelte, und mit diesem kam er bereits vom Thüringer Walde her angesaust, aber die Amme des Ritterfräuleins hatte Unrat gewittert, war mit einer Laterne zum Hühnerstall geschlichen, und wie der Hahn das Laternenlicht sah, meinte er, es sei schon Tag und krähte hell auf. Der Teufel hörte den verhaßten Schrei des Hahnes, der ihm durch alle Glieder fuhr, und da ließ er entweder vor Schreck den Stein fallen, oder warf ihn vor Zorn dahin, wo er jetzt noch liegt. Unter dem Teufelsstein soll ein großer Schatz vergraben liegen.

27. Seher und Gesichte.

Auf der Weghälfte zwischen der Veßraer Brücke und Themar ist ein Kreuzweg, eine breite Fahrstraße kommt vom Felde rechts nach der Hochstraße, und zur linken geht eine solche in den Wiesengrund und nach der Holzflöße; unter der Hochstraße hindurch ist ein Wässerlein geleitet, dergleichen bedeckte Wasser nennt man im Hennebergischen eine Dohle. Auf dem Kreuzweg über der Dohle findet alljährlich eine Erscheinung statt. Wer in der Neujahrsnacht

um 12 Uhr schweigend an diesen Ort geht, der erblickt die lichte Gestalt eines Engels, welcher eine Papierrolle in der Hand hält, und sie vor den Augen des Sehers aufrollt. Dieser erblickt dann mit goldener Schrift auf der Rolle eine Zahl geschrieben, und diese Zahl ist die der Jahre, die der Seher noch zu leben hat. Einst war zu Themar auch ein Seher, der mehr vermochte, als Brot zu essen; er war ein Gülden-Sonntagskind, konnte das Wetter voraussagen, und vornehmlich, wer alles im Laufe des Jahres sterben werde. Dieser Mann ging alle Jahre in der Neujahrsnacht um 12 Uhr nach dem Obernthor, in dessen nächster Nähe der Gottesacker ist, wo er stillschweigend neben die Pforte trat, und diejenigen Menschen, die in diesem Jahre mit Tode abgehen würden, geisterhaft in einem langen Zuge an sich vorbei schweben sah. Wie sie nach der Reihe vorüber gegangen waren (und der Zug bewegte sich allemal bis an das Thor des Gottesackers), so starben sie dann auch. Einstmals stand er auch zu dieser Stunde am obern Thor, und die Schattengestalten glitten an ihm vorüber; siehe da kam seine Frau, eine böse Sieben, auch herausgeschwebt, und wie sie ihn erblickte, wandte sie sich um, und versetzte ihm eine derbe Ohrfeige. Da ging er heim, und niemals wieder auf die Geisterschau. Seine Frau ist wirklich in diesem Jahre gestorben, er aber hatte die Seherschaft verredet.

Wenn es in Themar am Sonntag früh zum Gottesdienst läutet, haben manchmal die Klänge einen eigenen weinenden Ton (wiewohl sonst das Glockengeläute sehr rein und schön ist) und darnach ist jedesmal ein sehr trauriger Todesfall. Weint nun die Glocke, so sagen die Leute, es giebt bald eine Leiche, die Glock' heult. Und es trifft auch allemal zu.

Stirbt ein Ratsherr, so fällt in dem Augenblicke seines Abscheidens einer von den zwölf Stühlen um, die im Rathaus stehen, darauf die Herren sitzen, wenn sie Rat halten.

Und stirbt ein ehrwürdiger Geistlicher, so flammt ein helles Licht in der Kirche.

Steht an einem Leichnam ein Auge offen, so heißt's: er holt noch eins nach. Auch das ist in Themar Volksglaube, daß, wenn einem Leichnam ein Schleifchen Band oder Zeug von seinem Sterbeanzuge in den Mund kommt, und er so beerdigt wird, so holt er nach und nach binnen kurzer Zeit die ganze Familie. Dieser Zug der Sage ist ein in Thüringen seltenes Erinnern an den Vampyrismus, während der Glaube, daß, wenn ein Toter von einem noch Lebenden ein Stück Gewand mit an den Leib bekäme, der Lebende

so langsam sich verzehren müsse, als jenes Stück im Grabe verfault, schon weit mehr allgemein ist.

Am heiligen Dreifaltigkeitstage, welches der goldene Sonntag ist (Trinitatis), soll man bei Leibe nicht arbeiten, dies ist ein schon von den Voreltern auf die Nachkommen vererbtes heiliges Gebot, und wer dasselbe übertritt, läuft große Gefahr vom Blitz erschlagen zu werden. So setzte sich einmal zu Themar eine Magd an diesem Tage vor die Thüre, und flickte, trotzdem daß ihre Herrschaft ihr davon abriet, ihr Mieder. Als dasselbe wieder in stand gesetzt war, zog die Magd das Mieder an, aber wie sie aus ihrer Kammer trat, zuckte ein Blitz, der sie auf der Stelle tötete und das Mieder gerade da, wo sie dasselbe ausgebessert hatte, in Stücke riß.

28. Der eingefallene Berg und das Dörfles.

Oberhalb Themar in der Stadtnähe und am linken Ufer der Werra senkt sich schroff und steil eine nur wenig bewachsene Wand, oben Felsen und unten Kalkgerölle, bis fast zum klaren Spiegel des Flusses herab.

Dieser Berg besteht gleichsam aus drei Abteilungen, von denen auch jede ihren eigenen Namen hat. Da, wo die hohen Tannen das Dörfles bekränzen, heißt es der „Iltenberg,“ im gemeinen Leben „Oltenberg“.

Zunächst an Themar heißt es der „gehegte Berg“, und der mittlere Teil ist „der eingefallene Berg“. Vor langen Zeiten zertrennte sich das Felsengebirge weithin in gerader Richtung, stürzte hernieder und begrub unter seine Trümmermassen ein unten am Berge gelegenes Dörfchen, das den Namen „Dörfles“ führte, wonach nun heute noch diese Gegend benannt wird. Die Bewohner des Dörfles führten ein Gott sehr mißfälliges ruchloses Leben, daher über sie die Strafe verhängt wurde, daß der einstürzende Berg sie mit Mann und Maus begrub.

Eine dunkle Kluft, das „Eisloch“ geheißen, zieht sich in den Fels hinein, und der Schlund senkt sich in eine grauenvolle Tiefe. Im Grunde soll Wasser sein, welches mit dem Meere in Verbindung stehe. Eine dem Eisloch ähnliche Öffnung am großen Gleichberge bei Römhild nennt man: „die kalte Hölle.“ Aus der Tiefe dieser schaurigen Kluft will man oft Seufzer und Geheul vernommen haben, und behauptet, dies rühre her von den Seelen der verdammten Bewohner des Dörfles.

Des eingefallenen Berges Form wie die Sage von seiner Kluft deuten augenscheinlich nach dem Hörselberge hin, nur daß jener

höher und die Sagen von ihm herrschender und ausgebildeter geworden ist.

29. Die Gipsgrube.

Einst ging Herr Heinrich Eisbrückner von Themar auf sein Feld, welches am eingefallenen Berg gelegen war. Unweit der Obermühle, die außer der Stadt liegt, begegnet ihm eine alte Frau, man hieß sie nur die Schlotfegers Willebärb, und er will freundlich grüßend an ihr vorüber gehen; doch sie fragt ihn geheimnisvoll, wohin er wolle? Auf meinen Acker, da oben am eingefallenen Berg, versetzte er gutmütig. Nun da will ich auch mit, spricht die Alte weiter und trippelt neben ihm her. Als beide dort angekommen sind, deutet sie auf einen Fleck, etwa die Mitte des Ackers, und spricht: „Hier lasse Er einschlagen, Herr Eißbrückner, es steht ein reichlich Gipslager in diesem Berg, und da, auf dieser Stelle, wird es am ersten erreicht.“ Sie schritt dann schweigend fort, und war bald hinter etlichen Büschen verschwunden. Nachdenklich ging Herr Eisbrückner heim, erzählte seiner Frau sein wunderliches Begebnis; doch diese brach in ein Gelächter aus, und sagte: „O du Alter, was hast du nur gesehen, die Willebärb ist ja schon lange gestorben, weißt's denn nicht mehr?“ — Und da fällt es ihm auch ein; aber heimlich drängt es ihn, dem Worte der Alten zu folgen; er läßt sich etliche Bergleute aus Manebach bei Ilmenau kommen und an der bezeichneten Stelle einschlagen. Kaum waren die Arbeiter eine Klafter tief gekommen, so wurde ein vortreffliches Gipslager aufgedeckt, das äußerst ergiebig war und mit reichlichem Gewinn viele Jahre lang fortgebaut ward. Aber als Herr Heinrich Eisbrückner die Augen zugethan, dies ist schon an die siebzig Jahre her, ist auch die Gipsgrube wieder zum Erliegen gekommen, und nur noch eine Stelle verrät ihr ehemaliges Vorhandengewesensein.

30. Die Trompeter-Eiche.

In der Oberstedter Gemarkung, nicht weit von Schmeheim, da, wo das Bräuningsthal in den Springgrund mündet, am Fuße des Kirchberges, steht eine alte Eiche, welche die „Trompeter-Eiche“ genannt wird; die Leute sagen insgemein, wenn früher der Kurfürst von Sachsen in diesen Forsten gejagt habe, so habe er immer einen Trompeter auf diese Eiche steigen heißen, und von ihrem hohen Wipfel aus die Waidmannsgenossen zur Tafel zusammenblasen lassen. Eine andere Sage hängt um diese alte Eiche einen

poetischeren Kranz. Als im dreißigjährigen Kriege, der das ganze Henneberger Land, vornehmlich aber diese Gegend und Themar und Schleusingen furchtbar heimsuchte, sich in der Nähe noch Kaiserliche und Schwedische feindlich gegenüberstanden, kam in beide Heerlager zugleich die Kunde von dem endlich abgeschlossenen Frieden. Da sandte jeder der Oberbefehlshaber der hier stehenden Truppen einen Trompeter an seinen Gegner ab, ihm nach Kriegsbrauch den Frieden anzublasen. Unter der Eiche begegneten sich die beiden Trompeter, sagten einander ihre gute Botschaft an, stiegen auf die Eiche hinauf und bliesen vom fröhlichen grünen Wipfel den lieben hoffnungsfreudigen Frieden in alle Welt hinaus, daß es laut und lustig über Höhen und Thäler schmetterte, und in den Dörfern, wo man den Schall so froh vernahm, wie die Hirten in der heiligen Nacht die Engelsstimme, wurden alle Glocken geläutet, und von Dorf zu Dorf im immer weiteren Umkreis breitete sich die frohe Friedensbotschaft aus. Daher wurde hernach jene Eiche die Trompeter-Eiche geheißen.

31. Themars Kriegsschrecken.

Die kleine Stadt Themar im Werrathale ist ein sehr alter Ort, der häufig seinen Namen im Laufe der Zeit abwandeln lassen mußte. Im Jahre Christi 800 schrieb man es Tagamari, später Theimar, Teymer, Teimer 2c. Es unterlag vielfach verheerender Wasser- und Feuersnot, Kriegs- und anderen Drangsalen und gelangte nie zu hohem Flor. Insonderheit war es der dreißigjährige Krieg, der lange nachhaltig dem Wohlstand des Städtchens alle Blüte abbrach. Im Jahre 1632 plünderte das Wallensteinsche Heer, später brandschatzte Lamboi, und 1634 wütete Isolani mit seinen Kroaten ganz unmenschlich mit Schwert und Feuer. Von 300 Häusern blieben nur 69 übrig, von 280 wehrhaften Männern oder Familienvätern nur 54. Fast durch ein Wunder entging die schöne, von Gräfin Margareta von Henneberg erst 1488 völlig neu erbaute und dem h. Bartholomäus geweihte Kirche dem Verderben. Die Sage meldet, Isolani solle selbst mit der Brandfackel in der Hand nach der Kirche geeilt sein, um sie als ein Gotteshaus der Ketzer anzuzünden — da strahlte ihm, strotzend von reicher Vergoldung in reizender Farbenpracht der hohe kunstvolle Flügelschrein des Altars entgegen, in der Mitte die Madonna mit dem Kinde, zu ihrer Rechten der Erzengel Michael, zu ihrer Linken der Schutzheilige und Patron der Kirche, St. Bartholomäus, ein Meisterwerk mittelalterlicher Holzskulptur, und der fanatisch-katholische Isolani löschte alsbald die Fackel, befahl die Kirche zu schonen, und dem

Feuer, das die Stadt verzehrte, so viel als möglich Einhalt zu thun, er selbst aber warf sich in gläubiger Andacht vor dem Altar auf die Kniee und betete. So übte hier die überwältigende Macht gläubiger und frommer Kunst in der That ein Wunder und errettete das schöne, auch sonst mit Bilderzier noch reichgeschmückte Gotteshaus.

Damals geschah es, daß eine Familie, wohnend in der Froschgasse, vom Mittagessen, welches in Klößen und Braten, aller Henneberger Lieblings- und National-Sonntagsgericht, bestand, hinwegflüchtete und weit in fremdes Land zog. Nach einem Jahr kehrten sie wieder zurück nach der Heimat und fanden dort ihr Häuschen in der Froschgasse gerade so wieder wie sie es verlassen. Klöße und Braten stand noch auf dem Tisch. Und dieses Häuschen war, nebst der Kirche und nur sehr wenigen Gebäuden im unteren Teile der Stadt, das einzige verschont gebliebene in dem ganzen oberen Stadtteil.

32. Hennebergische Necklust.

Wie nicht selten in kleinen Städten Deutschlands ist auch in Themar ein gutes Teil echter Volkshumor und Necklust, insbesondere gegen Nachbarstädte, vorhanden. Davon einige Pröbchen, die zwar keine Sagen sind, aber doch wert, aufbewahrt zu werden, und vielleicht als Bausteine zu einer großen deutschen Schildbürger-Walhalla mitzudienen, und da wir diese schwerlich selbst aufbauen werden, so soll doch anderen dazu Geneigten der Stoff nicht vorenthalten bleiben.

Die Schleusinger nennen die Themarer Linsenfresser und Themar das Linsenländle, weil hier viele Linsen gebaut werden, und es alle Sonnabend von Haus zu Haus Linsensuppe giebt.

Dagegen nennen die Themarer ihre lieben Nachbarn, die Schleusinger, Speckschwarten, und geben ihnen Schuld, sie bestrichen den Mund mit Speck und sähen dann zum Fenster heraus, daß die Leute wegen des glänzenden Mundes denken sollen, sie hätten so fett gespeist.

Die Römhilder werden von ihren Themarer Nachbarn Aalfänger genannt, und zwar deshalb: Eines Morgens war einmal ein großer Aufstand unter den Leuten zu Römhild, und es hieß, im Brunnen sei ein großmächtiger Aal; da haben denn die guten Römhilder Fischgarn und alles Fischfangwerkzeug herbeigeholt und haben den großen Aal gefangen, und wie sie ihn heraus brachten, war's — ein Faßreif.

Die Suhler nennen die Themarer Seestädter wegen der

Dielen- und Holzflöße auf der Werra. Und die Suhler werden dagegen von jenen die Jaufertle genannt, weil es nur in Suhl so kleine possierliche Backwerke giebt, welche diesen Namen führen.

Im Spitznamengeben sind die Themarer sehr stark, und in ihrer Ausdrucksweise äußerst spott- und necklustig. „Schlaf süß, so hast du morgen was zu lecken! — Schlaf rund, daß du nicht eckig wirst!" sind scherzhafte Gutenachtgrüße. Große Augen sind mißliebig, da heißt es gleich: „Der oder die kann nicht sehen, muß sich mit glotzen behelfen. Hä glotzt, wie a Laabfrosch, sie glotzt wie der Koppehügel, wie ä Kreuzspinn'. Der Glotzkopf glotzt durch neun Paar lederne Hosen, der Siebenglotzer rc." Eine Dame, welche ein wenig schielte, hieß „Schiekelepom," eine Frau, die ihren Mann häufig prügelte: „Ratelepompoff". Ein Geck mit zierlich beweglichem Gang wird „Schwanzer" genannt, von einem stets hochmütig einherstelzenden Brüderpaare hieß der eine „Bästerz", und der andere „Sterzbä" — Beinsterz (Bachstelze) und Sterzbein. Ein Kaufmann, der die Seele mit in seine Waren wog, und der Schale immer mit dem Daumen zum Niedersinken verhalf, wurde bald im ganzen Städtchen „der Daumenwieger" genannt.

Ihren alten Hexenturm, in dem vorzeiten gar viele arme Hexen gefangen saßen und gefoltert wurden (die Folterwerkzeuge sind noch vorhanden und befinden sich im Antiquarium des Hennebergischen altertumsforschenden Vereins zu Meiningen), nennen die zu Themar spottweise, wegen seines Schieferdaches „die blaue Kappe," und sagen, wenn ein Bürger in den Turm zu Arrest gebracht wird — zufolge dermaliger Bestimmung des alten Hexenturmes: „Unser N. N. hat die blaue Kappe aufgesetzt."

33. Osterburg und Nadelöhr.

Unterhalb Themar, in der Nähe des Dorfes Henfstedt, erheben sich auf steilem Kalkberge die Trümmer einer alten, kastellartig mit vier Mauertürmen und einer hochragenden Warte erbauten Burg, die Osterburg genannt, und beherrschen einen eigentümlichen Thalkessel, durch den sich ein 16—18 Meter hoher Felsendamm wie eine Nadel zieht, den am südlichen Ende die Werra durchbrochen hat, und durch den auch, durch eine enge Felsenpforte, gleichsam das Öhr der Nadel, ein Fußweg führt. Vor Zeiten soll dieser ganze Kessel ein See gewesen sein. Wäre im biblischen Gleichnis von Kamel und Nadelöhr unter ersterem nicht etwas anderes verstanden, so könnte jenes Kamel, das sich oberhalb Themar sehen ließ, und dem Kamelbrunnen den Namen gab, gar wohl

durch dieses Nadelöhr gegangen sein. Auch der Wald um die Osterburg heißt der Hain, im dortigen Volksmunde „Hän“. Unter die Trümmer der Osterburg verlegt die Sage große gewaltige Kellergewölbe voll Riesenfässer, alle gefüllt mit edlem Wein, aber um den Wein hat sich der Weinstein so dicht krystallisiert, daß er ein natürliches Faß bildet, und um den Weinstein ist das Holz der Fässer und Reifen versteinert. Wenn das kein Steinwein ist, so giebt es keinen mehr. Auf der festen Burg saß einst ein Burgmann, Dietz Kieseling geheißen, als ein Graf von Henneberg sie belagerte. Auf einmal prasselte ein dichter Hagel auf die Angreifenden herab, der manche Beule schlug, und erstere vermeinten, der Kieseling droben schickte ihnen ganze Sturzbäche von Kieselingen auf die Platten, aber droben gab es leider bereits keine Steine mehr, und was so hart und schwer niederschlug, das waren steinharte Brote und nicht minder harte Kuhkäse, und damit wurden die Angreifenden zurückgeschlagen. Da nun die Burg Eigentum eines Bischofs war, so erhielt sowohl der Besitzer und Eigentümer, als auch die Burg selbst den Spottnamen: „Käs und Brot“ — ganz nach der Hennebergischen zum Spott geneigten Landesart.

34. Das unsichtbare Dorf.

Zwischen der Stadt Themar und den Dörfern Marisfeld und Oberstadt liegt ein weites Feld, eine sogenannte Wüstung, welche das Gertles, auch Gätles und Gartles, heißt. Dort hat vorzeiten ein großes Dorf gestanden, dessen die Urkunden vom Jahre 914 schon unter dem Namen Gartilar gedenken, und das schon im 14. Jahrhundert zur Wüstung geworden ist. Auf welche Weise dies geschehen, weiß niemand zu sagen. Die Sage aber spricht: Das Dorf ist noch vorhanden, man sieht es nur nicht. Ein Reisender, der an einem Sonntage durch jene Gemarkungen schritt, sah vor sich ein schönes Dorf liegen, und vernahm das erste Geläute der Kirchenglocken. Als er das Dorf betrat, sah er auch die Kirchengänger zahlreich aus ihren Häusern treten und der Kirche zuschreiten, ihre Tracht aber war auffällig alt. Der Reisende grüßte einige der Kirchengänger, und fragte sie, wie ihres Dorfes Name sei? Aber keiner dankte dem Gruß, keiner sprach ein Wort, und aller Augen waren starr und glanzlos, und ihre Gesichter totenbleich. Da grauste es dem Reisenden, und von einem unaussprechlichen Schauer gepackt, enteilte er dem unheimlichen Dorfe.

Gar Wundersames kündet die Sage vom Glockenschlage der Mitternachtsstunde im verschwundenen Dorfe Gertles. Wer den

Mut hat, diesen zu hören, kann zu großem Glücke gelangen. Aber er muß dem Schall in jeder der heiligen 12 Nächte lauschen, in der mythischen Zeit vom 1. Weihnachtstage an bis zum h. Dreikönigstage. Ein Bauer aus Marisfeld hatte diesen Mut. Jede Nacht in den 12 Nächten ging er auf das verrufene Feld hinaus, hörte nichts, sah nichts — plötzlich in einer der Nächte schlug dicht in seiner Nähe ein so furchtbar dröhnender Glockenschall an sein Ohr, als ob er unmittelbar unter der großen Erfurter Domglocke stände, und ehe der vierte Schlag erfolgte, hatten ihn Schreck und Grausen schon zu Boden geworfen, an dem er sich im bangen Schweigen krümmte, wie ein Wurm. Halb sinnlos blieb er liegen bis zum Morgengrauen, dann wankte er nach Hause und lag lange tötlich krank. Dann aber genaß er, und begann wieder zu arbeiten, und nun glückte ihm alles, alles, was er begann; er hatte reiche Ernten, und es würde Korn und Weizen gewachsen sein, wenn er Steine gesät hätte. Er wurde der reichste Mann des Dorfes und zwar ohne allen Schaden an seiner Seele. Aber von der Zeit an entstand das Sprichwort, wenn einer zu unbegreiflich schnell wachsendem Reichtum gelangt: „Der hat es in Gertles zwölf schlagen hören.“ —

35. Zigeuner im Lande Henneberg.

Abwärts im Werrathale, unterhalb des Nadelöhres, liegt das ansehnliche Pfarrkirchdorf Vachdorf, das bereits im Jahre 803 als Fahedorph urkundlich vorkommt; die Sage will, daß Fischer es zuerst angelegt und bevölkert haben, was, da das Dorf unmittelbar am fischreichen Werrafluß gelegen ist, gar wohl stattgefunden haben mag. Kaiser Heinrich I., der im Jahre 930 in dem nächsten auf Vachdorf im Werragrund folgenden Dorfe Belrieth verweilte, suchte Vachdorf gegen die Hunnen zu schirmen, ließ die Kirche mit starken Mauern umgeben und das ganze Dorf umwallen. Gleichwohl mag der Ort den Hunneneinfällen nicht haben widerstehen können, denn noch heißt ein Brunnen daselbst der Hunnenbrunnen. Die Sage meldet, daß Vachdorf einst von allen seinen Einwohnern völlig entblößt gewesen sei, und führt als Grund davon eine verheerende Pest an. Von solchen Volkspesten sind auch Sagen im Grunde der Jüchse, namentlich von den Dörfern Jüchsen und Neubrunn umgehend. Da nun Vachdorf völlig ausgestorben war, so kamen Zigeuner in das verödete menschenleere Dorf, und machten sich in demselben seßhaft, verteilten unter sich Äcker und Güter, und wohnten lange da, ehe nur in der Umgegend jemand daran dachte, daß Vachdorf jetzt eine andere Bevölkerung, als die frühere

habe, denn die Nachbardörfer waren ja ebenfalls fast ganz ausgestorben. Man will an den heutigen Vachdorfern immer noch Spuren jener Abstammung wahrnehmen. Die Meininger Stadtchronik führt das erste Auftreten von Zigeunern erst unterm Jahre 1435 an, da deren auf dem Markte tanzten. Aber hundert Jahre vorher durchwütete der schwarze Tod das Werrathal, und nicht unmöglich ist es, daß ihn die Sage mit jener entvölkernden Pest meint.

36. Die weiße Jungfrau mit dem Schwerte in der Brust.

Auf dem Belriether Berge ist eine kahle Stelle, nur vereinzelt mit alten Fichtenstämmen bewachsen; auf dieser Stelle erhebt sich ein länglicher Hügel, just wie ein Grab, an dessen Spitze eine uralte, ganz krüppelige und knorrige Fichte steht, die gar nicht mehr wächst. Nun war vor alter Zeit auf der Burg zu Belrieth, von der man jetzt kaum noch eine Spur erblickt, ein Ritter, der hatte eine schöne junge Base bei sich, die ihm den Haushalt versah, und die er mit seiner Liebe verfolgte. Sie aber wollte nichts von ihm wissen, und als er eines Tages allzu aufdringlich wurde, entfloh sie ihm. Wie der Ritter ihre Flucht und den Weg, den sie eingeschlagen hatte, erfuhr, setzte er ihr nach und holte sie auf dem Belriether Berge ein, und da sie sich seinen Wünschen durchaus nicht fügen und nicht mit ihm zurückkehren wollte, wurde er vor Zorn und Liebe und Wollust so blindwütend, daß er der Armen sein Schwert in die Brust stieß — dann begrub er sie unter einer jungen Fichte. Von diesem Tage an verkrüppelte der Baum, und die Jungfrau wandelte als bleiches weißes Gespenst umher, das Schwert in der Brust. Es mögen 50 bis 60 Jahre her sein, als einmal der Peters Michel von Neubrunn, der den Garben-Zehnten einzusammeln hatte, über die Äcker, und an jener Fichte vorbei kam, da erhob sich plötzlich ein grausamer Wind, der die Fichte fast bis zur Erde umbog, dem Zehntner die Garben von seinem Spieße und auseinander riß und überall aufs Feld hin verstreute, und vor ihm stand die weißgekleidete Jungfrauenerscheinung. Sie sah ihn an mit schmerzlich tiefbetrübtem Blick, wandelte eine ganze Strecke neben ihm, und verschwand dann. Den grausamen Ritter aber traf bald genug die Strafe seiner Unthat; er wurde nach Urtel und Recht mit dem Schwerte gerichtet, und der Landesherr, Graf Hermann von Henneberg-Aschach, schenkte seine Burg den Belriethern zum Abbruch, die mit den Steinen ihre alte kleine Kapelle zu einer Kirche erweiterten.

37. Vom Grimmenthal.

Ganz nahe dem Werrathale, da wo die vom Dorfe Schwarza herkommende Hasel beim Dorfe Einhausen in die Werra fällt, liegt die merkwürdige Stätte der am Ausgange des Mittelalters weit und breit berühmt gewordenen Wallfahrt zum Grimmenthal. Das ganze schöne Seitenthal des Werrathales, welches die Hasel durchrollt, nannte man vor alten Zeiten das Grünthal, von dem Schmelze seiner grünen Wiesen, und selbst das Siegel der Wallfahrtskirche mit dem Bilde einer Madonna über dem Henneberger Wappen, führte noch die Unterschrift: Maria im Grinthal. Dort stand seit undenklichen Zeiten ein alter halbvergessener Bildstock mit einem Muttergottesbilde unter einer umfangreichen Linde. Ein alter Rittersmann, Namens Heinz Teufel, der früher in Kriegsdiensten des Bischofs von Würzburg gestanden, und sich in das Dorf Obermaßfeld in ländliche Ruhe zurückgezogen hatte, kam einst am Abend von einem Jagdritt das Thal herab und in die Nähe des Bildstockes und der Linde, von wo aus er noch ein Viertelstündchen nach seinem Dorfe zu reiten gehabt hätte, allein er wurde plötzlich von einem überaus heftigen Gebrechen überfallen, daß er sich vom Pferde und vor dem alten Bildstock niederwarf, und herzhaft zu der Mutter Gottes flehte, ihm beizustehen. Und siehe, er fand Erhörung und widmete sich nun ganz und gar dem gnadenreichen Bilde. Erst ließ er es säubern vom Gestrüpp und Dornenbüschen, die es umwucherten, dann überdachen, dann eine Kapelle darüber bauen, und pries dankbar des Bildes Hülfe, wie er vermochte. Darauf wurde die Maria im Grünthal berühmt nach allen Seiten hin, und es strömten Lahme, Blinde und Menschen mit jeglichem Gebrechen beladen herbei, dort Hülfe zu finden, und vielen, sehr vielen hat der Glaube geholfen. Dann wurde eine prachtvolle Kirche erbaut vom Fürstgrafen Wilhelm von Henneberg, die hatte 14 Altäre, und es gedieh dahin, daß man in einem Jahre der Wallfahrer nicht weniger als 40000 zählte. Ja es sollen im Jahre 1503 auch 300 Ritter aus Äthiopien oder Mauritanien alldort gewesen sein, die Hülfe gegen die damals fürchterlich wütende Krankheit der Lepra suchten. Uns will bedünken die „trecenti Mauri equites“ der Überlieferung dürften ebenfalls Zigeuner gewesen sein.

Die Wallfahrt stand in ihrem höchsten Flor, als Luther auftrat, von ihr hörte, gegen sie eiferte — er war es ohne Zweifel, der zuerst den unschuldigen Namen Grinthal (wie man damals sprach) in das schlimme Grimmenthal umwandelte, und in

seinem Grimme den Wallfahrtsort ein rechtes vallis furoris, Thal des Grimmes, schalt. Schnell, wie sie aufgeblüht war, blühte die Wallfahrt ab, die alte Linde aber, deren fast erstorbener Stamm 12 Meter im Umfang klaftert, der stärkste aller starken Bäume Thüringens — grünt dennoch jedes Jahr, und trägt noch Blüten, und nährt noch Bienen. Er versinnbildlicht der Sage ewig junges Leben.

38. Sagenhaftes von Rohr.

Wenn man das grüne Thal von Grimmenthal aufwärts schreitet, so gelangt man durch das Dorf Ellingshausen, und von da nach dem ehemaligen Kloster Rohr, jetzt einer k. preußischen Domäne. Das war ein uraltes Kloster, und es war dort vorzeiten ein Tempelherrensitz, wie auch einer zu Leutersdorf, zwischen Henfstedt und Vachdorf, und zu Meiningen war. Die ganze Mauer der alten Klosterkirche, einer schmalen Basilika, steht noch immer und ist in der Bedachung gut erhalten, da das Steinhaus ökonomischen Zwecken dienen muß. Die Sage behauptet, daß von Rohr aus ein unterirdischer Gang bis nach Meiningen geführt habe, und zwar in das dortige Minoritenkloster am unteren Thore, dessen Hauptgebäuderest auch noch steht und wieder nutzbar gemacht wurde.

Am Fußwege von Rohr nach Meiningen findet sich im Hutrasen ein Kreuz eingegraben, von dieser Gestalt: , welches ein Grabkreuz vorstellen soll, oben mit einem Wetterdach, unten mit dem Klotz, der in die Erde kommt. Das hat ein Schäfer, der dort hütete, mit seiner Schippe so gebildet, weil vor mehr als 100 Jahren der alte Hirschwirt aus Meiningen, von Rohr, wo er Geschäfte gehabt, heimkehrend, an jener Wegstelle umfiel und vom Schlage gerührt verstarb. Er hatte noch soeben hinter sich in Rohr Glockengeläute vernommen, und einige ihm begegnende Weiber gefragt, weshalb man drunten im Dorfe läute, da doch nicht Sonntag und kein Feiertag wäre — und da war ihm die Antwort geworden: „Häs is heint dronge ä Licht.“ (Es ist heute drunten eine Leiche.) Ei, selt es jo racht hüsch! Mügt og dronne ze Ruhr begrabe wär — antwortet der alte Hirschwirt in seinem unschönen Meininger Dialekt. „Wann ich derhämm sterb, werd am Enn net gelüt't on net getüt't.“ — Sprach's, ging seines Weges, und nach ungefähr 100 Schritten fiel er um und war tot, noch auf Rohrer Gebiet, und wurde dann mit Sang und Klang nach seinem Wunsche zu Rohr begraben. Darauf grub der Schäfer jene Kreuzfigur in den Rasen, und das ist etwas tief wurzelndes im Volksbrauch, daß solche

Kreuze erneut werden. Ich sah das Kreuz zuerst auf einer Wanderung im Jahre 1836, und hörte die Sage erzählen. Im Jahre 1841 kam ich wieder dort vorbei, und das Kreuz war noch ebenso erhalten, als sei es jüngst gegraben. So ist es auch mit einem Kreuze unterhalb der Ruine des Straußhain, das man mit Steinen zum Andenken zweier Liebenden gelegt hat. Stets, wenn ein Zufall die Steine wegführt, legt irgend eine Hand aus dem Volke die Form des Kreuzes wieder zurecht.

39. Frau Holle und der treue Eckart.

Eine Wegstunde über dem Dorfe Rohr liegt der preußische Stadtflecken Schwarza. Dort ist es einstmals geschehen, daß Frau Holle in den 12 Nächten mit ihrem wütenden Heere hindurchzog, „vor welchem der treue Eckart hergegangen und die Leute gewarnt, daß sie sollten aus dem Wege gehen.“ Da fügte es sich, daß demselben zwei Knaben aufstießen, die aus dem nächsten Dorfe Bier geholt hatten, und als sie der Schatten ansichtig wurden, sich in einem Winkel versteckten. Einige Furien aber eilten nach, nahmen ihnen ihre Kannen ab und tranken das Bier aus. Wie nun alles vorübergezogen war, wagten sich die erschrockenen Knaben schüchtern hervor, und schickten sich an, betrübt nach Hause zu gehen, denn sie hatten kein Geld anderes Bier zu holen, und wußten nicht, was sie vorbringen sollten, wenn sie mit leeren Kannen kämen. Wie sie nun noch unentschlossen mit einander beratschlagten, kam der treue Eckart zu ihnen. und sagte: „Ihr habt wohl gethan, ihr Knaben, daß ihr euer Bier freiwillig hergegeben, sonst wären euch von den Furien die Hälse umgedreht worden. Geht nur getrost mit euren Kannen nach Hause, sagt aber unter drei Tagen niemandem, was ihr gesehen habt und was geschehen ist.“ — Die Knaben leisteten dem treuen Eckart willig Folge und als sie nach Hause kamen, waren die Krüge voll, und wer davon trank, dem schmeckte das Bier nach mehr, und es nahm nicht ab, so wacker auch davon gezecht wurde. Und so lange die Kinder schwiegen, so lange ging das Bier nicht zu Ende, bis die 3 Tage herum waren, und die Knaben nun zu plaudern wagten, da war nun zwar der Durst allseitiger Neugier gelöscht, aber der Durst nach noch mehr von dem trefflichen Biere fand keine Löschung mehr, denn die wachsende Flut in den Kannen war versiegt. Der Schriftsteller, welcher einem früheren diese Geschichte nacherzählte, fügte ihr gar klug und weise die Nutzanwendung hinzu: „Das sind nun freilich solche Historichen, welche die Bauern in der Schenke auf den Bierbänken, oder die

Mägde beim Spinne-Rocken einander erzählen" — und hatte gar keine Ahnung davon, welches günstige Zeugnis für eine Sage er niederschrieb, und wie er der örtlichen Sage dieser Gegend einen Vorschub leistete. Wir aber können nun von Schwarza aus den wilden Heeres- und Hollenzug in dieser Gegend vom Thüringerwaldgebirge hinüber auf Gefilde fränkischen Bodens verfolgen.

40. Das wilde Heer im Werrathale.

Das „wüteninge Heer," wie die Leute in dieser Althennebergischen Landschaft sagen, nahm seinen Strich von Schwarza herunter durch das Haselthal (die Hasel rollt von Suhl herab und in diese fällt in der Nähe von Rohr die Schwarza ein), über Rohr, Ellingshausen und Grimmenthal in das Werrabecken, in welchem in geringer Entfernung von einander 5 Thäler zusammenstoßen. Einmal streift es das Jüchsethal aufwärts, da wollen alte Leute im Dorfe Neubrunn es zum öftern gehört haben. Dort zog es, wie die Alten erzählen, immer durch 3 bestimmte Häuser, das kam aber daher, weil diese Häuser so beschaffen waren, daß in der Flur drei Thüren in gerader Richtung hinter einander sich befanden, vorn die Hausthüre, in der Mitte eine Flur- oder Küchenthüre und dann in der folgenden Wand die Hofthüre. Solche Thürstellung gab dem wüteningen Heere Macht, selbst durch Häuser zu ziehen. Dasselbe geschah in dem Dorfe Untermaßfeld, durch welches der Zug sich nach dem Thälchen der Sulza, nach Sülzfeld zu, wandte. Hier fuhr es über den Zinken-Still (ein Teil des Waldes Still) durch die nahe Wüstung „Reumles" und über deren noch immer verrufene Brücke, wo ein Kreuzweg ist, und wo es mächtig spuken soll, hinauf auf das Plateau, auf dem das Dorf Dreißigacker liegt. Dort erinnere ich mich selbst aus meiner Jugend, die ich in Dreißigacker verlebte, von Leuten die Äußerung vernommen zu haben: „Heute Nacht ist das wütige Heer durchs Dorf gefahren." Von Dreißigacker nahm es dann den Zug nach dem Haßfurtwalde, und von da am Geba-Berge hin in den Rosagrund; dort hört man in Rosdorf viel davon erzählen, und dort, wie in den übrigen genannten Ortschaften kennen die Bewohner auch Schutzmittel gegen den wilden Heeres-Spuk. Wenn man es nahen höre, müsse man sich niederwerfen, und schweigend, mit nach dem Boden gekehrtem Gesichte verharren, bis es vorübergebraust sei, sonst habe man zu befürchten, daß man mit hinweggeführt und über Wald und Wipfel gerissen werde. Wer es gern sehen will, darf sich bei Leibe nicht ohne weiteres danach umschauen, sonst läuft er Gefahr, daß ihm der Hals gebrochen

werde, sondern er muß seinen Kopf durch die Speichen eines Wagenrades stecken, da wird er alles gewahr und sieht am Ende mehr als ihm lieb ist, und kann die Erinnerung an seine Schrecken all sein Lebtage nicht wieder los werden.

41. Wichtlein im mittleren Werrathale.

Fast in allen Gegenden, wo im Volke die Sage vom wilden Heereszuge lebt, sei es, daß der Wode als dessen Führer erscheine, oder Frau Holde, treten Wichtlein auf. So war es auch in der Umgegend von Meiningen der Fall, sowohl in unmittelbarer Stadtnähe, als entfernter, aber der Meiningensche Chronist Sebastian Güth verlegte den Standpunkt der alten Sage, verjüngte sie, und schuf aus den Wichtleinshöhlen, die aus der Urzeit her dem Volke bekannt waren, Zufluchtsörter der Bevölkerung in den Hunnenzeiten. Die nüchterne Geschichtsschreibung nahm der altheidnischen Mythe ihren Schimmer. Güth in seiner „gründlichen Beschreibung der Stadt Meiningen“ schildert das Wüten der Hunnen im Jahre 923, und sagt wörtlich: „Für solcher Angst und Furcht, und damit die Leute für des Hunnen Wüten und Toben etlichermaßen sicher sein möchten, haben sie Löcher in die Berge und Felsen gemacht, und sich darinnen verborgen, dergleichen nicht allein zu Meiningen am Drachberg und an der Trifft, sondern auch in der Nachbarschaft an dem Dolmar und zu Dillstedt zu finden sein, welche letztere zumal gar bequem erbauet, daß auch ein frischer Quellbrunn in einem ausgehauenen Stein darinnen zu sehen. Solche Löcher hat man vorzeiten Zwerg-Löcher und Wichteleinswohnungen genannt, weil die hiesigen Leute, so sich derselben bedienet, gegen die Hünnen als kleine Zwerge oder Wichtelein (so haben die Alten die Kinder zu nennen gepflogen) geschienen.“ So bestätigt Güth selbst das Vorhandengewesensein der alten Zwerg-Sage, indem er sie beseitigt. Seine Angabe ist zudem eine ganz irrige. Wohl mag die schwache Bevölkerung vor den Hunnen in schwerzugängliche Waldungen geflohen sein, um sich darin verborgen zu halten, die bekannten, und noch immer so genannten Wichtleinshöhlen aber boten keinen Raum dazu dar; ich bin als Knabe unzählige Male in diese kleinen Felsklüfte gekrochen, die so raumbeschränkt, so eng und so niedrig sind, daß kaum ein Knabe, nicht aber ein Erwachsener darin stehen kann, auch sind derselben nur sehr wenige. Jedenfalls war in früheren Zeiten die Wichtleinssage in unserer Gegend mehr vorherrschend, und es ist sehr möglich, daß sie dem heutigen Dorfe Wichtshausen den Namen

verlieh, das bereits im Jahre 922 als Wightigeshuson urkundlich vorkommt. Es liegt zwischen Meiningen und dem von Güth erwähnten Dorfe Dillstedt, an der Hasel, und ganz in seiner Nähe, zur Linken, dicht am Wege nach Dillstedt, zieht sich eine zerklüftete Felswand mehrere hundert Schritte lang hin, an der man, zunächst bei Wichtshausen, eine in das Innere führende Öffnung gewahrt. Diese Wand heißt der „Wichtelstein," oft auch nur einfach der „Stein", und das Wichtleinsloch soll tief und weit unter der Erde wegführen. Ein Mann sei einst hineingekrochen, habe den Eingang nicht wieder finden können, und habe sich, nachdem er lange sich mühsam fortgetappt, in einem Keller zu Schwarza gefunden, das eine Stunde weit von Wichtshausen entlegen ist. Nach andern soll eine Gans diesen Marsch durch den Wichtelstein gemacht haben. Diese Gegend ist überhaupt sehr sagenreich, doch gehört diese Sage weiter hinauf zum Gebiete des Thüringer Waldes, bei dessen Durchwanderung sie nochmals berührt wird. Nur einer scherzhaften Wichtshäuser Sage sei noch gedacht: Ein Graf von Henneberg hatte einen Hofzwerg und Narren, der hieß Buch-Klaas, und war aus Wichtshausen. Der ritt einmal mit seinem Herrn im Walde und Gehölze herum, deren Bestand zu besehen, und der Graf sagte zu ihm: „Sieh einmal, Klaas, was für schöne Bäume ich da herum stehen habe!" Darauf lachte der Zwergwichtel hell auf, was er nur lachen konnte, und rief: „Du hast hier Bäume stehen, denkst Du? Denkst, die schönen Bäume wären Dein? Dein sind nur die krummen — die geraden gehören den Förstern." — In Wichtshausen steht noch Buch-Klaasens Stammhaus.

42. Das Mädchen von Schwarza.

Im Flecken Schwarza saßen einstmals viele Mädchen in einer Spinnstube beisammen und sprachen und scherzten allerlei. Da wurde auch die Frage aufgeworfen, ob wohl eine so beherzt sei, hinaus auf den vor dem Orte gelegenen Gottesacker zu gehen, und zum Zeichen ihres Dortgewesenseins einen Totenkranz zu bringen? Alle scheuten sich vor dem Frevel, bis auf eine, die Mut zeigte, es zu thun, und auch sofort, als es eine Wette galt, den Weg antrat. Der Mond schien hell, und die kecke Dirne gelangte bald an ihr Ziel. Doch da sie an die Gottesackerkirche kam, gewahrte sie ein Pferd an dieser angebunden, und bemerkte durch die Kirchenfenster Lichtschimmer. Leise zur angelehnten Thüre schleichend, gewahrte sie einen Mann, welcher beschäftigt war, mehrere Kostbarkeiten in die Altardecke einzupacken, und barg sich dann, als der Mann der

Thüre sich näherte, hinter eine Bahre. Sie sah, wie der Räuber alles auf sein Pferd band, und als dieser noch einmal in die Kirche zurückging, um das Licht zu verlöschen, schwang sie sich rasch auf das Pferd, und trieb es zum Dorfe hinein. Der Räuber hörte den davon eilenden Schritt des Rosses, und eilte in wilder Hast mit gezogenem Schwerte nach, die Dirne aber ritt stracks zum Hause hinein auf die Flur, und schlug die Thüre in dem Augenblick zu, als er einen Hieb nach ihr führte, der nun nur die Thüre traf, davon das Wahrzeichen noch zu sehen sein soll.

Die Mädchen in der Spinnstube hatten in ängstlicher Spannung der Rückkehr ihrer Kameradin geharrt, als sie nun auf einmal das Pferdegetrappel vernahmen, und den tosenden Hufschlag außen auf der gedielten Hausflur. Sie öffneten verwundert die Stubenthüre und empfingen die Reiterin, die mit Herzklopfen ihr Abenteuer erzählte. Es wurde nun das Paket geöffnet, darin sich allerlei glänzende Kostbarkeiten fanden, zum großen Erstaunen der Anwesenden. Am folgenden Tage wurde alles Kirchengut zurückerstattet und die Maid behielt nichts für sich, als eine purpurrote Altardecke, die der Räuber in einer andern Kirche mitgenommen, die nicht zu ermitteln war. Daraus ließ sich die Dirne ein Mieder machen, das sie am nächsten Kirchweihtage trug. Da tanzte die kecke Dirne frisch auf, und es kam auch ein stattlicher fremder Herr, der sie fest ins Auge faßte, und auch um einen Reigen bat. Und wie sie so im wirbelnden Tanze dahinflogen, zuckte er einen Dolch hervor, und stach sie mitten in das Herz, daß sie tot niedersank, und verschwand. Das war der Räuber, dem sie seinen Raub entführt.

Dieser Sage begegnet man auch an andern Orten, so z. B. in Königshofen in Franken, in ziemlich ähnlicher Weise.

43. Der grünende Pfahl.

Wie in der Welt der Mythe die Wuotans-, Hulda- und Wichtleinssagen einen äußerst zu beachtenden wichtigen Grundzug abgeben, so ist ein solcher auch in Bezug auf das Stabwunder vorhanden, das in der Legende vom heiligen Christoph, in der Bekehrungssage vom h. Bonifacius in Thüringen, in der Tannhäuser-Sage u. a. vor Augen tritt, und sich in der ungleich späteren Hexensage sogar noch einmal verjüngte.

Nahe über dem schon einige Male genannten Dorfe Untermaßfeld bei Meiningen, dicht über dem rechten Ufer der Werra, erhebt sich der Hexenberg, dessen Gipfel in den Zeiten der Hexenbrände als Feuergerichtsstätte dienen mußte. Gleich wenn man über die

Werrabrücke herüber war, kam man an einer alten verfallenen steilen Staffel vorbei, welche noch immer die Hexentreppe heißt. Nun war ein armer Jüngling aus Lautersdorf, Namens Hans Schau, als der Hexerei verdächtig, eingezogen worden, und wurde im Amte zu Maßfeld schrecklich gefoltert, beteuerte lange seine Unschuld, bis die Folter ihm dennoch ein Geständnis abpreßte, und da kam bald darauf von Jena das Urteil des hochweisen und stets unfehlbaren Schöppenstuhls, daß der Hans Schau brennen sollte. Er wurde zum Dorfe hinausgeführt, über die Werrabrücke, die Hexentreppe hinauf, den Hexensteig hinan. Etwa auf des Weges Mitte schlug man Pfähle ein, um Bäume daran zu pflanzen und zu befestigen, da blieb bei einem dieser Pfähle der Jüngling stehen, und rief dem Volke zu: „So gewiß ich unschuldig bin, so wahr wird Gott der Herr ein Wunder thun, und Leben geben diesem dürren Pfahle, und ihn zum grünenden Baume ausschlagen lassen.“ Man lachte seiner, führte ihn vollends hinauf zum Gipfel und verbrannte ihn.

Wie aber die Leute wieder herunter kamen, siehe, da sproßten schon braune Zweiglein aus dem dürren Pfahle, und Knospen daran, und brachen auf, und es trieben grüne Blättlein hervor — und da war schon das Wunder geschehen. Des wunderte sich jedermänniglich und den Richtern wurde seltsam zu Mute, und es ist hernach niemand mehr im Amte Maßfeld Hexerei halber oder sonst verbrannt worden. Der Pfahl aber wurde eine starke Buche, und zwar am ganzen Hexenberg die einzige, und sie steht noch immer, und kann sie jedermann sehen, und von jedem Kinde sich die Mär erzählen und bestätigen lassen.

44. Vom Berge Dolmar.

Über den Dörfern Kühndorf und Schwarza, und frei und kahl wie ein Vorhut des Thüringerwaldes gegen das Werrathal vortretend, erhebt sich 747 Meter hoch der mächtige Dolmar, ein Berg, dessen Hochgipfel jedenfalls dem dieser Gegend bewohnenden Kulturvolke als eine heilige Stätte galt. Weit um sein Gebiet liegen altheidnische Gräbergruppen verstreut, welche mancherlei Ausbeute an Ketten, Fibulen und Ringen lieferten; auf dem Gipfel fand man sogar eine phönizische Münze. Viele Dörfer, weit mehr als jetzt, hatten sich um den Dolmar herum angesiedelt: jetzt ist's eine Wüstung, in der die Sage eine weiße Jungfrau wandeln läßt, insgemein die letzte Überlieferung von altgermanischen Priesterinnen, welche heilige Quellen hüteten, und in deren Nähe wohnten. Es soll auf dem hohen Berggipfel auch in alter Zeit ein Schloß ge-

standen haben, welches Herren von Kühndorf inne hatten — doch verschwand dasselbe längst schon völlig spurlos: ein späteres Jagdschlößchen, das Herzog Moritz zu Sachsen droben errichten ließ, ist ebenfalls, bis auf eine geringe Spur, vom Sturm der Zeit hinweggeweht worden. Manche örtliche Namen in des Dolmars Nähe klingen uralt, halb mythisch, so Utendorf, am Fuße des Berges, Helba, nach Meiningen zu, Welkershausen, von Sebast. Güth, der nichts von Walküren der skandinavischen Mythe wußte, 1676 Wahlkürhausen geschrieben. Zwischen Helba und Utendorf in einem Wiesengrunde die beiden Armlöcher, zwei bisweilen ganz trockene Wasserkessel, aus denen zu Zeiten Wasser mit starker Heftigkeit hervorbricht. Sie sollen der Sage nach mit der Schwarza in Verbindung stehen, und in diese letztere geworfene Flachsknoten aus den Armlöchern hervorkommen. Auf dem Berge zwischen Kühndorf und Rohr höre man Wasser rauschen, geht die Sage. Am südlichen Dolmarabhang liegt auch das Dorf Christes, das seinen Namen von einer Wunderquelle: Brunnen Christi genannt, empfing. Es geschahen große Wallfahrten dorthin, frühzeitig wurde eine Kirche gebaut und reich begabt, auch wurde dieses „Gotteshaus zu unser lieben Frauen zum Christus" mit plastischem Bildwerk und Wandmalereien geschmückt. Im Christesser Revier, auf dem Schießplatze an der hessischen Grenze, finden sich 2 Steinkreuze, zum Andenken eines Jägers und eines Schäfers, die dort wegen der Hutung in Wortwechsel gerieten und einander gegenseitig mordeten. Sie spuken noch dort herum in gewissen Nächten.

45. Metzels.

Zwischen Christes und Wasungen liegt, auch noch auf dem Höhenzuge der Thüringerwaldvorberge, die sich nach dem Thale der Werra hinabsenken, das Dorf Metzels, das früher Glattenstein hieß. Die Umwandlung des letzteren Namens in den ersteren erklärt die Sage auf doppelte Weise; einmal habe bei Lebzeiten Graf Poppos VII. von Henneberg zwischen Henneberger und Würzburger Volk in der Ortsnähe eine bedeutende „Metzelei" stattgefunden; dann aber sei einst an einer Kirchweihe zu Glattenstein unter den Burschen des Dorfes und Fremden eine solche Schlägerei und Metzelei entstanden, daß ihrer drei auf dem Platze tot geblieben, zu deren Andenken auch noch drei Steine zum Wahrzeichen unter der Linde stehen. Von da ab sei nicht nur der Ortsname unabänderlich abgeändert, sondern auch auf hundert Jahr die Kirmse verboten worden. Letzterem Sagenzug begegnet man im Hennebergischen und

Thüringischen nicht selten, und das Volk hat sich dafür längst den technischen Ausdruck: „die Kirmse verschlagen“ gebildet. Zu Metzels stand vordem der „Klausbrunnen“ in hohen Ehren. Es stand in der Kirche daselbst das lebensgroße Bild des heiligen Nicolaus, schön geschnitzt, bemalt und vergoldet, noch aus katholischer Zeit; selbiges Bild wollten die Mellrichstädter gern für ihre schöne Kirche haben, kauften es der Gemeinde zu Metzels ab, kamen mit einem vierspännigen Wagen und holten das Bild ab. Wie sie aber an den Berg gelangten, über den, etwas steil ansteigend, die Fahrstraße gen Meiningen führt, brachten sie das Bild nicht fort, weil es gar zu schwer war, und immer schwerer wurde, legten es an den Weg, und fuhren leer heim; die Metzelser aber trugen ihren h. Nicolaus wieder in ihre Kirche an seinen alten Platz, und an der Stelle, wo das Bild gelegen hatte, entsprang eine frische Quelle, die man den Klausbrunnen nannte und den Berg den Klausberg. Der Brunnen wurde in das Dorf geleitet, quillt noch heute und ist für die Gemeinde zu Metzels so nützlich als wichtig, und mehr wert, als das Geld, was sie den Mellrichstädtern zurückzahlten.

46. Wasungens Alter und Sonstiges.

Das Städtchen Wasungen ist von hohem Alter; es wird schon im Jahre 874 Vasungin genannt. Zahlreiche Wüstungsnamen in der Umgebung und Feldflur deuten nach früher Bevölkerung aus einer Zeit, in welcher erstere mehr in Einzelgehöften, als in Ortschaften gedrängt, das Land bewohnte und bebaute. Kaiser Albrecht verlieh 1307 der Stadt die Rechte der damals freien Reichsstädte Schweinfurt und Gelnhausen, und erhob das gräflich hennebergische Landgericht daselbst zu einem frei-kaiserlichen. Auch mit Juden war in früherer Zeit das Städtlein wohlversehen, wovon noch der „Judengarten“ zeugt. Kleinstädtisches Gebahren einerseits und der Nachbarschaft stets wache Spott- und Necklust erhob auch Wasungen zu einer deutschen Lalen- und Schildbürgerstadt, und trug nicht nur alle bekannten und im Volksbuch gesammelten Lalenstreiche auf seine Bewohner über, sondern ersann auch neue, die zwar nicht gern gehört wurden, indes muß sich Wasungen mit dem ebenfalls meiningenschen Städtchen Ummerstadt, mit dem pfälzischen Bensheim und Zwingenberg, dem westfälischen Beckum, mit Schöppenstedt, Polkwitz, Annweiler, Trifels, Weilheim, Bopfingen, Ganslosen und so vielen andern Städtlein und Orten trösten, denen es nun einmal ihre Nachbarn nicht besser machen. Vor mehr als hundert Jahren schrieb schon ein hennebergischer Geschichtsforscher das Folgende wört-

lich nieder, als er Wasungens gedacht: „Im übrigen ist niemanden leicht im Hennebergischen unbewußt, daß allerhand possierliche Schwänke und Histörigen von den Bürgern zu Wasungen erzählt werden, welche eine ziemliche Verwandtschaft mit denen in Meißen berühmten Schildbürgers-Geschichten haben." Nun, die Wasunger sind es nicht allein, welche die Eselseier des Lächerlichen ausbrüten, es wird auch an höher gelegenen Orten bisweilen vieles des Lächerlichen und Dummen ausgeheckt. So erteilte ein Hutrezeß vom Jahre 1578 die Erlaubnis, daß der Wasunger Ziegenhirt mit seinen Ziegen „zur Winterszeit den Schloßberg und die Hennenburg betreiben dürfe". Welches Futter die armen Ziegen zur Winterszeit an diesen ohnehin kahlen Berggeländen abweiden sollten, verschwieg die hochweise Verordnung. Daß einstmals die Wasunger einen galgenreifen Gauner nicht an ihrem Galgen gehenkt sehen wollten, weil dieser „für sie und ihre Kinder und Kindeskinder" sei, und ihm ein Stück Gold gaben, sich dafür henken zu lassen, wo er wollte, war gar nicht so unweise gedacht, und ist solches kluge Mittel Anno Achtundvierzig in manchem Staate probatum befunden worden. Bei einem solchen „fort mit Schaden!" liegt der Nutzen auf der Hand. Daß die Wasunger sich auf Quarkkäse setzten, in der Meinung, es seien Eier arabischer Pferde, und dergleichen ausbrüten wollten, dürfte wohl auch anderwärts in alter und neuer deutscher Geschichte ein vielfach wiederholendes Echo finden, selbst wenn jene Eier nur einfache Eselseier, wie eine Variante dieser Sage will, hätten sein sollen. An den Römhilder Aalfang (s. Sage 32) erinnert die Jagd der Wasunger auf den in der übergetretenen Werra daher geschwommenen braunen Hirsch, nach dem weidlich geschossen und gefangen wurde; als man endlich den Hirsch, der seine vier Beine kerzengerade gen Himmel streckte, am Ufer hatte, war's ein — alter Waschtisch. So auch jene Jagd, als ein Wasunger in der Dämmerung auf dem Wege ein schwarzes, unheimliches, kugeliges Ungetüm liegen sah, heim eilte, die Wehr zusammenrief, und nun die Mannschaft auszog mit Laternen, Spießen, Heugabeln, Stangen und Stöcken, auch Musketen und Luntenbüchsen, um das Ungetüm zu bewältigen, das so groß sein sollte, wie ein Wagenrad und stachlich wie ein Igel, und Zähne haben wie ein Hecht, und Glotzen wie Karfunkel. Nach dem ersten Schuß platzte zerspritzend das Ungetüm und die Mannschaft schrie frohlockend: „Sett all daher! Jetzt hat's den Gift fahren lassen! — und nun drauf." Bei Lichte besehen war aber das Ungetüm gar nicht so groß wie ein Wagenrad, sondern nur so groß wie ein Schweinsmagen, es hatte auch keine Glotzen wie Karfunkel, sondern gar keine

Augen, auch keine Stacheln, sondern eine glatte Haut, es war auch kein Ungetüm, sondern eine höchst friedlich gesinnte Schlackwurst, ein Schwartenmagen, den ein Bauer verloren hatte. Die alte, ewig sich verjüngende Mär vom kreisenden Berge. Wie die Katze aus Furcht schnell wieder über das Weichbild zurückgeschickt wurde, weil man ihr auf die Frage, was sie fresse, nachgesagt, sie fräße alles — wie der Gastwirt dem Gaste, der zur Bequemlichkeit ein Paar Pantoffeln zu haben, nebenbei auch einen Wasunger Streich zu gewahren wünscht, die Pantoffeln aus des Gastes eigenen Stiefeln schneidet — wie die Ehrenpforte, weil es regnete, statt Regenschirmes über den hindurchziehenden Fürsten getragen wurde — wie bei derselben Gelegenheit der Bürgermeister den Bürgern sagte: „Ihr thut, was ihr mich thun seht," und sich alle gegen die Wand kehrten, und so alle, da in diesem Augenblick der Fürst kam, mit dem Rücken Front machten, hat vielleicht tieferen Sinn, als mancher ahnt, der darüber lacht, und ist nur ein Sinnbild; denn zu Zeiten macht gar manche Schildbürgerschaft ihrem Fürsten und ihrer Oberherrschaft ein widerhaariges Kehrt, die Signatur der Untreue. — Ganz vor kurzem ist's geschehen, daß eine Wasunger Köchin ihrer Herrschaft weiche Eier sieden sollte. Sie brachte die Eier hart gesotten auf den Tisch. „Ei!" sprach die Frau, die Eier sind ja hart!" „Nu se hunn doch lang genung gekoicht" — erwiderte die Köchin: — „es wern ahle (alte) sinn — ech will se noch emal ins Töpfe thu, un tüchtig koich."

47. Breitunger Kloster-Sagen.

Das Werrathal war reich mit Klöstern beglückt und gesegnet. Nicht weit vom Ursprunge das Nonnenkloster Veilsdorf bei Hildburghausen, dann unweit Themar das Nonnenkloster Trostadt; ganz nahe dem Thale das Mönchskloster Veßra, in Meiningen ein Minoritenkloster, eine Stunde von der Stadt nach dem Gebirge das Nonnenkloster Rora, in Wasungen ein Wilhelmiterkloster, seitwärts zur Linken auf fränkischer Erde Kloster Sinnershausen, auch Wilhelmitermönche; wieder näher nach dem Hauptthale zu in Georgenzell Cisterzienser, rechts in Stundenferne Schmalkalden mit seinem reichen Kollegiat Stift St. Egidii und Erharti und seinem noch älteren Augustiner-Mönchskloster; im Thale selbst nun folgend das Nonnenkloster Königs-(Frauen-)Breitungen, früher auch Mönche daselbst, am linken, und das Mönchskloster Herren-(Burg-)Breitungen am rechten Werra-Ufer, endlich noch das Nonnenkloster Allendorf an der Werra, dicht

unter dem Burgberge von Frankenstein und nahe bei Salzungen — alle zusammen eine wahre terra oder Werra sacra.

Zwischen Frauen- und Herren-Breitungen, einander so wohlverwandt, wie die Inseln Frauen- und Herren-Chiemsee in Baiern, läßt die immer und überall wiederkehrende Sage einen unterirdischen Gang, und noch dazu quer unterm Werrabette wegführen, durch den die Mönche zu den Nonnen schlüpften. Einst hatte ein Herrenbreitunger Mönch mit einer Frauenbreitunger Nonne einen Fluchtplan verabredet, den beide auch in früher Morgenstunde ausführten, aber der Frühmeßner einer kleinen, dem Walde nahen Kapelle, deren Stätte noch heute das Frühmeßchen heißt, hatte Kunde von dieser Flucht und Gründe genug, dem Bruder sein Liebesglück nicht zu gönnen. Er lauerte den Flüchtigen hinter einem Birnbaum auf, und stach mit einem Messer beide nieder. Nun gehen die Schatten beider in ihren Sünden ohne Beichte und Absolution dahin gefahren im Abtswalde um, und zwar beim Frühmeßchen, und wollen zusammen, aber der Geist jenes Kirchmeßners wirft sich mit zornigen Geberden zwischen sie, und hindert die Vereinigung der Liebenden bis zum jüngsten Tage.

48. Der Glittstein.

Vor uralten Zeiten ist einmal nahe bei Frauen-Breitungen ein mächtig großer Stein vom Himmel gefallen, der war kohlschwarz und glatt. Weil nun der Stein vom Himmel gefallen war, so wollten die zu Frauen-Breitungen denselben gern in ihrem Orte haben, als ein Wahrzeichen, aber der Stein war gar zu schwer. Nun saß in Breitungen ob eines Verbrechens ein Leineweber, der vermaß sich, mit seiner Kraft, ihn in seiner Schürze und in einem Gange vom Felde herein und bis an die Kirche zu tragen. Das wurde angenommen, und der Leineweber trug richtig den Stein in einem Gange vom Felde bis auf den Markt, da bekam plötzlich die lange Schürze einen Riß durch ihre ganze Breite und der Stein glitt heraus auf den Boden, und konnte nicht weiter fortgebracht werden. Und da liegt er noch immer, denn niemand kann ihn erheben, geschweige von dannen tragen. Gleichwohl wurde der Leineweber seines Vergehens losgesprochen, doch sollen seitdem seine Zunftgenossen keine langen Schürzen mehr tragen, sondern kurze.

49. Der begrabene Däumling.

Vor mehreren Jahren wurde am sogenannten steinernen Hause zu Frauen-Breitungen etwas ausgebessert. In der Mittagsfeierstunde

sah einer der Maurergesellen müßig aus einer Luke desselben in die daran stoßenden Gärten. Da gewahrte er, wie eine Frau gegangen kam, unter einem alten Birnbaum ein Loch in die Erde grub, darauf eine Schachtel unterm Mantel hervorzog, und in das Loch verscharrte, welches sie sodann sorgfältig wieder mit Rasen bedeckte. — Gern hätte der Maurergeselle sogleich, nachdem die Frau wieder fortgegangen war, seine rege gewordene Neugierde befriedigt, und auf der Stelle nachgesehen, was eigentlich die Frau dort unter dem alten Birnbaum vergraben habe. Allein die Feierstunde war vorüber, und der Geselle mußte wieder an die Arbeit. Fest nahm er sich aber vor, am Feierabend die Sache zu untersuchen, erzählte auch einem Mitgesellen, was er gesehen, und forderte ihn auf, nach beschlossener Arbeit ihn unter den alten Birnbaum zu begleiten, und mit nachzusehen. Der Mitgeselle sagte zu, konnte aber nicht Wort halten, weil er gegen Abend von seinem Meister einen Gang aufgetragen bekam, von welchem er erst spät zurückkehrte. Nach eingetretenem Feierabend machte sich demnach der Geselle allein auf den Weg, und begab sich unter den alten Birnbaum, wo er an der wohlgemerkten Stelle einschlug. Bald gelangte er auf die vergrabene Schachtel, zog sie heraus und lüftete den Deckel, um nachzusehen, welche Schätze darin verborgen seien. In der Schachtel aber lag ein lebendiges Geschöpf, etwa eine halbe Elle lang, von menschlicher Gestalt, aber mit kohlenschwarzem Gesicht, Bockshörnern und Pferdefüßen! das stierte ihn mit großen funkensprühenden Feueraugen an, sprang mit einem ungeheuren Satz aus der Schachtel heraus, und hüpfte mit mehr als manneshohen Sätzen einigemal um den erschrockenen Gesellen herum, dann aber mit widerlichem Freudengeschrei über Bäume, Hecken und Zäune fort nach dem See zu, auf und davon.

Entsetzt ließ der Geselle die Schachtel fallen, und rannte nach Hause. Totenbleich und sterbenskrank kam er daselbst an. Kaum konnte er mit lallender Zunge erzählen, was ihm begegnet war. Ein Nervenfieber packte ihn, und nach wenigen Tagen war er tot. In der Fieberhitze phantasierte er beständig von der Däumlingsgestalt; dann sträubte sich das Haar ihm empor, die Augen traten ihm vor den Kopf, der Angstschweiß vor die Stirne, und krampfhaft stöhnte der Arme: schafft mir den schwarzen Teufel fort; er will mich umbringen.

Die Schachtel und das Loch fand man unter dem alten Birnbaum. Den Däumling aber hat niemand wieder gesehen, und eben so wenig hat man erfahren können, wer die Frau gewesen, welche die Schachtel unter dem Birnbaume vergraben hatte.

50. Die Sibylle.

Im Volke lebt der Glaube, daß einst in der Nähe von Barchfeld eine Sibylle gewohnt und geweissagt habe, vielleicht führte sie den Namen Immel oder Amalie, den sie zwei Dörfern der Nachbarschaft gab: Immelborn. Diese Sibylle that, was alle Sibyllen gethan: Sie weissagte, und zwar Dinge, die das Volk gern hörte. Damals war aber nichts so verhaßt, als der Türke, und des grausamen Türkenvolkes Vernichtung und Untergang war allgemeiner Wunsch der deutschen Nation, genährt durch tagtägliches Kirchengebet gegen die Türken, genährt durch tausend Schriften, und durch das Blut derer, die im Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit ihr Leben zum Opfer brachten. Der Türke werde, so weissagte die Sibylle, mit furchtbarer Heeresmacht gerüstet, in Deutschland einbrechen, werde Österreich und Bayern bewältigen und unterjochen, und alles verwüsten; da werde ganz Deutschland sich einigen und dem Türkenheere entgegenziehen zum großen Kampfe der Befreiung, und im Werrathale, auf der Fläche zwischen Barchfeld und Salzungen, werde die Vernichtungsschlacht entbrennen; wenige der Türken würden ihr entrinnen, und über die Grenzen Deutschlands zurück werde keiner gelangen. Der Sultan selbst werde als der letzte Türke mitten auf der Werrabrücke erschlagen werden. Dann werde das deutsche Heer in die Türkei einbrechen, und dem Reiche des Erbfeindes der Christenheit schnell und für immer ein Ende machen. Österreichs und Bayerns verheerte Landstriche würden bald wieder schöner und reicher wie zuvor aufblühen. Solches zeugte die Sibylle, und man glaubte ihr. Wie schade, daß sie keine Kassandra war!

51. Seejungfrauen.

Bei der Stadt Salzungen liegt ein kleiner aber sehr schöner See, und in der Umgegend sind ebenfalls einige noch kleinere Seen gelegen, infolgedessen ist in der ganzen Umgegend die Nixensage heimisch. Im Salzunger See, der auch alle Jahre sein Opfer verlangt, nämlich einen Toten, was ganz sprichwörtlich geworden, soll eine Wasserfrau wohnen, die früher bisweilen heraus und durch die Seespforte bis zu den dicht an derselben befindlichen Fleischbänken, die jetzt nicht mehr vorhanden sind, gekommen ist. Das Haar dieser Wasserfrau war grünlich und der Saum ihres Gewandes war immer handbreit naß. Einst hackte ein böser Metzger, der es merkte, daß sie die Wasserfrau war, mit seinem Fleischermesser ihr einen Daumen

ab — da ist sie schreiend wieder hinab zum See geeilt, und niemals wiedergekommen, in des Metzgers Bank begann aber alsbald alles Fleisch zu faulen, und immer roch es darin, wie faule Fische, so daß niemand mehr von ihm kaufte, und er zuletzt als armer Bettler sich in dem See das Leben nahm. Andere sagen, die Wasserfrau habe einstmals in den Fleischerbänken ein Kind zurückgelassen, und sei dann niemals wieder gekommen. In den „hünischen Hof," ein steinernes Burghaus dicht am See, das von dem ausgestorbenen Adelsgeschlechte der Herren von Hun oder Haun den Namen noch immer trägt, kamen einst zwei Seejungfrauen zum Tanze, weilten zu lange, und wurden dann zum Opfer ihrer überseeischen Freude, denn nachdem sie zu spät in den See zurückgekehrt waren, färbte sich derselbe blutrot. Wenige Schritte vom Salzunger See ist noch ein tiefes Wasserloch befindlich, das früher viel größer war, und für unergründlich galt. Dasselbe heißt die Teufelskutte. Dort hinein fuhr häufig der fliegende Drache, wahrscheinlich um ein abkühlendes Bad zu nehmen. Eine Strecke weiter aufwärts nach Barchfeld zu liegt der Erlensee mitten in den Thalwiesen des Werragrundes, ein Tummelplatz hüpfender Irrlichter und geisterhafter Feuermänner; in ihm badet sich die weiße Jungfrau, die von dem Trümmerberge der Burg Frankenstein herabwandelt, aber nur alle 7 Jahre erscheinen soll. Südwärts von Salzungen nach Wilprechtrode zu liegt der Buchen- oder Büchensee, ein gefüllter Wasserkrater ohne Zufluß und ohne Abfluß, an dessen Stelle einst ein stattliches Schloß stand. Zu diesem Schlosse kamen in stürmischer Gewitternacht zwei Wanderer, die baten flehentlich um Obdach und um Trank und Speise, allein obgleich es hoch herging im Schlosse, und alle Fenster erleuchtet waren, so wurde dennoch den Wanderern nicht aufgethan, sondern man wies sie mit rauhen Worten ab. Im Schlosse wohnten drei junge Fräulein, die waren mild und gut, aber sie vermochten nichts gegen die Härte des Burgherrn, und baten ihn um Einlaß der Armen. Die Wanderer aber waren keine irdischen Menschen, sie waren Götter oder doch Zauberer und verwünschten das Schloß und da sank es in die Erde viel hundert Klafter tief hinab mit Mann und Maus, und an seine Stelle trat der stille See, und um den See wuchs ein Buchenwald, und gab ihm den Namen, und jetzt ist auch von diesem Walde längst keine Spur mehr vorhanden, sondern der See liegt mitten in einer Ackerflur — so lange ist es schon her. Da nun leider auch die drei guten Fräulein mit versunken waren, und die Unschuldigen mit den Schuldigen, wie so häufig geschieht, leiden mußten, so wurden sie begnadigt, Nixen zu werden, und durften

alle Jahre eimnal nach dem nahen Dorfe Wilbrechtrode zur Kirmes fahren. Dort machten sie durch ihre Schönheit großes Aufsehen, und man glaubte, sie seien vornehme Stadtjungfern aus Salzungen. An einem solchen Kirmestage kam ein Jäger aus Salzungen noch spät von der Jagd, sah die Fräulein in der Mitternachtsstunde in ihren ganz altmodischen Wagen steigen, und setzte sich hinten auf, um schneller heimzukommen. Da hörte er es plötzlich rauschen und fühlte, wie Wasser zu ihm heraufspritzte, sprang schnell vom Tritt, und hatte Mühe, zum See'srande emporzuklimmen — hinter ihm sank der Wagen in den See hinab, und die Wellen schlugen rauschend über ihm und den drei Fräulein zusammen. Später haben sich diese Jungfrauen des Buchensee's auch einmal verspätet, wie insgemein die Nixen der Sage thun, und haben ihre Tanzlust mit dem Leben büßen müssen.

Weiter hinab im Werrathale, bei Merkers, blitzt auch ein ziemlich umfangreicher See, und eine Stunde weit zur rechten hinüber, nach dem Walde zu, liegt unweit des bedeutenden Frauensee's, eines ehemaligen Klosterortes, der kleine Hautsee beim Dörfchen Dönges — mit schwimmender Insel. Auch dort ist die allverbreitete Nixensage heimisch — einem Nixenpärchen, das nach Dönges zum Tanze kam, raubte ein Bursche des Dorfes die Handschuhe. Über dem ängstlichen Suchen darnach verspäteten sich die Nixen, stürzten in Hast nach dem See, der sich, nachdem er sie aufgenommen, alsbald blutrot färbte. Dieser in fast allen Nixensagen wiederkehrende Zug findet leicht seine Erklärung in einer physikalischen Erscheinung, ebenso wie das sogenannte Grünblühen des Salzunger und anderer Seen. Auch eine Wehmutter aus Dönges wurde einst, und zwar reitend, in den Hautsee geführt, um ein Nixenkind zu bringen, und reich beschenkt an ihren Ort zurückgebracht, doch ward ihr tiefes Schweigen auferlegt. Erst auf dem Sterbebette beichtete sie ihrem Seelsorger, was ihr widerfahren. Nicht gar weit vom Hautsee, und nur wenige Stunden von Salzungen liegt der schöne Lustort Wilhelmsthal, mit romantischen Parkhainen und einem See, durch den ein kleines Flüßchen, die Ellna fließt. Auch hier die Nixensage, und eine Ellnanymphe, die ein junger Jäger liebte, der sich mit ihr verlobte, aber ihr treulos ward. Da rächte sich die Nixe, zog ihn in ihr nasses Bette, küßte ihn tot, und warf seinen Leichnam in Unkerode aus, allwo er an der Kirchhofsmauer begraben wurde.

52. Die rote Sechse.

Im Amtsflecken Tiefenort, unter dem alten Burgschlosse Krainberg, im Werrathale, steht ein steinernes ritterliches Haus. Das soll, der Sage nach, ein Ritter besessen haben, welcher das Spiel über alles liebte. Er verspielte Hab und Gut, und setzte zuletzt auch noch sein Haus auf die Karte. Durch ein Trumpfblatt, durch die Rote Sechse gewann der Gegner, und nahm darauf den Namen von Spiel-Haus an, und die glückbringende Karte in sein Wappen. Nach der Hand kam die Familie dieses Besitzers von Tiefenort weg, aber über dem Hause blieb noch das zierlich in Stein gehauene Wappen des Gewinners, und das Gut heißt noch immer das Spiel-Hausische. Auch über dem Edelmanns-Stand hängt der ritterliche Schild mit der Spielkarte, sechs rote Herzen je zu dreien über einander gestellt, im der Länge nach geteilten Felde von schwarz und Silber. Als Helmzier ragt ein Arm empor, der die Karte hält. Wenn der Pfarrer ein Freund von Karten ist, so kann er sich jedesmal, so oft er predigt, an diesem Bilde erbauen, denn es hängt unmittelbar der Kanzel gegenüber. In derselben Kirche neben der Kanzel steht ein steinernes Denkmal mit dem Bilde des Grafen Adam von Beichlingen, der auf dem Schlosse Krainberg starb. Dieser Umstand hat Ursache zu einer Variante der Rot-Sechsener Sage gegeben. Der Graf Beichlingen selbst soll der leichtsinnige Ritter gewesen sein, und alles verspielt haben, da hätten seine Verwandten unter der Bedingung noch einmal seine sämtlichen Spiel- und anderen Schulden bezahlt, daß er die Karte in sein Wappen nehme. Diese letztere Sage scheint eine gemachte. Graf Adam von Beichlingen war ein gelehrter Staatsmann, wurde vom Kaiser Maximilian selbst mit dem Schwerte Karls des Großen zum Ritter geschlagen, war kaiserlicher oberster Kammerrichter zu Speyer, Marschall der Landgrafschaft Thüringen, und wurde Schwiegersohn Landgraf Wilhelms des Weisen zu Hessen-Cassel. Er mußte allerdings seine Grafschaft Beichlingen vieler Schulden halber verkaufen, kaufte aber die Herrschaften und Schlösser Krainberg und Gebesee. Sein steinernes Epitaphium stellt ihn geharnischt, mit gefalteten Händen und knieend dar; in den Ecken zeigt es die beichlingenschen, mannsfeldischen und rothenburgischen Wappenschilde.

53. Sagen vom Schlosse Krainberg.

Das Schloß Krainberg ist jetzt nur eine öde Trümmerstätte, doch bietet es reizende Fernsichten dar in das Werrathal auf- und

abwärts, auf das Rhöngebirge, auf den Thüringerwald, im Vordergrunde auf der Wartburg stattlichen Bau, und in das Hessenland, im Hintergrunde auf den langgestreckten sagenumklungenen Meißner. Diese Burg war es, welche der unglücklichen Landgräfin Margareta von Thüringen, der Mutter Friedrichs mit der gebissenen Wange, die erste schirmende Nachtrast auf ihrem Fluchtwege von der vier Stunden Weges davon entfernten Wartburg bot. Die Herren von Frankenstein sollen Schloß Krainberg erbaut, und dabei ein lebendes Kind in ein steinernes Särglein gelegt und mit eingemauert haben, weil man den Glauben hatte, daß dadurch eine Burg unüberwindlich werde, daher diese Sage sich auch bei sehr vielen Burgen wiederholt und mit mannigfaltigen Verschiedenheiten erzählt wird. Es soll wirklich beim Abbrechen einer Mauer der Ruine Krainberg das steinerne Särglein mit Kinderknochen gefunden worden sein. Vorher habe man zum öftern im Burghofe ein leises Gewimmer vernommen, oder auch ein weißes Kind ganz allein daselbst mit Blumen spielen sehen.

Auch eine weiße Jungfrau wandelte in den Ruinen, und als Wunder- und Glücksblume blüht dort eine Tulipane. Der Tulipane erwähnt die Sage selten, meist ist es eine gelbe Schlüsselblume, eine blaue Glockenblume oder eine weiße, auch purpurrote Lilie, die dem Glücklichen entgegenblüht, dem ein Schatz beschert ist, und das kommt lediglich daher, daß das Volk die Tulipane nur als Ziergewächs der Gärten kennt, weil die in Deutschland wildwachsende kleine Tulpe (Tulipa sylvestris Linn.) nicht häufig angetroffen wird. Einem Schäfer, der innerhalb der Ruinen des Schlosses Krainberg die Tulipane fand, und dem die weiße Jungfrau erschien, begegnete gleich vielen andern das Mißgeschick, daß ihm im schätzegefüllten Kellergewölbe die Blume vom Hute fiel, daß er in ihr „das beste“ vergaß, und vom heftigen Zuschlagen einer Eisenthüre am Gewölbeingang den Tod davon trug.

54. Ein Abt giebt Namen.

Ein guter Teil des unteren Werrathales, das jetzt Großherzoglich Sachsen Weimar-Eisenachisches Landesgebiet ist, gehörte zu dem früheren Buchengau (Buchonia), und die Äbte des Hochstifts Fulda beherrschten dasselbe mit ihrem Krummstabe. In der Reihe derselben war Abt Dankmar. Dieser Abt bereiste zu einer Zeit seinen Kirchensprengel, und fand die Wege äußerst schlecht, so daß er samt seiner Begleitung eines Tages völlig stecken blieb, und nach dem nächsten Dorfe zurück Boten senden mußte, um Vorspann zu

holen. Die Einwohner dort liebten keineswegs den Herrn Abt und zeigten sich seinen Wünschen und Befehlen ganz zuwider. Sie sandten weder Menschen noch Vieh ab, ihm zu helfen, und wiesen seine Boten mit unfreundlichen Worten zurück. Nun sandte der Abt in das zweite nächstgelegene Dorf vor ihm und dort waren die Einwohner ihm holder; sie beeiferten sich förmlich, ihm zu dienen und ihm die erbetene Hülfe zu leisten. Der Abt erteilte ihnen dafür seinen Segen, und ordnete an, daß dieser hülfreiche Ort fortan seinen Namen tragen, und dieser Name zugleich seinen Dank auf ewige Zeiten ausdrücken solle. So wurde der Ort Dankmarshausen genannt. Aber jenes Dorf, das sich so bockig und widerhaarig (nach neumodischem Kanzleideutsch „renitent") ihm gezeigt, das sollte nun auch auf ewige Zeiten Widershausen oder Widdershausen genannt werden, und dem ist auch also geschehen. Beide Dörfer liegen nahe an der Werra beim Städtlein Berka.

55. Wie zu Berka die Werra ausblieb.

Bei Berka ist die Werra ein ziemlich bedeutender Fluß, daher ein Ereignis, das sich im Jahre 1682 am 21. Sonntage nach Trinitatis, dies war der 22. November, begab, wohl in Verwunderung setzen durfte. An diesem Tage blieb während des Gottesdienstes, und zwar unter der Frühpredigt, die Werra plötzlich aus, so daß man Fische, Aale, Lachse, Karpfen, Hechte und Forellen mit Händen und in Menge fangen konnte. Die Bevölkerung war über dieses Phänomen sehr verwundert, erschrocken und bestürzt; man konnte nicht anders glauben, als der Fluß müsse sich einen andern Weg gebahnt haben, und sandte nun Boten nach Dankmarshausen, Widdershausen, bis nach Heringen, und niederwärts bis Gerstungen und Sallmannshausen. Dort war eben so wenig Wasser anzutreffen, als zu Berka. Aber weiter aufwärts, bei Philippsthal und Vacha, und weiter abwärts, bei Herleshausen, ward die Werra im vollen Laufe befunden. „Wie das zugegangen," sagte der alte Chronist, der diese Nachricht handschriftlich hinterließ: „ist Gott bekannt." —

56. Die drei Auflagen.

Im Thale der Werra liegen zur Rechten des Ufers noch heute die umfangreichen Trümmer des vormals stattlichen Schlosses Brandenburg, welche Burg der Wohnsitz eines in dieser Gegend

reich begüterten alten thüringischen Grafengeschlechtes war. Die Grafen hatten das Recht, den Fleischern in Gerstungen ihre Taxe festzustellen, auch durften diese nicht früher von dem Schlachtvieh etwas verkaufen, bis der Fleischbote von der Brandenburg mit seinem Esel und der Taxe kam, und die besten Stücken vorweg holte. Dieser Fleischerbote hieß Limpert und war ein lahmer Krüppel, der stets des Sprüchleins eingedenk war: langsam kommt man auch weit, der seinen Esel nie zur Eile trieb, und seinen Hohn und Spott darüber hatte, wenn die Fleischer, von ihren übrigen Kunden gedrängt, in Verzweiflung waren und ihn mit Scheltworten empfingen. Da der Krüppel sein Kommen mit Absicht immer mehr und mehr verzögerte, so schwur der Gildemeister ihm zornig zu, er wolle ihm Beine machen, wenn er noch einmal so lange säume. Das wolle er sehen! antwortete Limpert, und nahm die Drohung wörtlich, indem er nun in der That gerade noch einmal so lange zu kommen säumte, als er bisher gesäumt hatte. Darauf machte der Gildemeister dem Krüppel Beine in die Ewigkeit — er schlug ihn tot, ließ ihn in Stücke hacken, mit diesen Stücken die Fleischkiste des Esels füllen und letzteren zur Burg treiben. Diese That erregte sachgemäß den wütendsten Zorn des Grafen gegen ganz Gerstungen; er befehdete das Städtlein, und ließ es keinen guten Tag mehr sehen, bis flehentlich unter Erbietung jeder Sühne um Gnade gebeten wurde. Darauf verlangte der Graf zur Sühne seines ermordeten Limpert drei Scheffel voll Silberheller, alle einen und desselben Gepräges, drei himmelblaue Windhunde und drei mannshohe Eichenstäbe ohne Knoten. Diese drei Auflagen sollten binnen Jahresfrist herbeigeschafft sein, oder die Metzgerzunft in Gerstungen solle ihre Unthat blutig und schrecklich büßen. Da war guter Rat teuer, doch endlich wurde er gefunden. Der Rat verkündete, daß er auf eine gewisse Sorte Silberheller des Stiftes Fulda, das deren sehr viele geprägt, Agio zahlen wolle, da strömten Juden und Bettelleute in Menge herbei und schafften Heller, bis die drei Scheffel voll waren, und die Silberheller wieder im Kurse sanken. Drei schneeweiße Windhunde wurden in ein Zimmer gesperrt, dessen Fenster von blauem Glase waren, und das ganz blau angestrichen war. Blaugekleidete und blaugefärbte Wärter fütterten die Hunde aus blauen Geschirren mit Blaukohl und gebratenen Blaumeisen und Blaukehlchen. Davon begannen die Hunde endlich selbst blau anzulaufen, und warfen blaue Junge. Mittlerweile wurden drei junge Eichenschößlinge in Glasröhren zum Wachstum getrieben, da war kein Raum, Knoten anzusetzen, und so waren nicht ohne große Sorgen, Kosten, Last und Mühe die drei Auflagen erfüllt, und Gerstungen

hatte wieder guten Frieden. Der Graf von Brandenburg aber behielt sein Recht der Fleischtaxe, schaffte sich einen andern Krüppel zum Fleischboten an, und behielt den alten Esel zum Fleischholen bei, der mittlerweile lahm geworden war. Nächstdem mußten die Gerstunger Metzger ihre Fleischbuden abbrechen, und dafür ein Pfründenhaus für arme Krüppel erbauen, auch wurde auf die Stelle, wo sie den Limpert zerhackten, ein breiter Stein gelegt, der liegt noch und heißt der Limpertstein, ein Andenken und zugleich ein Spiegel, nämlich der Warnung.

Diese Sage wiederholt sich unter ziemlich gleichen Umständen auch anderwärts, namentlich in der Stadt Osnabrück mit einem Grafen von Tecklenburg.

57. Das Lindigsfrauchen in Gerstungen.

Bei Gerstungen soll noch ein Schloß gelegen haben, das Lindigsschloß geheißen, darauf lebte ein Burgfräulein, schön von Körper und wundersam begabt mit Geist, daher es auch Umgang pflog mit den Geistern des Thalflusses, den Nixen, und jenen der Berge, mit den Wichtlein im Werrathale. Solche Neigung wurde den Eltern des Fräuleins kund und mißfiel ihnen, sie sandten daher ihr allzu geistreiches Kind in ein Kloster. Im Kloster gefiel sich aber die Jungfrau keineswegs und sah dieselbe es daher gar nicht ungern, daß ein junger Graf von Brandenburg sich sterblich in sie verliebte, sie aus dem Kloster entführte und sich mit ihr vermählte. Aber auch als Gräfin von Brandenburg vermochte jene Huldin ihre Neigung zur dämonischen Welt nicht aufzugeben, sie hatte viele heimliche Zusammenkünfte mit der Werranixe, deren Schloß just unterm Wasserspiegel zunächst der Brandenburg lag, und durch geheime Gänge mit dem Schlosse auf dem Berge in Verbindung stand. Sie gelobte ihren einzigen Sohn der befreundeten Wasserfee, und diese säumte nicht, denselben, als er zu Jünglingsjahren gekommen war, in ihr Reich hinabzuziehen. Seine Mutter wurde nicht alt; sie starb, ohne zu beichten und von ihren Sünden losgesprochen zu werden, und daher gelangte ihre arme Seele auch nicht in den Himmel, sondern in das Zwischenreich, dessen Bewohner und Bewohnerinnen von Zeit zu Zeit noch auf Erden als Geister umgehen müssen. Selbiges Los fiel denn auch dieser Gräfin von Brandenburg zu; sie muß alle sieben Jahre einmal erscheinen, als Matrone gekleidet, einen Leidschleier um den Kopf, ein Schlüsselbund in der Hand, und im Gesichte so weiß wie ein Quarkkäse. So erscheint sie auf der alten Lindigsburgstätte, und davon heißt

sie das Lindigsfrauchen, dann aber auch unter der Brandenburg und auch auf dem Wege von Gerstungen nach dem ehemaligen Kloster im Kolbacher Thale, wo sie als Nönnlein gelebt hatte. Das Lindigsfrauchen hat die nicht sehr angenehme Eigenheit, sich nächtlichen Wanderern aufzuhocken, und so sehr ätherisch sie im Leben gewesen sein mag, als sie noch mit ätherischen Wesen Umgang gepflogen, so irdisch schwer wurde sie denen, die sie hockeln mußten. Wer sie aber bis ans Ziel, wohin sie just getragen sein will, hockelt, dem erschließt sie Gewölbe und Keller voll Schätze, und macht ihn über die Maßen reich. Die Sage teilt aber mit, daß von solchem Hockeln ein Bauer, Namens Oehme, ein Fleischer, Namens Rösing und andere den blassen Tod davon getragen haben, nennt aber keinen, der zur Zeit durch das Lindigsfrauchen glücklich geworden.

58. Vom Bilstein.

Es giebt in verschiedenen Gegenden Deutschlands Bergkuppen, namentlich felsreiche oder auch einzeln stehende Felsen und Felsengruppen, welche den Namen Bilstein führen. Diese Benennung klingt mythisch an, wenn man auch nicht geradezu an einen Bil oder Biel als Harzgott glauben, und von ihm das Wort Beil ableiten will, oder in ihm den Vater der Bilwitzen, Bilzen, Bilsen, Hexenschnittmacher, erblicken will. Im Harze ist ein Bielstein bei Blankenburg, desgleichen bei Rübeland und die Bielshöhle, ebenso bei Ilfeld; ferner befindet sich ein Bielstein am Gebaberge, desgleichen einer dicht über Meiningen, eine steile Felswand unmittelbar über der Werra am linken Ufer, und so auch eine malerische Felsengruppe im unteren Werrathale unweit der Brandenburg. An ihm, was wieder in frühe Zeiten zurückdeutet, eine Teufelskanzel, ein Teufelsloch, ein Hexenloch, in das der Teufel sich verbarg, als er einst hierherkam, und den heiligen Bonifacius von weitem predigend und bekehrend erblickte, obgleich er, diesem Verderben drohend, den ganzen Bilstein nach ihm und dessen frommer Herde geschleudert hatte, und zwar soll dies bei Gelegenheit einer Luftreise geschehen sein, als der Teufel seine Residenz vom Brocken auf den Inselberg verlegen wollte und einen Teil der Gebäulichkeiten mit sich trug. Die Felsenzacken und Felsenmassen aber fielen in das Werrathal nieder, weil der heilige Bonifacius das Bekehrungs-Kreuz gegen sie schwang, und der Teufel duckte schleunigst unter, indem er in das erwähnte Loch schlüpfte, welches noch dazu so eng war, daß er daran einen Teil von seinen schwarzen Haaren hängen lassen mußte, daher ist selbiges Loch noch heute so schwarz.

Auf dem Bilsteine lebte ein Hüne, und auf der Hardt bei Sallmannshausen lebte auch einer, die waren gute Kameraden miteinander und buken ihr Brot in einem gemeinschaftlichen Backofen. Einst war es dem einen Hünen, als höre er, wie sein Freund seinen Backtrog ausscharrte, und machte seinen Teig fertig. Er kam aber damit viel zu früh; der gute Freund hatte sich nur ein wenig am Beine gekratzt.

59. Farnsamen.

Dem Farnsamen schreibt der Volksglaube in Thüringen die Kraft zu, diejenigen unsichtbar zu machen, die ihn in der Mitternachtsstunde auf den goldenen Sonntag oder in der Johannisnacht erlangen. In dieser Nacht gelangt der Same zur völligen Reife, fällt dann ab, und verschwindet plötzlich. Auch hat, wer diesen Samen besitzt, Glück im Spiele und kann jeden Tag zum Freischützen werden, denn jeder Schuß, den ein solcher Mann thut, fehlt nimmer. Manche setzten schon Leib und Leben, ja das Heil ihrer Seelen daran, Farnsamen zu erlangen, oft mit großer Fährlichkeit, daher dieser Same auch Fahrsame genannt wird — und es schlug ihnen dennoch fehl: andere, die nicht darnach suchten, die fanden und hatten ihn sonder Mühe und Gefahr. So erging es einem Manne zu Berka. Sein Fohlen verlief sich im Walde, er suchte es lange, und fand es nicht — erst nach Mitternacht ging er verdrießlich nach Hause und wußte nicht, daß er von ungefähr auf reifendes Farnkraut trat, und vom Samen ihm etwas in die Schuhe fiel. Erst gegen Morgen erreichte er sein Gehöft, mochte sich nicht erst zu Bett legen, sondern setzte sich, um auszuruhen, auf den Lehnstuhl am Ofen. Seine Frau, seine Kinder, sein Gesinde traten nach einander in die Stube, niemand bot ihm guten Morgen, niemand that, als ob der Hausherr zugegen sei. Jetzt sagte er: „Ich habe das Fohlen nicht finden können.“ — Alle erschraken vor der bekannten Stimme, und die Frau rief: „Mann! Wo bist Du denn?“ — Der Mann erhob sich vom Stuhle, trat unter die Seinen und sagte: „Da bin ich ja: ich stehe ja vor Dir, Frau“ — aber niemand gewahrte ihn. Da merkte er seine Unsichtbarkeit, aber sie wurde ihm lästig, und da ihn etwas im Schuh drückte, so zog er diesen aus und klopfte ihn aus, und da fiel der Wünschelsame heraus, und wurde alsbald unsichtbar, denn seine Findestunde war vorüber. Der Finder aber war wieder sichtbar geworden, und froh, die bedenkliche Gabe los zu sein, denn die Wiedererlangung seines Fohlens war ihm lieber, als die bedenkliche Gabe des bösen Fol.

60. Storchengericht.

Zu Creuzburg an der Werra kamen an einem Herbsttage, kurz vor der Zeit als die Störche wegziehen, große Züge von Störchen an, umflogen die Stadt, und ließen sich teils auf Gebäuden, teils auf nahen Wiesen nieder, und begannen heftig mit einander zu kämpfen. Dann schienen sie einen Waffenstillstand geschlossen zu haben und es flogen gleichsam nur Boten ab und zu, entweder aus der Stadt zu den Wiesen, oder von draußen herein. Endlich erhoben sich alle gemeinsam und sammelten sich draußen auf dem Soden (die Wiesen nahe dem Salzamt Wilhelms-Glückbrunn), und ließen sich mit großem Geräusche nieder. Hierauf ordneten sie sich in zwei Reihen, und es erschien ein einzelner Storch, der in die Mitte trat, als wenn er eine schönklingende Rede halten wollte. Aber alsbald fielen die ganzen Schwärme über diesen einzelnen her, stachen und hackten mit ihren spitzen Schnäbeln auf ihn los, und ließen nicht eher ab von ihm, bis er tot am Boden lag. Hierauf hob sich die befiederte Storchenvolksversammlung von dannen, und alle Teilnehmer zogen davon bis auf ein einziges Paar, das blieb noch, und als der spätere Herbst es weggetrieben hatte, kam es wieder, und kein Jahr verging, daß nicht ein Storchenpaar in Creuzburg genistet hätte, bis zum Jahre 1837, da sind die Störche zum erstenmale ausgeblieben, und wurde solches gar nicht gern gesehen. Es müssen gleichwohl solcher Storchversammlungen, Kämpfe und Gerichte zu verschiedenen Zeiten mehrere stattgefunden haben, denn die alten Chroniken weichen in Angabe der Jahreszahl, wenn dieses Gericht sich zugetragen habe, merklich von einander ab. Eine giebt 1355 an; sie meldet ganz einfach: „Anno 1355. Kamen unzählige viele Störche zu Creuzburg auf einer Wiese zusammen, zerrissen ihrer drei, und flogen davon.“ — Eine andere Quelle nennt das Jahr 1445, eine dritte 1523. Man sah darin ein Vorzeichen nahen Krieges, und dieser blieb auch niemals aus.

61. Der Sprung vom Hellerstein.

Unterhalb Creuzburg in der Gegend von Treffurt bricht sich die Werra nur mühsam Bahn durch hochgegipfelte Felsen mit steilen Abhängen. Der höchste derselben heißt der Normannstein, auch Hermannstein und Hellerstein. Nun lebte in Treffurt ein Ritter und Herr des Städtleins, Hermann von Treffurt geheißen, dem ließ sich allerlei nachsagen, nur nicht, daß er ein Heiliger sei. Er ritt oft und viel in der schönen Gegend umher nach schönen und minnig-

lichen Frauen, und fand deren auch, zumal gar nicht weit von Treffurt Eisenach, und nicht weit von Eisenach Frau Venusberg gelegen. Da er nun eines Abends wein- und minneselig heimwärts gen Treffurt ritt, nickte er ein, und sein Roß trug ihn nicht auf gerader Straße weiter, sondern trabte mit ihm zur Höhe des Hellersteins empor, bis an den jähen Abgrund des Felsenvorsprunges. Zu spät erwachte der Ritter, schon setzte das Roß hinab, da empfahl sich Ritter Hermann in den Schutz der göttlichen Jungfrau und rief: „Hilf, heilige Maria! Hilf Deinem Knechte!“ und da war ihm, als hielte ihn ein Arm, und hebe ihn sanft empor, im Augenblicke, als das Roß zerschmettert zu Boden stürzte. Darauf ist der Ritter ein Mönch geworden, hat sein vorher sündiges Leben völlig abgethan, und hat nie wieder ein Roß bestiegen.

62. Wichtlein im untern Werrathale.

In dem ganzen Thalgebiete der Werra, da wo die Hörsel in dieselbe einmündet, kommt die mythische Trias, der Hulda, der Wichtlein und der wilden Jagd abermals zu mannigfaltiger sagenhafter Erscheinung. Schon inmitten der Wegstrecke zwischen Tiefenort und Berka an der Werra liegen die Hulden-Berge. In den sogenannten Göhringer Steinen läßt die örtliche Sage eine Hulda als Wasserfee in einer Krystallgrotte wohnen, und mit Wichtlein bevölkert sie das Werrathal schon von Gerstungen an, über Berka herab, dann über Sallmannshausen und Hörschel bis Spichra. Der wilde Jäger heißt in dieser Gegend nicht Wode, obschon der Namensklang des nicht allzufern im Hörselthale liegenden Dorfes Wutha, das 1170 noch Wutensberc hieß, lebhaft an ihn erinnert, sondern er heißt Elbel, ein so rein mythischer Name, daß er keiner erklärenden Deutung bedarf. Nur der anderorts hervortretende Zug, daß der wilde Jäger die Wichtlein jagt und verfolgt, scheint in dieser Gegend zu fehlen, kann aber unversehens noch aufgefunden werden. In Gerstungen im Schlosse ist ein schöner Pferdestall, allein es hält darinnen kein Pferd aus, sie werden wütend, schlagen aus, schäumen, bäumen sich, zerreißen Ketten und Halftern. Es wohnen Wichtlein unterm Stalle, das ist die Ursache, denn zwischen Pferden und diesen Geistern besteht Feindschaft. Reitet doch der Wode, der die Wichtelmännlein und Wichtelweiblein jagt und ist doch Rache der Grundzug im Charakter der ganzen dämonischen Welt. Einem Bauer im obenerwähnten Dorfe Dankmarshausen fiel ein Pferd nach dem andern, und dem

Manne drohte die Gefahr, an den Bettelstab zu gelangen. Als er eines Abends über die Hausflur ging, hörte er ein Flüstern unter einer umgestülpten Wanne. Als er darunter sah, gewahrte er vier Wichtlein, welche aus einem in der Flur stehenden Backtroge Teig genommen hatten, und Brot daraus kneteten. „Knete zu, knete zu!" sprach einer zum andern, und der Bauer sah verwundert zu und schwieg. Ein anderer hätte vielleicht gescholten. „Weißt Du auch, Mann, warum Deine Pferde fallen?" fragte das älteste Wichtelmännchen. „Ich will Dir's sagen, daß Du es weißt. Weil wir unter dem Stalle wohnen, und weil wir die Pferde hassen. Bringe Deine Pferde in einen andern Stall, so werden sie vor uns Ruhe haben." Freudig befolgte der Bauer diesen Rat und die Wichtlein blieben bei ihm, waren ihm im Haushalt förderlich und hülfreich, und er wurde durch sie der reichste Mann in Dankmarshausen.

63. Der Wichtlein Überfahrt.

Im Spatenberg, unweit und unterhalb Spichra, am rechten Ufer der Werra, öffnet sich eine kleine Höhle, die Wichtelkutte geheißen, in welcher schon vor undenklichen Zeiten Wichtlein hausten. Es war ein zahlreiches Völklein, das da sein Wesen trieb, und war, obgleich stets necklustig gesinnt, den Menschen doch gut und hülfreich. Nun war oder ist dort noch eine Fähre vom rechten Ufer zum linken, und der Fährmann hieß Beck, zu dem kamen eines Abends zwei kleine Männlein, und verlangten übergefahren zu werden. Alle drei gingen zum Flusse und bestiegen die Fähre, als sie jedoch darinnen waren, baten die Männlein den Fährmann, noch ein wenig zu warten, es komme noch jemand. Es kam indes niemand, gleichwohl senkte sich die Fähre tiefer und tiefer in das Wasser, als ob sie schwerer und schwerer werde. Da niemand kam, stieß der Fährmann endlich vom Ufer ab, aber es wollte ihn bedünken, noch nie sei die Fähre so schwer gewesen. Als man nun am andern Ufer angelangt, fragte einer von den Übergefahrenen den Fährmann: „Sage, welchen Lohn begehrst Du? Willst Du das Fährgeld nach der Kopfzahl, oder ist ein Scheffel Würz (Salz) Dir lieber?" Da besann sich der Fährmann nicht lange, sondern sagte: „Ein Scheffel Würz wäre mir absonderlich lieber, als die paar Pfennige für Eure zwei kleinen Köpfe." — „Sollst die Würze haben, da Du den Witz nicht hast" — entgegnete das Wichtelmännlein, doch wärest Du besser gefahren, wenn Du nach der Kopfzahl den Fährlohn begehrt hättest. „Siehe mir einmal über die Schulter!" — Der

Fährmann that, wie das Männlein ihm gesagt, da sah er ein wimmelnd Volk, das von der Fähre herab an das Ufer sprang, ganz unzählbar, und das Land gewann und erklimmte. Nun stiegen auch die beiden Männlein aus, und plötzlich verschwand alles vor den Blicken des Fährmanns, aber auf der Fähre stand ein gehäufter Scheffel weißen Salzes, und dieses selbige Salz offenbarte später die angenehme Eigenschaft, sich immer wieder im Scheffel zu ergänzen, und kein Ende zu nehmen, so viel dessen auch davon hinweggenommen wurde.

Damals sind die Wichtlein aus der Gegend hinweggezogen, weil es ihnen nicht mehr gefiel unter den Menschen zu wohnen, weil das Glockengeläute, Hammerwerk und auch die Pferdezucht sich so sehr mehrten. In den Höhlen um Spichra, besonders aber in dem großen Erdfalle am Spatenberge, findet man noch fein geränderte, zarte, platte, zirkelrunde Steinchen, eins so groß wie das andere, die nennen die Leute Wichtelpfennige.

Diese Sage wiederholt sich in und außer Deutschland an mehreren Orten; es ist ein gemeinsamer Zug der Wichtlein- und Zwergensage überhaupt, und giebt viel zu denken.

64. Der Elbel.

In der Gegend um Mihla, das zwischen Creuzburg und Treffurt an der Werra liegt, so wie im Hainich, einem langgestreckten Bergwalde zwischen Eisenach und Mühlhausen, zwischen dem Hörsel-, Werra- und Unstrutthale haust und zieht der Elbel als wilder Jäger mit seinem Schwarme. Zwei Felsenthrone heißen nach ihm der Elbelstein und die Elbelkanzel. Ein Herr von Harstall (einem Geschlechte angehörig, das in Mihla begütert und seßhaft ist, und seinen Ursprung von Pipin von Heristal ableitet), der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte, und ein sehr frommer Herr war, hatte einen Leibjäger, der hieß Hölzerkopf. Eines Tages ging der Jäger Hölzerkopf birschen, da sah er eine wunderschöne Jungfrau mit flatterndem Haar in hastiger Flucht an sich vorübereilen, und hinter ihr her kam der Elbel daher gesaust mit seinem tollen wütigen Heeresspuk, und der Elbel jagte die Jungfrau, wie nach den Sagen im bayrischen Hochgebirge der Wode die Hulda, und nach denen in Tirol die Riesen die Salig-Fräulein. Dem Hölzerkopf gefiel die schöne Jungfrau, und er hätte sie am liebsten selbst gejagt, wäre am liebsten selbst der Elbel gewesen, und wünschte sich zu ihm. Aber die Jungfrau entging dem Elbel, denn

sie erreichte ein Kreuz, erfaßte dies, und so hatte er keine Macht mehr über sie, darüber freute sich der Hölzerkopf und schoß sein Gewehr in die Luft ab. Gleichwohl, obschon er nach keinem Wilde gezielt hatte, brach ein angeschossener Rehbock aus dem Dickicht und brach verendend vor dem Hölzerkopf zusammen. Und nun traf jeden Tag jeder Schuß auf jagdbares Wild, den der Hölzerkopf that, weil sein mächtiger Wunsch ihn zu dem mächtigen Geiste oder Gotte hingezogen, der nach alter Mythe als Wuotan selbst Wunsch heißt und in der Person die Wunscherfüllung ist. — Als bald darauf der Jäger Hölzerkopf seine neuerlangte Kunst, Wild aus der Ferne zu treffen, ohne darnach zu zielen, ja ohne es nur zu sehen, wie das beim Freikugelschießen so üblich ist, im Beisein seines frommen Herrn übte, erschrak dieser gar sehr, schalt den Jäger und hieß ihn zum Elbel gehen, denn in seinem Dienst wolle er solch unheimlichen Knecht, der mit Höllenkünsten umgehe, nicht dulden. Darauf ist auf der Stelle der Hölzerkopf trotzig von dannen in das Waldesdickicht hinein geschritten, und niemand hat ihn wieder gesehen, außer wenn einer den Elbel mit seinem Heere ziehen sah, denn dahin war und blieb nun jener Jäger auf immerdar verwünscht. Und sind der Elbelstein und die Elbelskanzel die Orte, wo der Hölzerkopf bisweilen auf dem Anstand erblickt wird, und wo er am liebsten mit dem Elbel spukend zieht, bald waldüber nach dem Harzwald, bald hinüber zum näheren Thüringerwalde, bald zum Hochthrone der Frau Hulda, dem Meißner im nachbarlichen Hessenlande, bald in die nächste Nähe zum Hörselberge, dem weit verrufenen Hauptsitze des wütenden Heeres.

Wer geneigt ist zum Nachsinnen über den Elbel, und dessen mythische Beziehung zur allgemeinen Wütenden-Heeressage, dem sei mitgeteilt, daß manche in dieser Gegend diesen wilden Jagdgeist auch Ebel nennen, daß Ebel hier so viel als Abel ist, und daß in Dänemark und in Schleswig-Holstein der wilde Nachtjäger Abel heißt, der ein grausamer König und Brudermörder war, und verdammt wurde, mit einer Schar kleiner Hunde, denen feurige Zungen aus dem Halse hängen, ewig zu jagen. Unmittelbar aber vom Hainich nach dem Harze geht der schnurgerade Weg über Mühlhausen und das Jagdschloß Ebeleben, in dessen Nähe wiederum vor Zeiten die alte Hulda, die Beschützerin des Flachsbaues und der Spinnrocken Kultusorte gehabt haben mag, wie zum mindesten die Ortsnamen Rockstedt und Rockensussra vermuten lassen. Ebeleben liegt in einer Ebene, und im Namen des durch dieselbe schleichenden Flüßchens Helbe birgt sich wiederum der mythische Name Ebel. Solche Orts-Namenforschung kann auf manche Spur lenken, nur

muß sie vorsichtig und behutsam und nicht blindgläubig verfolgt werden, damit nicht das dem im Irrgarten der Namenforschung herumtaumelnden Mythographen fleißig vortanzende Irrlicht der Supergelahrtheit in den Sumpf führe, darin die urgermanischen Haarzöpfe der Lächerlichkeit wie dicke Riedgrasbüschel wuchernd aufschießen.

II. Sagen vom Hörselberge, der Wartburg und Eisenach.

65. Vom Hörselberge.

Wie der zackige Hochgipfel des Hörselberges weit sichtbar in die Lüfte und in die Wolkennähe emporstarrt, so reichen und deuten die Sagen von ihm in das Schleiergewölk der mythischen Frühzeit, ja dieser Berg ist der hauptsächlichste Träger des Mythentums im Thüringer Lande. Durch seine eigentümliche Form, die einem Sarge ähnelt, durch seine steile Wand, seinen langgedehnten Rücken, durch seine seltsame Höhle, die ganz sicher einer vorgeschichtlichen Zeit angehört, aber dennoch kein bloßes Werk der Natur ist, mag er schon dem Urvolke dieser Gegend, oder, wenn man ein solches nicht annehmen will, der frühesten Bevölkerung merkwürdig und wichtig geworden sein. Die mythische Zeit erkor das Innere dieses Berges zu einem der Wohnorte der mächtigen Holde, die, wenn sie die Nachtseite ihres Wesens herauskehrte, zugleich auch Unholde sein konnte, und stellte sie an Wuotans Statt als Zugführerin seines Heeres. Das frühe Mittelalter bildete aus der Frau Hulda eine Teufelin, wandelte das Innere des Berges zur Fegefeuerstätte um, und vernahm aus der Bergeskluft das Wimmern und das Klagegeschrei der gepeinigten Seelen, gab davon dem Berge den Namen Hör-Seelen-Berg, und nannte ihn lateinisch Mons horrisonus, der schrecklich tönende Berg.

Das spätere Mittelalter legte seine poetische Anschauung an das alte heidnische Götterwesen; es bildete die Frau Hulda oder Holde zur holden Liebesgöttin, zur Frau Venus um, eine Heidengottheit mit germanischem Element und teuflischem Wesen. Hatte die frühe deutsche Heldensage der greisen, grauen Holda auf ihren

Heereszügen einen greisen Begleiter gegeben, der zugleich ein Warneramt übte, den treuen Eckhart, so gab die spät mittelalterliche Sage ihrer Frau Venus einen jungen Gesellen, den Ritter Danhäuser, den sie zu sich in ihren Wunderberg gelockt, und dem es endlich vor ihr graute. Wie aber fast alle bedeutenden Sagen sich verjüngen, — und welche Sagengruppe Thüringens könnte bedeutender sein, als die in Rede stehende? — so hat die Frau Venus- und Danhäusersage wiederum eine Verjüngung in jüngster Zeit erlitten, daß der Ritter Danhäuser ein Minnesänger gewesen sein soll, und endlich brachte die allerneueste Zeit und Dichtung denselben mit dem Minnesängerkriege auf dem, dem Hörselberge so nahen Schlosse Wartburg in eine innige poetische Verbindung.

66. Frau Hulda.

Von Frau Hulda wäre sehr viel zu schreiben. Ihr Wesen verliert sich in das Dunkel der Frühzeit, aus dem sie als Gode, Gute, Göttin, niederschwebt, als Erdmutter gleichsam, die anderorts Jertha, Hertha, Nerdus hieß, und wieder Frau Gode, Frau Gaue, Erche, Hercha, Herke, Harke u. s. w. In Thüringen heißt und ist sie die Frau Holde, Hulda, im Voigtlande Berchta oder Perchta, in Tirol Perchtl. Selten jungfräulich, meist fräulich gedacht, erscheint sie als Mutter, Mutter zahlloser Kinder, in manchen Ländern als Mutter der Wichtlein, der schwachen Heimchen, der vom Wode verfolgten Moos- und Holzweibel, immer als Schutzgottheit, und so steht auch alles Heim, alles häusliche Leben unter ihrem besondern Schutze, vorzugsweise aber wieder das Frauenleben, wie es in der Urzeit war, die Flachs- und Linnenbereitung, das fleißige Spinnen, das Weben, daher war sie selbst Spinnerin, sie war die Schöpferin des, später Marienfäden genannten „fliegenden Sommers;“ sie selbst flog oder fuhr, letzteres entweder auf einem Wagen oder Räderschiffe auf der Erde, oder frank und frei durch die Lüfte fahrend ohne Wagen und ohne Flügel, eher noch als Schimmelreiterin, gleich dem Wode. Am Rheine fand sich ein Römerdenkstein mit der Aufschrift Dea Hludana. Welche andere Göttin, als unsere Hulda, könnte unter dieser Benennung verstanden sein? Als Spinnefrau und Spinnemutter belohnt Frau Holle nach thüringischem, voigtländischem und schwäbischem Volksglauben fleißige Spinnerinnen, hilft ihnen selbst ihr Gespinnst vollenden, straft aber unbarmherzig faule Mägde, die ihre Rocken nicht vor dem Festabend rein abspinnen, verwirrt und zerzaust ihnen Flachs und Haar. So lebte sie noch im Bewußtsein des deutschen Volkes zur

Zeit der schönsten deutschen Kunstblüte beim Abblühen des deutschen Mittelalters, so zeigt sie uns ein bedeutsames Holzschnittbild, als gebeugte Greisin mit einem voll aufgewickelten Spinnrocken, das Haupt von langem Lockenhaar umflattert, einsam im tiefen Walde, in einer Wetternacht, in welcher Flammen vor ihr niederschießen, und sie den Kreis des Sternenhimmels samt dem Monde auf ihrem Nacken trägt. Um den Rocken sind eine Menge kleine Spindeln gesteckt, und eine derselben hält sie in der rechten Hand.

67. Das wütende Heer und der treue Eckhart.

Weitverbreitet ist die Sage vom wütenden oder besser wütigen Heere und der wütigen oder wilden Jagd. Es knüpft an Wuotan, den altgermanischen Urgott, an, und von ihm entlieh es den Namen, wie nach ihm selbst das noch stets im Schwunge gehende Wort Wut unverkennbar hindeutet, und von ihm abstammt. Das wütende Heer ward gedacht als ein Totenheer, als eine unselige Schar, bestehend aus den Seelen ungetauft verstorbener Kinder, wie die tirolische Perchtl sie führt, und die Seelen aller Menschen, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind; in letzter Beziehung ist es Nachhall der frühesten Mythe von der Einheriar-Schar, der gefallenen Kampfhelden, die mit Odin nach Walhalla ziehen. Nach ursprünglicher Mythe war also das Heer zunächst ein Kriegsheer, ein Heer der Starken, unter männlicher Führung, und ein Seelenheer, ein Heer der Schwachen, unter weiblicher. Spätere Sage verschmolz beide, und wohl dann erst trat die dritte Beziehung, die einer Jagd hinzu, als des Heeres letzte Verjüngung. Mit der Jagd war es leicht, den Teufel, den Helljäger, den Seelenjäger, in Verbindung zu bringen, und so wurde das wütende Heer zugleich ein teuflisches, sein Umzug war Strafe, Buße, analog der Buße im Fegefeuer, dessen Örtlichkeit auf der Erde selbst man kannte und nannte. Daher wurde auch die Huldenhöhle am Venus- oder Hör-Seelen-Berge von der späteren Sage zur Fegefeuerstätte erkoren. Die Harzsage vom wilden Jäger Hackelnberg, die rheinische vom Wild- und Rheingrafen, welche Bürger poetisch behandelte und alle übrigen, welche die Jäger nennen, sind lauter spätere Verjüngungen. Von dem Heerzuge in Thüringen erzählt M. Johann Agricola in seinen Deutschen Sprichwörtern wörtlich:

„Ich habe neben anderen gehört von dem würdigen Herrn Johann Fremderer, Pfarrherr zu Mansfeld, seines Alters über achtzig Jahr, daß zu Eisleben und im ganzen Land zu Mansfeld das wütend Heere (also haben sie es genennet) fürüber gezogen sei,

alle Jahr auf den Fasnacht Donnerstag, und die Leut sind zugelaufen und haben darauf gewartet, nit anders als sollt' ein großer mächtiger Kaiser oder König fürüber ziehen. Vor dem Haufen ist ein alter Mann hergegangen, mit einem weißen Stabe, der hat sich selbs den treuen Eckhart geheissen. Dieser alter Mann hat die Leute heissen aus dem Wege weichen, hat auch etliche Leute heissen gar heim gehen, sie würden sonst Schaden nehmen. Nach diesem Mann haben etliche geritten, etliche gegangen, und sind Leute gesehen worden, die neulich an den Orten gestorben waren, auch der eins Teils noch lebten. Einer hat geritten auf einem Pferd mit zweien Füßen. Der ander ist auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad ist von ihm selbst umgelaufen. Der dritte hat einen Schenkel über die Achsel genommen und hat gleich sehr gelaufen, ein ander hat keinen Kopf gehabt, und der Stück' ohn' Maßen."

In dieser Mitteilung erwähnt Agricola der Zugführerin mit keinem Worte, aber indem er hinzufügt: „Wir brauchen dieses Worts, wenn jemand einen andern treulich vor Schaden warnet, und wir wollen's nachrühmen, so sagen wir: Du thust wie der treue Eckhart, der warnet auch jedermann für Schaden," deutet er nach der Hulda- und Eckhartsage hin. An anderen Stellen desselben Buches aber berührt Agricola den Hörselberg einesteils als Fegefeuersitz, anderntheils gleichsam auch als Wichtleinswohnsitz, und wieder als Venusberg. Die anzuführenden Stellen lauten:

„Im Lande zu Düringen nicht fern von Eisenach liegt ein Berg, der Hoselberg genannt (soll Hörselberg heißen), da der Teufel bei Menschen und meinem Gedenken Fuhrleut mit Wein in einem Gesicht eingeführet hat, und ihnen geweisset hat, wie tief etliche Leut, die noch gelebt, und ich gekennt habe, bereits in der hellischen Flammen gesessen sein. Bei Jena an der Saal und in der Herrschaft Honstein (am Harz) sind große Berge, darin der viel gesehen werden, darin Gezwarge gewohnt haben."

Jedenfalls ist hinter „darin der" das Wort Höhlen oder Löcher ausgefallen. Gleich darauf erwähnt der Verfasser der Zwerge als hülfreicher Hausgeister, und es ist eine örtliche Sage vorhanden, daß in einem Dorfe am Hörselberge Hütchen gewohnt haben. Einem Bauer half ein solches Hütchen auf das treulichste in seinem Hauswesen, sodaß dessen Reichtum sich täglich mehrte. Einst erblickte der Bauer das Hütchen, wie sich's emsig mit einem Strohhalme abmühte, denselben zur Bodentreppe hinanzuziehen, und schrie es, über diese nutzlose Arbeit erzürnt, an: „ei daß Dich, Du fauler Schlingel." Alsobald wurde das Hütchen unsichtbar, sichtbar aber ein großer, langer Sack voll Getreide, daran vier Männer zu heben

und zu tragen hatten. Das war der Strohhalm gewesen, den das Hütchen allein zur Treppe hinan zog. Das Hütchen war hinweg, und der Bauer wurde zum Bettler. Agricola erwähnt am angeführten Ort, nachdem er ausführlich die alte Sage vom treuen Eckhart als Schirmvogt der Harlunge mitgeteilt hat, „wie der Teufel — — allerlei Spiegelfechten und Betrug herfür gebracht hat, als mit dem Venusberge und Hoselberge. Nun haben die Deutschen in demselben Betrug ihres treuen Eckharts nicht vergessen, von dem sie sagen, er sitze vor dem Venusberge und warne alle Leute, sie sollten nicht in den Berg gehen."

68. Königin Reinschwig.

Ganz eigentümlich und selbständig, ohne ihr einen Halt in verwandten thüringischen Sagen zu bieten, führt die thüringische Chronikensage eine Königin ein, Reinschwig geheißen, und bringt sie mit dem Fegefeuersitz im Hörselberg in Verbindung. Diese Königin soll um das Jahr 1143 in England gelebt und mit ihrem Gemahl eine sehr glückliche Ehe geführt haben. Die Geschichte weiß von einer Königin dieses Namens nichts, die Chronikensage aber berichtet von ihr schlicht und treuherzig. „Als ihr Herr König in Engelland, (der ihr aus der Massen lieb war, denn er sie aus einem geringen Geschlechte zur Königin, um ihrer Tugend willen, erwehlet hatte) gestorben war, wollte sie auch der Treue, so er an ihr gethan, nicht vergessen, gab viel Almosen und ließ viel Seelenmessen lesen, der Meinung, ihren Herrn damit aus dem Fegefeuer zu erlösen. Als sie nun solches mit großer Andacht eine Zeitlang getrieben, kommt des Nachts eine Stimme zu ihr, die saget, es wäre ein Berg, der läge eine Meil Weges jenseit Eisenach, darin würde die Seele ihres Herrn gequälet. Darauf rüstete sie sich mit ihren Jungfrauen zu, und zog in Thüringen bis an denselbigen Berg, und baute darunter eine kleine Kirche, und weil sie hörete ein jämmerlich Geschrei der Seelen in diesem Berge, und des Teufelsgespensts, so darüber erschienen, ((damit ist das wütende Heer gemeint)) nannte sie den Höre Seel Berg, daher er auf die heutige Stunde genannt wird der Hörselberg, und unter dem Berge bauete sie ein Dörflein, „das nannte sie Satanas-Stätte (wird nunmehr Sättelstedt genannt), darum, daß Satanas und die bösen Geister ihnen oftmals erschienen waren, wie auch andere Dörfer, so darum gelegen, als Burla, Hostorofeld und dergleichen." — „Es hat auch ein Kloster auf St. Petersberge vor Eisenach in der alten Stadt gelegen, das war von Gebäuden sehr geringe und von der Königin

Reinschwig um diese Zeit erstlich angefangen.“ — „Als die Königin gestorben, hat sie ihren Jungfrauen viel Geld und Gut gelassen, mit demselben zogen sie gen Eisenach, in St. Nicolai Kloster, zur Landgräfin Adelheid, nahmen den Orden und Nonnenkleid an, und wohneten da etliche Jahre.“

Dies die Chronikensage von der Königin Reinschwig oder Reinschweig. Die erwähnte Adelheid war die Tochter Ludwig I., des ersten Landgrafen von Thüringen, und die vierte und jüngste Schwester Ludwig II. des Eisernen. Sie wandelte einen Bauernhof, den sie gekauft, in das später berühmt gewordene St. Nicolaikloster um, und wurde dessen erste Äbtissin.

Der Name des heutigen Dorfes Sättelstedt hat in ältesten Zeiten nach Urkunden Satinstete gelautet. Sein altes Kirchlein wurde im dreißigjährigen Kriege von einer Wrangel'schen Streifpartei niedergebrannt. Eine Sage läßt vom Innern des Hörselberges, oder von seiner Kluft aus einen unterirdischen Gang bis unter die Kirche zu Sättelstedt führen. Ein Hostorofeld giebt es jetzt nicht, der gemeinte Ort heißt jetzt Hastrungsfeld, in der Volkssprache aber stets Asterfeld, der nach dem Namen der mythischen Costar, der Erdmutter, hinweist, wie denn auch diese Gegend der Ortsnamen viel bietet, aus denen auf frühen Elementargötterkultus sich schließen ließe. Dahin gehören neben Hastrungsfeld Asbach, Sonneborn, Metebach, Teutleben, Wutha u. a.

69. Die Mär vom Danhäuser.

Es ging ein Lied um in deutschen Landen, das sang und sagte von dem Danhäuser, wie derselbe bei Frau Venus (Frau Hulda) in einem Berge verweilt, und mit ihr der Minne Lust und Seligkeit genossen, dann aber aus dem Berge begehrt habe, aus Übersättigung und Reue. Und aus dem einen wurden hernachmals der Lieder mehrere und mit mannigfaltiger Veränderung und Abwandlung, doch blieb der mythische Grundzug in allen ein und derselbe. Auch der oben erwähnte Agricola, der die alten Lieder und Sagen sehr gut kannte, obgleich er sie zumeist verwirft und als Fabeln bekämpft, gedenkt dieser Märe, indem er sagt: „Da richtet der Teufel an einen Venus Berg, davon man singt im Thanhäuser in Lamperten, wie ich sagen will im (Sprich) Wort von dem treuen Eckhart, da füret er Leut hinein und weiset ihm viel seltsamer Gesichte, auch von den Leuten, die noch lebten.“ Und an der angezogenen Stelle, bei der Erklärung des Sprichworts vom treuen Eckhart sagt Agricola: „Es ist ein Fabel, wie der Danhäuser im Venus Berg ge-

wesen sei, und hab hernach dem Bapst Urbano zu Rom gebeichtet. Bapst Urbanus hat einen Stecken in der Hand gehabt, und gesagt: So wenig als der Stecken könnte grünen, also wenig möge Danhäuser Vergebung seiner Sünden erlangen und selig werden. Da ist der Danhäuser verzweifelt und wider in den Berg gangen und ist noch darinnen. Bald hernach empfäht Bapst Urbanus eine Offenbarung, wie er soll dem Danhäuser seine Sünden vergeben, denn der Stecken beginne zu blühen."

„Darum schickt der Bapst aus in alle Lande und ließ den Danhäuser suchen, aber man konnte ihn nirgend finden. Dieweil nun der Danhäuser also mit Leib und Seele verdorben ist, sagen die Deutschen, der treue Eckhart sitze vor dem Berge und warne die Leute, sie sollen nicht hinein gehen, es möcht' ihnen sonst ergehen wie dem Danhäuser."

Dies die Sage in ihrer einfachsten Form und Gestalt, mit ihrem Stabwunder, das in einer schwedischen Sage ganz ähnlich und doch wieder nicht völlig ähnlich zu Tage tritt. Hier folgt nun auch in seiner ursprünglichen Gestalt als fliegendes Blatt — das echte alte Danhäuserlied.

70. Das lied von dem Danheüser.

Nun will ichs heben an
Von dem Danheüser zu singen
Vnnd was er hat wunders gethan
Mit seyner fraüwen Venusinnen
Danheüser was ein ritter gut
Wann er wolt wunder schaüwen
Er wollt in frauw Venus bergk
Zu andern schönen frawen
Herr danheüser jr seyt mir lieb
Daran solt jr mir gedencken
Jr habt mir eynen eydt geschworen
Jr wölt von mir nit wencken
Frauw Venus das enthab ich nit
Jch wil das widersprechen
Wann redt das yemant mehr denn jr
Gott helff mirs an jm rechen
Herr danheüser wie redt jr nun
Jr solt bey mir beleyben
Jch wil eüch mein gespilen geben
Zu eynem steeten weybe

Vnnd nem ich nun ein ander weyb
Ich hab in meynen sinnen
So müst ich in der helle glut
Auch ewigklich verbrinnen

Ir sagt mir viel von der helle glut
Vnnd habt es nye empfunden
Gedenck an meynen roten mundt
Der lachet zu allen stunden
Was hilffet mich eüwer rotter mundt
Er ist mir gar vnmere
Nun gebt mir vrlaub freüwlin zart
Durch aller fraüwen eren

Herr danheüser wölt jr vrlaub han
Ich wil eüch keynen geben-
Nun beleybet edler danheüser
Vnnd fristet eüwer leben.

Mein leben das ist worden kranck
Ich mag nit lenger beleyben
Nun gebt mir vrlaub freüwlein zart
Von eüwerem stoltzem leybe

Herr danheüser nit redet also
Ihr thunt eüch nit wol besinnen
So gendt wir in ein kemerlein
Vnnd spielen der edlen minne

Gebraüch ich nun ein fremdes weyb
Ich hab in meynem sinne
Frauw Venus edle frauwe zart
Ihr seyt ein teüfflerinne

Herr danheüser was redt jr nun
Das jr mich gunnet schelten
Nun solt jr lenger herinne sein
Ir müstent sein dick entgelten

Fraüw Venus und das wil ich nit
Ich mag nit lenger bleyben
Maria mutter reyne magdt
Nun hilff mir von den weyben

Herr danheüser jr solt vrlaüb han
Meyn lob das solt ihr preysen
Wo jr do in dem landt vmbfart
Nempt vrlaüb von dem greysen

Do scheydt er wider auß dem bergk
In jamer vnd in reüwen
Ich wil gen Rom wol in die statt
Auff eynes Babstes träuwe

Nun far ich frölich wol auff die ban
Gott müß sein ymmer walten
Zu eynem bapst der heyst Vrban
Ob er mich möcht behalten

Ach bapst lieber herre mein
Ich klag eüch meyne sünde
Die ich meine tag begangen hab
Als ich eüch wil verkünden

Ich bin gewessen auch ein jar
Bey Venus eyner frauwen
So wolt ich beycht und buß empfahen
Ob ich möcht got anschauwen

Der bapst het ein stäblein in d'hant
Das was sich also dürre
Als wenig es gegrünen mag
Kumbst du zu gottes hulde
Nun solt ich leben nur ein jar
Eyn jar auff diesser erden
So wolt ich beicht vnd buß empfahen
Vnnd gottes trost erwerben
Do zoch er wider auß der statt
In jammer vnd in leyden
Maria mutter reyne magdt
Muß ich nun von dir scheyden
Er zoch do wider in den berck
Vnnd ewiglich on ende
Ich wil zu Venus meiner frawen zart
Wo mich got wil hyn sende
Seyt got wilkummen danheüser
Ich hab eüwer lang emboren
Seyt wilkummen mein lieber herr

Zu eynem bulen außerkoren
Das weret bis an den dritten tag
Der stab hub an zu grunen
Der bapst schicket auß in alle lande
Wo der danheüser wer hyn kummen
Do was er wider in dem bergk
Vnnd het sein lieb erkoren
Des must der vierde bapst Vrban
Auch ewigklich sein verloren.

71. Das Hörselbergsloch.

Immer blieb der Hörselberg den Umwohnern unheimlich und gefürchtet, von dem Schauergespinnst umwoben, das um ihn her die frühe Huldamythe spann. Das Rauschen des Windes, das ihn umtoste, das Rauschen des Wassers, das man in der Tiefe seiner Höhle zu vernehmen glaubte, und Feuermeteore, die um seinen Scheitel flatterten, alles nährte die Furcht. Im Jahre 1398 geschah es, daß sich am hellen Tage bei Eisenach drei große Feuer erhoben, eine Zeitlang in den Lüften brannten, sich zusammenthaten, wieder von einander rissen, und endlich alle drei in den Hörselberg hinein fuhren. Auch ist es geschehen, daß man in den früheren Zeiten aus Neugier den Boden vor der Höhle des Hörselberges glatt gekehrt, und dann am andern Tage dennoch Fußtapfen von Menschen und Tieren in großer Menge davor gefunden hat. Als der Vorzeit Mär und Sage von den Wundern des geheimnisvollen Berges abzublühen begann, wagte sich die nüchterne Forschung an die Höhle, nannte alles, was die Vorahnen gesehen haben wollten und geglaubt hatten, Blend- und Gaukelwerk der Pfaffen und wußte sich gar viel auf die Aufklärung, die sie mit weitem Munde verkündete. So wurde denn die mythische Hörselberghöhle erforscht und beschrieben, wie folgt: „Dieses Loch ist im Eingange viereckigt, und etwa drei, höchstens $3^1/_4$ Schuh hoch durch die Steine von etwa 4 Lachtern Länge, und etwa $3/^1_2$ in die Quere mit besonderer Mühe und Fleiß ausgearbeitet, da dann eine runde Öffnung durch den Felsen, so kriechend passieret werden muß, etwa 2 Lachter lang folget. Wenn diese zu Ende, so kommt man in eine Höhle, in welcher man gerade aufstehen und gehen, auch sich in solcher niedersetzen kann, weil ein Bänkchen in dem Felsen ausgehauen ist. Diese Höhle ist über mannshoch und können sich füglich 16 auch wohl 18 Personen darinnen aufhalten. Hierauf muß man wieder in eine Enge von 3 Lachter lang, so mehreren Zwang und

Zurücklassung des Rockes erfordert, da man abermal in eine kleinere Höhle kommt, so nur 6 oder höchstens 8 Personen in sich fassen kann. Nun gehet eine ovale Öffnung fort, so noch viel enger als die vorige, mithin mit größerer Mühe und Drängen zu durchkriechen ist, von etwa 3 Lachter lang, so aber nicht zu passieren ist, und endet sich in dem Felsen in einen kleinen Spalt, da dann auch zugleich die gemeine Rede und Fabel, ob sollte die Öffnung und der Gang bis unter die Kirche zu Sättelstedt gehen, ihre Endschaft erreichet, und ist alle Öffnung und dazwischen seiende Hohlung zusammengenommen, etwa 17 Lachter lang. Die gemeinen Leute sagen, daß ein beständiges Summen und Sausen in diesem Loche sei. Allein dieses rühret von denen teils darauf stoßenden Winden her, teils auch hauptsächlich von denen kleinen Mücken und Fliegen, welche durch ihre beständige Bewegung und Flug dieses erwecken, indem solche in erstaunlicher Menge anzutreffen, so daß bei solchem Summen einem der Götze Mäusim, als ob er da zu Hause wäre, einfällt."

Der Anteil an der Hörselberghöhle verlor sich allmählich, und der Berichterstatter über dieselbe schließt seine Mitteilung: „Nun aber da der Aberglaube nicht mehr herrschend, wird es keiner sonderlichen Betrachtung mehr gewürdigt, und wenige nehmen sich die Mühe, es auch von außen recht zu beschauen."

Im Jahre 1854 wurde die Höhle des Hörselberges von einigen Neugierigen aufs neue durchforscht. Ohne die alte Beschreibung zu kennen, fanden sie die Höhle noch in der früheren Beschaffenheit. Das Rauschen und Brausen vor dem Eingange in die Bergeskluft vernahmen sie nicht. Aber ein Summen tönte ihnen im Inneren wie melodischer Gesang und Aeolsharfen, seltsam und wunderbar, bis sich's ergab, daß dasselbe von Millionen Fliegen und Mücken, die sich im Innern aufhielten, herrührte.

72. Musikanten im Hörselberge.

Trotz den nüchternen Lösungen der mythischen Rätsel, die der Hörselberg aufgab, blieb die Sage von ihm und seiner Höhle dennoch lebendig und verjüngte sich von Geschlecht zu Geschlecht, ja es fehlte ihm sogar nicht an einem Sänger, der im Jahre 1592 ein Gedicht in Form einer poetischen Vision über ihn schrieb, das aber nie zum Drucke gelangte, und in welches er Hörselbergsagen einwob.

Zwei Schäferknechte, so lautet die eine in schlichte Prosa aufgelöst, kamen von einer Kirmse mit ihren Schallmeien oder Sackpfeifen wohl bezecht, jauchzend und fluchend um Mitternacht am

Berge vorüber; da stießen ihnen hart am Berge drei dunkle Männer auf, die ihnen geboten, mit ihnen zu gehen, und im Berge aufzuspielen. Die Knechte wußten nicht, wie ihnen geschah, sie mußten Folge leisten, und leisteten Folge. Dreizehn Tage, die verrufene Zahl, blieben sie im Bergesinnern, und begaben sich still und traurig nach Hause; niemals spielten sie wieder zum Tanze auf, aller Freude vergaßen sie ganz und gar und vollendeten ihr Leben mit stetem Seufzen und Trauern.

So wanderte einst ein Lautenist mit seiner Laute auf eine Hochzeit, dahin er zum Aufspielen zur Erhöhung der Fröhlichkeit berufen war, gegen Abend am Hörselberg vorüber. Da kommt ein langer schwarzer Mann und heißt dem Lautenisten mit sich gehen, und führt ihn fort, der nicht zu widerstehen vermag. Da erblickt der bebende Mann am Eingange den treuen Eckhart, der spricht ihn warnend an, er solle sich an nichts Schreckhaftes kehren, was er auch sehen werde, und sich beileibe nicht umkehren, ja nicht einmal den Kopf wenden; auch um das „viele Gesumme,“ das er hören werde, solle er sich nicht kehren, Gut und Geld, das man ihm vielleicht bieten werde, solle er nicht annehmen. Solche Warnung erfüllte den Lautenisten in Angst und Besorgnis, doch half das nichts, er mußte aufspielen im Berge, und da sah er Dinge, über denen ihm alles Lachen ganz und gar und für immer verging. Sechs Tage lang ward er im Berge gehalten, seine Kunst zu pflegen, dann nahte ihm ein Zwerglein und winkte ihm zu folgen, und wie er dies willig that, festen Vorsatzes, sich nicht umzusehen, so merkte er doch, daß ihn eine dräuende Larvenschar verfolgte, darüber er ganz und gar den Rat des treuen Eckharts vergaß und sein Haupt seitwärts blickend wandte. Da blieb ihm, obwohl er, ohne zu wissen, wie? aus dem Berge heil heraus kam, das Haupt zur Seite gedreht stehen, und mußte es also tragen bis an sein Ende, das auch nicht lange auf sich warten ließ. Niemand hat diesen selben Mann wieder fröhlich gesehen.

73. Die Hirtenknaben.

Ein Kutscher aus Sättelstedt erzählte mir in meinen Knabenjahren manches vom Hörselberg, was er vom Hörensagen seines Ortes kannte. So auch diese Mär vom Hörselloch. Im Wiesenthal am Fuße des Berges habe eine Schar Jungen Pferde gehütet, gerade unterm Hörselloch, und da habe einer derselben den Vorschlag gemacht, am Berge emporzuklimmen, und in die Felskluft einzukriechen. Dieser Vorschlag fand Beifall, die Knaben koppelten

die Hütpferde zusammen und banden sie an Pfähle oder an Bäume an, und kletterten den Berg hinan. Wie sie nun vor dem schaurigen Eingang standen, graute doch manchem vor dem übereilten Entschluß, dies nahm der wahr, der zuerst zu dem Wagnis aufgefordert hatte, und schlug vor, daß sie alle sich mit Riemen an einander fest fesseln wollten, um gemeinsam alle Gefahr zu teilen, falls solche vorhanden sei. Dies geschah — ein angezündeter Kienspan diente als Fackel und Leuchte und die Höhlenfahrt der Knaben begann. Dem letzten aber wurde angst und bange in dem feuchten, niedrigen Bergesinnern, durch das nur mühsam kriechend sich zu drängen war. Er zog rasch entschlossen sein Taschenmesser und zerschnitt den Riemen, der ihn mit seinem Vormann verband, blieb zurück und lauschte mit klopfendem Herzen, wie tiefer und tiefer die Kameraden sich verloren. Lange harrte er ihrer Wiederkehr — es kam keiner wieder. Vergebens rief er, schrie er, vergebens harrte er, zurückgekrochen bis zum Eingang, noch eine lange, lange Zeit, der Abend sank nieder — um die Kameraden, die Freunde war es geschehen. Da stieg der Hirtenknabe laut weinend vom Berge nieder, trug in das stille Dorf die entsetzliche Kunde — vergebens war alles fernere Suchen — spurlos blieben die Knaben verschwunden, und auch jener unglückliche Gefährte, der sich gerettet, ward niemals wieder froh, ging siech und bleich umher, und nach drei Monden zählte man ihn zu den Toten.

74. Die Wichtlein im Keller.

Der mehrerwähnte Eingang zu der Hörselberghöhle ist in der Flurmarkung des Dorfes Kälberfeld, und der Gang im Berge soll sich nicht nur bis unter die Kirche in Sättelstedt erstrecken, sondern auch Verbindung mit mehreren Kellern im Dorfe, namentlich mit dem des Wirtshauses haben. Darinnen sind zum öftern Wichtlein verspürt worden, deren Walten aber nicht, wie an manchem andern Orte gütig und hülfreich war, sondern schreckhaft und graulich. Einst kam ein Mann, der in den Keller hinabgegangen war, Bier zu zapfen, wieder herauf, totenbleich im Gesicht, zitternd am ganzen Körper, und hatte infolge eines jähen Schreckens, den er im Keller gehabt, die Sprache verloren. Da er unkundig des Schreibens war, vermochte er in keiner Weise kund zu geben, was ihm widerfahren war.

Zu einer andern Zeit ging ein Knecht in den Keller, der fand die Fässer, welche Tags zuvor voll hinabgeschafft worden waren, alle leer, kein Tropfen darin, und doch den Boden des Kellers salz-

trocken. Ein anderer Knecht, der hinab ging, kam gar nicht wieder herauf, und als man fürchtete, ihn drunten betrunken oder tot zu finden, und mit Licht hinunter ging, ward keine Spur von ihm gefunden. An alle dem sollen die Wichtlein und Hütchen schuld sein.

Als ein ganz eigentümlicher Zug in den Hulda- und Wichtleinssagen tritt die Neigung nach Bier auf. In jener Sage von Schwarza trinken Begleiterinnen der Hulda den Knaben die Bierkrüge leer, bei Bodelwitz im Orlagau verrichtet Perchta selbst dies Geschäft, und dann gleich darauf ein anderes unsauberes, damit das Bier im Gießer ersetzt werde. Beim Dorfe Angelrode in Thüringen, zwischen Arnstadt und Ilmenau, suchten die Zwerglein aus den Kammerlöchern den Keller des Wirtes so lange heim, bis er Asche streute und die Spur ihrer Gänsefüße sah, worauf sie wegblieben. Beim Osenberge im Oldenburgischen betrank sich in einem Keller ein Zwerg und verspätete sich so, daß er erwachend erschrocken und weinend davon ging, und seinen Bierkrug zurückließ, der dann lange als Andenken in des Wirtes Familie blieb. Daß das Bier, des deutschen Volkes Lieblingsgetränk, in Gegenden, die des Weinbaues ganz entbehren, auch in den Sagen des Volkes seine Rolle spielt, darf übrigens nicht verwundern.

An vielen Orten kennt man ein nächtliches Gespenst, den Bieresel, der sich den Leuten aufhockt, so unter andern im Jonas- und Götzenthale bei Arnstadt, just auch unter einer Zwergenhöhle, welche Zwerge dort Böhlersmännchen heißen. (Soll man bei dieser Benennung an die Benennung Odins Bölverker denken, als er nach einer Eddamythe in ein gebohrtes Bergloch schlüpfte?) Ebenso ist im Dorfe Steinbach bei Liebenstein die Biereselsage heimisch, nicht minder im Stadtflecken Ruhla. Dort, in der Ruhl, lebt ein Sprichwort: „Er schläft so fest, wie der Mann im Hörselberge.“ Seltsamer Gegensatz zum Hörselbergwächter, dem treuen Eckhart. Oder will der Spruch damit nach dem Sündenschlafe Danhäusers deuten? — Wir forschen diese mythischen Rätseltiefen niemals aus.

75. Waltmann von Sättelstätt.

Zu den Zeiten des Landgrafen Ludwig des Frommen und seiner Gemahlin, der heiligen Elisabeth, wohnte außen vor dem Dorfe Sättelstätt am Bergrücken des Hörselberges in einer Steinkemnate ein Ritter, des Namens Waltmann von Sättelstätt, der gehörte zum Ingesinde des Landgrafen-Hofes auf Schloß Wartburg. Derselbe war ein guter Wappner und ein strenger Ritter, und hohen

Mutes; der zog im Gefolge des Landgrafen, seines Herrn auf einen Hof- und Fürstentag gen Merseburg, und führte mit sich eine wohlgeschmückte Jungfrau, die trug auf der Hand einen Sperber, und führte einen fertigen, guten Steuber (Jagdhund, Stöbrär, mittelhochdeutsch, Spürhund), und Herr Waltmann von Sättelstätt war des Erbietens mit jedem Ritter dreimal zu rennen und einen Stoß zu halten. Welcher ihn vom Rosse stieße, der solle alle sein Stechzeug, seinen Harnisch, die Jungfrau, den Steuber und auch den Sperber haben, stieße er ihn aber nicht herab, so solle er der Jungfrau ein goldenes Ringlein verehren. Solches Erbieten nahmen der Herren viele an, und wollten mit Herrn Waltmann die Stöße halten, und er wählte sich stets einen aus, mit dem er zuerst rannte. Aber keiner vermochte den stattlichen Kämpen aus dem Sattel zu heben, auch der tapferste und beste nicht, und er zog fröhlich wieder mit seiner Jungfrau, seinem Steuber und Sperber vom Hoftage zu Merseburg in die Heimat zurück und in die Wartburg, und die Jungfrau trug die Siegesdanke, die Herr Waltmann erkämpft, an allen zehn Fingern, und teilte sie aus unter den Frauen und Jungfrauen, ihren Freundinnen am Hofe der Landgräfin Elisabeth, und alle waren sehr fröhlich und dankten dem frommen Ritter wegen seiner großen und herrlichen Männlichkeit.

76. Der Hirte von Mechterstätt.

Nicht weit ab vom Wege, wenn man von Sättelstätt nach Mechterstätt geht, sprang ein klares Brünnlein, dessen erquickende Flut von Hirten und Ackersleuten gern getrunken wurde. In der Nähe dieses Quells hütete einst der Hirte von Mechterstätt und nahte ihm, um an der gewohnten Stelle sein einfaches Mittagsmahl einzunehmen. Da sah er einen vorher niemals erblickten Hügel, in den führte ein Gang tief hinein, und aus dem Gange trat eine weiße, bleiche Jungfrau, mit einem Gesichte, auf welchem eitel Schmerz lag, und die sah den Hirten ganz seltsam und wie flehend an. Über der Quelle aber erblickte der Hirte drei goldige Blumen an einem grünen Strauße, die pflückte sich der Hirte, und das traurige Antlitz der Jungfrau schien sich zu erheitern, wie er das that. Sie sprach zu ihm: „Nun kannst Du mich erlösen, Du darfst nur dahinein gehen, und etwas mit herausbringen, doch darfst Du darin nicht etwa das Beste vergessen.“ Darauf folgte der Hirte der Jungfrau in das Innere des Hügels, und kam durch viele Gänge in einen weiten Raum, darinnen Gold und Edelsteine in Fülle sich befanden; auch gewahrte der Hirte eine zahlreiche Gesellschaft von Rittern

und Ritterfrauen, die saßen bei einem reichen Mahle an voll besetzten Tafeln, aßen und tranken, aber niemand sprach ein Wort, alles geschah so still und lautlos, daß man nicht einmal einen Atemzug vernahm. Dem Hirten grauste es, und er wandte sich um zum Gehen. Da fiel ihm das Geheiß der Jungfrau ein, etwas mit sich zu nehmen aus dem Schoße des Hügels, und da gewahrte er ein altes Trinkhorn, das hing unter 3 gekreuzten Schwertern an der Wand, und das wollte er herunternehmen, vermochte es aber nicht mit einer Hand zu thun, legte daher seine drei gelben Blumen auf den Tisch und nahm mit Hülfe beider Hände das Horn ab, und eilte von dannen, ohne der Blumen zu gedenken. Da hielt ihn die Jungfrau flehend auf, rufend: „Vergiß, o vergiß das Beste nicht, sonst muß ich ja unerlöst bleiben!“ — Er aber stürzte von Grausen überwältigt an ihr vorüber, dem Eingange zu, und achtete nicht auf den verhallenden Jammerruf der im Berge Zurückbleibenden. Hinter ihm brauste es dumpf und gewaltig, wie Sturmgeheul und Meereswogengeroll. Kaum war der Hirte mit dem Horn im Freien, so that es einen grellen Donnerschlag hinter ihm und verschwunden war der Hügel samt dem Blumenstrauche und aus der Tiefe schien ein Wimmern zu dringen, das er dann noch oftmals hörte, wenn er an jenen Brunnenquell kam. Das alte Trinkhorn aber trug er auf die Wartburg zum Landgrafen, der ihm dafür eine stattliche Belohnung gab, und es in seiner Harnischkammer und Waffenhalle aufbewahren ließ, allwo es ohne Zweifel noch hängen wird.

77. Graf Ludwig mit dem Barte.

Die letzten Sagen aus dem Gebiete des Hörselberges deuten nach der nahen Wartburg, und leiten zu einem neuen großen und reichen Sagenkreise hinüber, zu dem schönsten Poesiekranze, den das Thüringerland aufzuweisen hat. So oft und viel ist die Wartburg und das Paradies ihrer Umgegend in Liedern und Schriften gepriesen, sind die Sagen der Burg und Gegend verherrlicht, oft auch ausgeschmückt worden, daß es völlig genügt, ja daß es notwendig erscheint, sie in möglichster alter, ungeschminkter Einfachheit wieder zu erzählen, da sie nun einmal in einem Thüringischen Sagenbuche nicht fehlen dürfen. Wozu auch der Schmuck moderner Dichtung für sie, die in ihrer hehren Einfachheit schon hinlänglich schön und unvergänglich sind.

In uralten Zeiten hatte das Erzbistum Mainz vom Kaiser Otto dem Ersten das Thüringerland zum Lehen überkommen. Später war ein Mann vom Geschlechte der Karolinger am Hofe

Kaiser Konrads und Giselas, seiner Gemahlin, der hieß Ludwig, und wurde groß und gewaltig am Kaiserhofe, und der Kaiser sandte ihn an den Bischof zu Mainz, daß ihn der belehne mit Land und Leuten, wegen besonderer Ansprüche, die Ludwig an den Stuhl zu Mainz hatte. Darauf sandte ihn der Bischof von Mainz nach Thüringen und machte ihn zu einem Viztum dieses Landes, und gab ihm das Geleite und sonstige Gerechtsame und Einkünfte zu Lehn. Das geschah im Jahre 1036, daß Ludwig mit dem Barte, wie er genannt wurde von dem langen Barte den er trug, nach Thüringen kam, und daß allen Grafen, Freien, Rittern und Knechten, Bürgern und Bauern geboten wurde, ihm Folge zu leisten und gehorsam zu sein. Ludwig nahm sich alsbald des Landes getreulich an, ordnete Zoll und Geleite, setzte Amtleute in Schlösser und Städte, bestimmte und regelte die Grenzen, ließ die Wälder in Thälern und Gründen ausroden, das Land überwachen, baute neue Dörfer, und besetzte sie mit Insassen, die er aus der Nähe und Ferne herbeizog. Dann erbaute er eine gute stattliche Burg auf dem Berge über Friedrichroda, und sprach da: „Nun schaue welch' eine Burg!" Da wurde ihr der Name Schauenburg gegeben. Ludwig mit dem Barte aber vermehrte fort und fort das Land und kaufte dazu so viel er vermochte, und baute allenthalben mit großen Kosten, so daß man ihn gar lieb in dem Lande gewann. Darauf machte ihn Kaiser Konrad zu einem Grafen von Thüringen, und verlieh ihm das alte Wappen des Landes Thüringen und Hessen, einen bunten Leuen von vier roten und vier weißen Stücken in einem blauen Felde, und die Zier auf dem Helme mit den Hörnern und silbernen Kleeblättern, wie sie der römische Kaiser golden führte. Und Graf Ludwig gewann einen großen Namen, und vermählte sich mit der Schwestertochter des Herzogs von Braunschweig, durch welche er Sangerhausen, die Stadt und das Gericht, und 7000 Acker Artland ohne die Wälder gewann. Von Cäcilie, seiner Gemahlin, empfing Graf Ludwig mit dem Barte einen Sohn, den ließ er taufen durch den Erzbischof von Mainz in der Pfarrkirche zu St. Johannes auf dem Altenberge, die er neugebaut hatte auf die Stätte, an welcher der heilige Bonifacius, als er in das Thüringerland gekommen war, eines der ersten Kirchlein gegründet und geweiht hatte, und verband mit der Weihe der neuen Kirche zugleich die Taufe seines erstgeborenen Sohnes, welcher auch Ludwig genannt wurde.

78. Wie die Wartburg erbaut ward.

Graf Ludwig II. hatte sich nach seines Vaters Tode mit der Tochter des Herzogs Ulrich von Sachsen vermählt, die er aber wegen allzugroßer Hoffart wieder nach Hause sandte, und welche bald darauf verstarb. Darauf faßte er eine heftige Neigung zu der Gemahlin Friedrichs, Pfalzgrafen zu Sachsen, Adelheid, welche Neigung von ihr erwidert wurde, worauf es dahin gedieh, daß Graf Ludwig den Pfalzgrafen erstach, und sich mit dessen Witwe vermählte. Graf Ludwig vermehrte, gleich seinem Vater, mit allen Kräften das Land und baute neue Schlösser und Ortschaften, so auch die Naumburg und das Städtchen Freiburg an der Unstrut. Nun hatte bei Gelegenheit der Weihe und des Tauffestes auf dem Altenberge der Erzbischof von Mainz den Grafen Ludwig mit dem Barte für ihn und seine Erben auch mit dem Lande zur rechten der Werra und vor dem Walde beliehen. Da geschah es eines Tages, daß Graf Ludwig, der Sohn, im Walde jagte bis an den Metilstein, und auf den Berg kam, darauf jetzt die Wartburg liegt, der behagte ihm über die Maßen, wohl wegen seiner günstigen Lage, seiner Steilheit und seiner festen Steine, nur war ihm nicht lieb, daß er dem Schlosse Metilstein so nahe lag und in der Herren von Frankenstein Gericht gehörte. Da sann Graf Ludwig Tag und Nacht darauf, wie er den Berg an sich bringen möchte, und ließ heimlich auf seinem Schlosse Schauenburg ein Haus und zwei Bergfriede zimmern, sammelte eine große Schar von Freunden und schlug auf dem Berge vorn und hinten einen Bergfried auf, und in der Mitte die Behausung. Da sprachen die Herren von Frankenstein auf dem Metilsteine, der Graf nehme ihnen das Ihre wider Gott und Recht und Ehre, Graf Ludwig aber antwortete, der Berg gehöre dem Stifte zu Mainz an, und gehöre zum Thüringer Lande, und mit dem Thüringer Lande seien sein Vater und er und alle Erben belehnt worden, das wolle er auch behalten. Da nun von den Frankensteinern Klage geführt ward ob dieses Streites bei Kaiser und Reich, die sich wegen des Kaisers Abwesenheit sehr in die Länge zog, so wurde entschieden, daß der Graf sein Recht auf den Berg mit zwölf Eideshelfern, beschwören solle. Darauf ließ der Graf noch zum Überfluß von seiner eigenen Erde aus Eisenach hinauf auf den Berg fahren und droben aufschütten, und auf diese Erde trat er mit seinen zwölf Eideshelfern, steckten ihre Schwerter in die Erde, und schwuren, daß er auf seinem eignen Grund und Boden stehe. Eisenach war damals ein offenes Städtlein zwischen der Hörsel und Nesse, da

wo man es jetzt in der alten Stadt nennt, und galt als Grenzstadt des Thüringerlandes gegen das Hessenland. Zu jener Zeit, im Jahre 1067, war große Hungersnot im Lande Thüringen und Franken, Graf Ludwig hatte aber viel Korn und Hafer zu Sangerhausen gesammelt und aufgeschüttet, und da von allen Orten und Enden her Leute kamen, nur um des Brotes willen mit am Bau zu helfen, so baute Graf Ludwig schier ohne Geld, und sprach freudig: „Warte welch' ein Berg!" und davon ist hernach das Schloß Wartberg und Wartburg genannt worden. Zu gleicher Zeit wurde auch Eisenach näher an die Wartburg herangerückt, und mit Mauern befestigt, welche von den Dorfschaften aufgeführt wurden, jedes Dorf baute eine gewisse Zahl von Gerten (Ruten) lang, wie man noch sieht.

79. Der eiserne Landgraf.

Graf Ludwig II., der Erbauer der Wartburg, hinterließ einen Sohn des gleichen Namens, welcher Schwiegersohn Herzog Lothars des Sachsen ward, bevor Lothar Kaiser wurde. Da nun Lothar Kaiser geworden war, erhob derselbe seinen Eidam mit Zustimmung der Fürsten des Reiches in den Fürstenstand, und gab ihm den Namen und Rang eines Landgrafen zu Thüringen und Herrn zu Hessen, und ordnete ihm 12 Grafen zu seinem Hoferbämtern. Des ersten Landgrafen Ludwigs Sohn, wiederum Ludwig geheißen, verlor seinen Vater früh, und artete sich in seiner Jugend gütig und verträglich und weichen Sinnes, wodurch es geschah, daß die Edeln seines Landes seiner wenig achteten und die Unedeln ihn nicht fürchteten. Da entstanden ihm mutwillige Leute aus seinen Mannen und es verdarben die gehorsamen Bürger und Einwohner seines Landes. Die Vornehmen hielten ihn für einen Thoren und die Bürger und Bauern verwünschten ihn, denn sie wurden bedrückt von den Vornehmen und durften ihrem Herrn ihre Not nicht klagen, und es wurden ihnen unerträgliche Lasten aufgebürdet. Nun geschah es zu einer Zeit, daß der Landgraf in einem Walde zur Kurzweil jagte, wie er gern that, und sich um andere Sachen wenig bekümmerte. Da überfiel ihn die Nacht im Walde, und er kam in die Ruhla, und erbat Herberge bei einem Waldschmiede; der fragte ihn, wer er wäre, da antwortete er: „ich bin ein Jäger Landgraf Ludwigs." — „Psi! Psi, des Konczenherrn" (weibischen Mannes)! rief der Waldschmied: „Wer seinen Namen nennt, der sollte allwege seinen Mund danach ausspülen!" Und schalt ihn zumal übel, und sprach: „Ich will Dich wohl gern herbergen, aber um seinet-

willen nicht! Ziehe Dein Pferd in den Schuppen, da findest Du Heu, und behilf Dich diese Nacht wie Du kannst; hier ist kein Bettgewand." Darauf pflog der Schmied in der Ruhla großer und harter Arbeit die Nacht hindurch, und brannte und hitzte das Eisen, und schlug mit dem großen Hammer darauf und fluchte und schalt dabei jedesmal den Landgrafen, indem er rief: „Werde hart, Landgraf! Du schmählicher, böser, unseliger Herr! Was hilft Deinem armen Volke Dein längeres Leben? Deine Vornehmen reden Dir nach dem Munde — der (hier nannte der Schmied jedesmal einen der höheren Diener und Beamten): überlastet die Deinen mit Schätzung, der — maßt sich Deine Rechte an, der — macht die Deinen rechtlos gegen Dich, der — beraubt sie, der — gewinnt Dir das Deine ab und schmiert Dich mit Deinem eigenen Schmalze; der — wird reich durch Dich, und Du verarmst mit den Deinen! Werde hart, Landgraf! Oder fahre in die Hölle hinunter!" — Der Landgraf hörte schweigend zu, und aller Schlummer verging ihm schier und er ritt am andern Morgen still und gedankenvoll von dannen, ganz härt geschmiedet und gestählt, und begann alsbald eine andere Ordnung der Dinge in seinem Lande, sah allenthalben selbst zum Recht, milderte den Druck und strafte die widerspenstigen Vasallen. Das war ihnen sehr ungelegen, und sie murrten und lehnten sich auf gegen ihren Herrn und verbänden sich untereinander gegen ihn. Der Landgraf aber zog gegen sie an den Ort, wo sie sich gesammelt hatten, stritt mit ihnen, schlug und fing sie alle zusammen, und dann sprach er: „Was soll ich thun mit euch? Soll ich euch töten, soll ich eure Güter verheeren, so verwüste ich mein eigenes Land; soll ich euch euern Aufruhr mit Geld abbüßen lassen, das lautete mir unehrlich und schimpflich. Harret, ich will euch Demut lehren!" — Das soll sich begeben haben nahe über Freiburg an der Unstrut, nordwärts der Naumburg, da sah der Landgraf einen Pflug äuf einem Acker stehen, spannte vier der Edeln, entkleidet bis aufs Hemde, an den Pflug, und ließ sie eine Furche auf dem Acker ziehen, und ging mit der Geisel nebenher. Und wenn eine Furche gezogen war, so kehrte er den Pflug und spannte vier andere ein, und trieb es so lange, bis der ganze Acker umgefurcht war. Selbiger Acker ist mit weißen Mal-Steinen besonders umhegt, und heißt noch der „Edelacker" bis zum heutigen Tage, und der Landgraf freiete ihn zu einem ewigen Gedächtnis. Danach wurde der Landgraf sehr gefürchtet, aber auch gehaßt und verwünscht, daß er seinen Vasällen und Edeln nicht mehr ihren herrischen und trotzigen Willen ließ, und sie machten ihm Verdruß, wo sie nur konnten, ja sie trachteten ihm heimlich nach dem Leben, daher ging er stets gewappnet, mit

eisernem Sinn in eisernem Kleide, und schonte die offenbare und wiederholte Untreue keineswegs, sondern er ließ die, welche bei Unthaten ergriffen wurden, ohne weiteres henken, köpfen oder ertränken, wie es eben kam. Davon gewann er den Namen der eiserne Landgraf.

80. Des eisernen Landgrafen Seele.

Ludwig der Eiserne hinterließ einen Sohn, das war Ludwig IV. des Namens und als Landgraf der dritte, den nannte man den Milden, weil er wieder sanfter herrschte wie sein Vater, der die Edeln geplagt und geschreckt hatte bis nach seinem Tode, da sie ihn von Freiburg an der Unstrut bis nach Reinhardsbrunn im Sarge auf ihren Schultern tragen mußten. Nun hätte Landgraf Ludwig III. gern gewußt, wie es um seines Vaters Seele beschaffen sei, denn obschon er dem Volke geholfen und es vom Drucke der Beamten und edeln Vasallen entlastet hatte, erntete er doch den gewöhnlichen Volksdank, der Undank heißt, und sein Andenken war ungesegnet. Nun war am Landgrafenhofe ein Ritter, welcher einen Bruder hatte, der hatte in Paris studiert und die Schwarzkunst erlernt, dann war er in Eisenach Mönch geworden. Da der Ritter des Landgrafen Wunsch vernahm, ging er seinen Bruder an, zu erforschen, wie es um die Seele Landgraf Ludwigs des Eisernen stehe? Der Zauberschüler beschwur hierauf den Teufel, und befragte diesen, und alsbald war der Teufel willig, wenn er mit ihm fahren wolle, so solle er des Landgrafen Seele selbst sehen. Das war dem Nekromanten lieb, und nachdem er sich hatte beschwören lassen bei dem allerhöchsten Gott und bei seinem schrecklichen Gerichte, daß solche Fahrt ihm nicht geistlich noch leiblich schaden solle, so führte ihn der Teufel zur Höllstätte, die gar nicht weit war, und der Zauberschüler sah allda einen großen unaussprechlichen Jammer. Andere Teufel gesellten sich zu dem einen, und warfen von einer Grube einen glühenden Deckel, und der Teufel steckte eine Posaune in die Grube, und blies, da bebten von dem entsetzlichen Schall Himmel und Erde. Dann schlug die helle Flamme aus der Grube mit zahllosen Funken und gräulichem Gestank, und in ihr zitterte des Landgrafen Seele wie ein bleicher Schemen herauf, und sprach zum Nekromanten: „Siehe, hier bin ich, ich armer, unseliger Landgraf, vormals Dein Herr!“ — Dem Zauberschüler verging vor Schreck und Beben eine ganze Weile die Sprache. Dann sagte er der Seele des Landgrafen seines lebenden Sohnes Wunsch an, und jener antwortete, der Sohn solle doch das Gut, was er als

eiserner Landgraf der Kirche oder vielmehr den Pfaffen entzogen, alles zurückgeben, denn der Landgraf hatte verstanden, von den Landen der Stifter Mainz, Fulda und Hersfeld viel an Thüringen zu bringen, sodann hoffe er Erlösung zu finden; geschähe dies nicht, so werde die arme Seele Pein leiden müssen bis zum jüngsten Tage. Der Zäuberschüler, da er selbst ein Pfaffe war, war klug genug, einzusehen, daß der neue Landgräf solche Rede für eine Lügenmär, von Pfaffen ausgesonnen, und alles für Gaukeltrug und Blendwerk halten werde, und bat um ein Wahrzeichen oder ein Geheimwort, daran sein Gebieter erkennen könne, daß er gewiß und wahrhaftig den Willen des Pein leidenden Herrn verkünde. Darauf sagte ihm die Seele Dinge, die niemand wissen konnte als der Sohn und gab ihm gründliche Wahrzeichen an, dann sank er wieder hinab in die Höllgrube, und jener ward zurückgeführt, und sagte treulich an, was er gesehen. Nun hätte wohl Ludwig der Milde gern seines Vaters Seele aus der Pein erlöst, aber die, so jene Stiftsgüter inne hatten, wollten sie doch lieber fernerhin behalten, und gaben Ludwig dem Milden den Rat, er solle auch behalten, was ihm zugestorben sei, und nur fleißig Almosen geben und Messen lesen lassen, so werde seines Vaters arme Seele sonder Zweifel noch eher ihre Erlösung finden. Jener Zauberschüler aber hatte für sein Leben genug gesehen, er entsagte fortan allem Zauber und wurde ein Mönch im Kloster Volkenrode bei Mühlhausen. —

Diese Sage deutet auffallend nach einem Fegefeuersitze hin, aber leider nennen bei ihr die alten Quellen keine Örtlichkeit desselben. Man könnte den Hörselberg mit Fug als letztere annehmen, wenn nicht die Sage sich in späterer Zeit auf der Wartburg wiederholte, und zwar nach dem Tode Landgraf Friedrich des Freudigen, mit dessen Sohne Friedrich dem Ernsthaften, wobei der Fegefeuerort mit Bestimmtheit genau bezeichnet und genannt wird. (S. Sage 100.) Es ist auf diese mythischen Züge ganz besonders Acht zu haben, die ganz sicher auf die urälteste heidnische Frühzeit, vielleicht auch auf unbegriffene und längst verschollene Naturphänomen hinweisen.

81. Sankt Georgs Panier.

Landgraf Ludwig der Eiserne hinterließ vier Söhne, Ludwig III., den Milden, Heinrich Raspe III., Hermann I. und Friedrich. Ludwig und Hermann besuchten die Hochschule zu Paris, Heinrich Raspe starb jung. Friedrich wählte den geistlichen Stand. Ludwig regierte mit Weis-

heit und Milde, erwies sich wohlthätig und freigebig, besonders gegen Klöster, er erbaute die Hauptkirche zu Eisenach und weihte sie seinem und der Stadt Schutzpatron, dem heiligen Georg. Das geschah deshalb, weil er auf des Kaisers Geheiß mit seinem Bruder Hermann im Kriege mit Heinrich dem Löwen gen Goslar gesandt, und im freien Felde gegen den Herzog von Braunschweig zu streiten gekommen war, von nur wenigen Mannen umgeben. Da hatte Landgraf Ludwig, nahe daran, von der Überzahl und Übermacht seiner Gegner bewältigt und gefangen zu werden, Gott und St. Georg eine Kirche zu erbauen gelobt, und es war ihm wunderbarlich geholfen worden. So mild Landgraf Ludwig III. war, so tapfer war er zugleich, darum nahm er auch gern, dem Aufrufe des Kaisers Friedrich Barbarossa gehorsam, das Kreuz mit vielen andern Fürsten, Grafen, Rittern und Herren, um in einem Zuge gegen Palästina des Heilandes Grab aus Heidenhänden zu befreien. Da geschah es, daß das Panier St. Georgs, des heiligen Märtyrers und Drachentöters, sich vom Himmel herab auf die Wartburg senkte, das nun freudig der Landgraf als ein Siegeszeichen ergriff, und unter dem er mit den Seinen kämpfte und siegte. Aber auf der Rückreise erkrankte der Landgraf und starb in Otranto auf der Insel Cypern, und trauernd brachten die Seinen seine irdische Hülle und das heilige Panier zurück. Die Reste des Landgrafen fanden in Reinhardsbrunn ihre irdische Ruhestätte, St. Georgs Panier aber wurde auf Schloß Wartburg aufbewahrt, nach langer Zeit aber auf Schloß Tharand gebracht, niemand weiß, weshalb und durch wen? Später ging Schloß Tharand in Flammen auf, und da hat man gesehen, wie St. Georgs Panier sich aus den Flammen erhob und zum Himmel flog. Wie St. Georgs Panier ausgesehen habe, ist noch zu gewahren auf dem größten und ältesten Siegelstock der Stadt Eisenach, darauf der ritterliche Heilige steht, das Panier in der Hand, welches reich verziert ist und in drei flatternden Streifen endigt.

82. Der Sängerkrieg auf Wartburg.

Ludwig der Milde war auf der Heimkehr von seiner Heeresfahrt nach dem heiligen Lande und kinderlos gestorben, daher fiel das Thüringerland, da der zweite Sohn Ludwigs des Eisernen, Heinrich Raspe III. auch schon tot war, an Landgraf Hermann, welcher in zweiter glücklicher Ehe mit Sophie von Wittelsbach vermählt war. Damals stand in Deutschen Landen die edle Kunst des Minnesanges in hohem Flor, wurde selbst geübt von

vielen Fürsten und Edlen, und das thüringische Herrscherpaar weihte ihm vollen Anteil und große Gunst, für welche Huld, die sie erfuhren, die Sänger dem Landgrafen und der Landgräfin hinwiederum sehr dankbar waren. Nun waren zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts sechs Minnesänger zugleich am Thüringer Landgrafenhofe auf Schloß Wartburg versammelt. Diese gehörten teils an diesen Hof als Dienstmannen des Landgrafen, teils waren sie Gäste. Die Dienerschaft war außerordentlich zahlreich; den Hofstaat der Landgräfin Sophie allein bildeten nicht weniger als 40 Frauen, darunter 8 Gräfinnen, der Gäste waren häufig so viele, daß die Wartburg deren Zahl nicht ganz fassen konnte, so groß und geräumig dieselbe auch war; die Überzahl mußte daher in Eisenach wohnen. Es war allda viel Glanz und Reichtum entfaltet, es strömte auf der Burg ab und zu, und so freigebig war Landgraf Hermann, der Sängerfreund, daß ein Sänger von ihm rühmte:

„Und gält ein Fuder Weines tausend Pfund,
Doch stünde nimmer eines Ritters Becher leer.“

Der das sang, war zu jener Zeit einer der Sängergäste auf Schloß Wartburg, Herr Walter von der Vogelweide, ein weitberühmter Minnesänger aus Franken, mit dem zugleich waren noch auf der Burg versammelt: Wolfram von Eschenbach, der bedeutendste von allen, auch ein Franke: Heinrich von Osterdingen, mutmaßlich ein Österreicher, doch nennen alte Nachrichten ihn einen Bürger von Eisenach. Leicht möglich, daß der Sänger sich in Eisenach eingebürgert hatte. Man nennt ihn als den Dichter des hochberühmten Nibelungenliedes, des bedeutendsten deutschen Gedichtes alter Zeit. Ferner Johannes Biterolf, ein Henneberger, welcher als Diener der Landgräfin genannt wird; Reimar von Zwetzen, ein Thüringer, und endlich Herr Heinrich, der Schreiber genannt, ein ritterlicher Diener des Landgrafen, sein Kanzler. Nun lagen poetische Wettkämpfe und Preissingen vor erlesenen Zuhörerkreisen im Geiste der Zeit, und es vereinten sich zu einem solchen die auf Wartburg anwesenden Dichter. Die Aufgabe, welche sie sich gestellt hatten, war das Lob edler und freigebiger Fürsten. Das Singen wurde in dem noch vorhandenen Minnesängersaale in Gegenwart des landgräflichen Paares und dessen Hofstaates abgehalten. Heinrich von Osterdingen sang das Lob des Erzherzoges Leopold von Österreich gegenüber seinen 5 Sangesgenossen, die samt und sonders das Lob des Thüringer Landgrafen priesen, und sich nach der Zeitsitte des Gleichnisses und der Rätsel-

reden bedienten, die bisweilen sehr schneidend und herb waren. Durch den Widerstand von fünfen gegen einen erhitzte sich dieser eine, Heinrich von Ofterdingen, immermehr, bis, entweder wirklich oder scheinbar, das lyrisch-oratorische Drama dieses Sängerkrieges zu einem Spiele um Tod und Leben wurde, und selbst die edle Landgräfin Sophie eine Rolle in demselben übernehmen mußte. Denn da Heinrich von Ofterdingen durch die von seinen Gegnern gesungenen Rätsel und Gleichnisse endlich verwirrt wurde, und jene ihn mit dem Tode von der Hand des Meister Stempfel, der als Statist mit Schwert und Stricken seitwärts der Bühne stand, bedräuten, so warf sich Heinrich von Ofterdingen, Schutz erflehend, zu den Füßen der Landgräfin, und diese legte nun mit wahrer Fürstenhoheit den Edelmut einer herrlichen Frau an den Tag, indem sie, ihren Mantel über den bedrohten Sänger breitend, obschon er gegen ihren Herrn und Gemahl gesungen, die herrlichen Worte sprach:

„Wem ich die Hand je bot
Der läßt ihn wol genesen!
Herr Wolfram von Eschenbach,
Walter, Reimar, Herr Schreiber laßt euch sagen
Wart je zuvor ich Eurer Eines Kummers Dach (Schirm),
So sollt ihr euern Zorn vertagen.“

Da nun Heinrich von Ofterdingen auf einen Schiedsrichter sich berufen und angetragen hatte, so wurde ihm zugestanden, denselben herbeizurufen. Dieser war der berühmte Meister Klinsor aus dem Ungarlande, Magus, Astrolog, Arzt, Bergmann und Dichter, und da Ofterdingen Urlaub erhalten, hob er sich von dannen, und fuhr zunächst gen Österreich zum Erzherzog Leopold, und bat diesen um Rat und um Empfehlungsbriefe an Klinsor. Letztere brachte er nun dem berühmten Meister, der in Siebenbürgen weilte, ward von ihm höchlichst wohl empfangen, mit der Zusage, daß Klinsor selbst mit ihm gen Thüringen sich erheben wollte, und sollte nur zuvor erst einige Zeit bei dem Meister verweilen, und so verging fast schnell ein ganzes Jahr, und endlich fürchtete Heinrich von Ofterdingen, er werde nimmer wieder nach Thüringen zurückkehren können. Als aber die Nacht vor dem Tage kam, an welchem Ofterdingen hätte wieder auf Wartburg sein sollen, berief Meister Klinsor seine Geister, und ließ sich mit Heinrich auf einem Zaubermantel durch die Lüfte gegen Eisenach tragen. Das that er aber erst, als Heinrich von Ofterdingen eingeschlafen war.

83. Klinsors Zauber und Prophezeihung.

Heinrich von Ofterdingen war in Siebenbürgen schlafen gegangen, und als er erwachte, hörte er den Türmer den Tag anblasen, und den Schall einer bekannten Glocke an sein Ohr dröhnen. Er sprach: „Ist mir doch, als wäre ich zu Eisenach und höre die Glocke von Sankt Jürgen." Darauf sprach Klinsor: „Besinne Dich, Dir träumet wohl." — Aber als der Sänger sich erhob und aus dem Fenster blickte, da rief er freudig: „Bei Gott, wir sind zu Eisenach. Das ist Heinrichs, des Hellegrafen, Hof, linker Hand vorm Sankt Georgenthor!" — Bald kam die Kunde hinauf zur Burg, daß Ofterdingen wiedergekehrt sei, und den großen Meister Klinsor mitgebracht habe. Da schritten die Sänger alle herab, die beiden zu begrüßen, und fragten Ofterdingen, allwo von ihnen beiden die letzte Nachtrast gehalten worden sei? Darauf antwortete Ofterdingen: „In Siebenbürgen legten wir uns schlafen, zur Zeit der Mette müssen wir hier gewesen sein; ich weiß es nicht zu sagen, wie mir geschehen ist." — Und Klinsor bewirtete die Sänger und behielt sie bei sich bis gegen Abend, da sie zum Teil wieder hinauf zur Burg gingen, dann saß er im Hellegrafen Hofe mit mehreren Bürgern, die zu Gaste kamen, im Gespräche, und blickte mit großer Aufmerksamkeit nach den Gestirnen. Die Bürger fragten ihn, ob er etwas heilsames im Stande der Gestirne lese? und er sagte ihnen: „Ihr sollt wissen, daß heute Nacht meinem Herrn, dem Könige Andreas von Ungarn, ein Töchterlein geboren wird; diese wird man Elisabeth nennen, sie wird dem Sohne eures Herrn, des Landgrafen von Thüringen, vermählt werden, und der Ruf der Frömmigkeit und Heiligkeit dieses Paares wird durch alle Lande erschallen." — Über diese Rede erstaunten die Bürger, und als am andern Tage Klinsor mit Ofterdingen festlich eingeholt, und mit großem Gepränge auf der Burg empfangen ward, sagte ersterer auch dem Landgrafen und der Gemahlin desselben an, was er in den Sternen gelesen, und dies wurde mit merklicher Freude vernommen. Klinsor hatte bei sich eine zahlreiche Dienerschaft, niemand wußte, woher sie gekommen war, und prunkte einher gleich einem Bischof; er war sehr reich, und hatte ein wenig mehr Gehalt, als die heutigen Hexenmeister, Sternseher, Propheten, Ärzte, Bergverständigen und Dichter, selbst wenn einer das alles in seiner Person vereinigte, und obschon mancher König sehr freigebig ist; Klinsor hatte jährlich 3000 Mark Silbers. — Nach dem glänzenden Empfange und dem Mahle ging Klinsor in das Ritterhaus (so heißt der vordere Teil der Wartburggebäude noch bis

diese Stunde), die strittigen Sänger zu scheiden und zu versöhnen; solches gelang ihm auch, nur Wolfram von Eschenbach that sich noch hervor mit seinen Liederstrophen, die er im Widerstreit gesungen hatte. Und als in der That Klinsor nicht vermochte, diesen Sänger zu überwinden, bediente er sich der Hilfe eines Geistes, Nasias oder Nosion genannt, der mußte in Gestalt eines Priesters erscheinen und mit Wolfram kämpfen, doch mit hohen und gelehrten Worten und Redensarten, die über menschliche Vernunftbegriffe hinauszugehen pflegen. Der Geist war sehr kundig der Weltgeschichte und aller menschlichen Gesetze und Einrichtungen, aber Wolfram sprach gegen ihn von hohen und geheimnisvollen Dingen, von Christi Menschwerdung, vom Sakramente des Altars, von dem Worte, das Fleisch ward, und so hielt der Geist Wolfram für einen geweihten Priester, und kam noch einmal in dessen Wohnung, die sich bei einem Bürger in der Stadt Eisenach, Namens Gottschalk, befand, welcher nicht weit vom Sulzenborne wohnte, und versuchte Wolfram noch einmal, indem er ihn nach der Natur der Sphären fragte, nach Planeten und Sternen, und da von diesen Dingen Wolfram keine Kenntnisse hatte, so lachte ihn der Teufel höhnend aus, und schrieb mit feurigem Finger in einen Stein eine feurige Schrift: „Du bist ein Laie, schnipp, schnapp!" Diese Schrift brannte und glühte lange in dem Steine und alle Welt kam gelaufen und wollte sie, wenn nicht lesen, so doch sehen, das ärgerte den Bürger Gottschalk, und er ließ alsobald den Stein aus der Wand brechen und ins Wasser werfen.

Nach diesen Ereignissen wurde dahin gehandelt, daß durch Meister Klinsor die Sänger vor dem Landgrafen vertragen wurden, und zog derselbe nach dem Empfange reicher Gaben wieder nach Ungarland, obgleich ihn der Landgraf gern an seinen Hof gefesselt hätte.

Auch in diesem Wartburg-Sängerkriege ist der dämonische mythische Zauber, der über diese Gegend ein geheimnisvolles Netz gesponnen, und der auch in späteren Zeiten fortwirkend sich geltend machte, zu erblicken.

84. Die kleine Braut aus Ungarn.

Landgraf Hermann I. hatte einen Sohn, das war Landgraf Ludwig IV., der war jetzt 11 Jahre alt, und die kleine Tochter des Ungarkönigs zählte 4 Jahre, und man schrieb das Jahr des Herrn 1211, daraus ergiebt sich für die Zeit des Sängerkrieges auf der Wartburg das Jahr 1207, und nun beschloß der regierende Land-

graf, eine stattliche Gesandtschaft gen Ungarn an den Königshof zu schicken, und für seinen Sohn Ludwig um die kleine Prinzessin Elisabeth werben zu lassen. Diese Gesandtschaft bestand aus angesehenen Edeln und Edelfrauen des Thüringerlandes, nicht als ob man zu jener Zeit die Frauen höher als in unsern Tagen geehrt hätte, wo man nur Männer sendet, als allein geschickte, und Frauen dazu nicht hinlänglich geschickt hält, als Gesandte zu wirken, sondern weil es galt, im Falle der vorausgesetzten elterlichen Einwilligung des Königspaares die junge Prinzessin Braut gleich mitzubringen an den Landgrafenhof.

Es fuhren in das Ungarland Graf Meinhard von Mühlberg mit seiner Gemahlin und deren Jungfrauen, Frau Bertha, Witwe des Grafen Rudolf, nach andern Egillolf von Bendeleben, Herr Walther Schenk von Vargila, und ein großes und stattliches Gefolge. Als nun diese edle Gesandtschaft nach Preßburg kam, wurde sie von Fürsten, Prälaten und Magnaten schon am Weichbilde herrlich empfangen, und mit großen Ehren in das königliche Schloß geleitet, wo der König und die Königin sie huldvoll empfingen. König Andreas von Ungarn war ein friedfertiger und guter Mann, die Königin aber, Gertrud von Meran, war ein mutiges und hochherziges Weib, welches ihrem Gemahl, der vielleicht ungern daran ging, sich von der geliebten Tochter schon jetzt zu trennen, und sie einem Landgrafen von Thüringen, einem Lande, von dem er wenig kennen mochte, hinzugeben — die Verbindung als nützlich, ja sogar notwendig darstellte. Nun erfuhr auch König Andreas von seinen Räten, und zumal von Klinsor, vieles über das Thüringerland und dessen Fürstenhof, wie glänzend der letztere, und wie gesegnet das letztere an Wäldern und Weiden, Wild und Wein, Salz und Metallen. So wurde denn der Gesandtschaft die junge Prinzessin anvertraut und wurde ihr gleich mitgegeben ein reicher Brautschatz, viele und mancherlei große Gefäße von Gold und Silber, die wertvollsten Diademe, Schmucksachen, Ringe, zahlreiche Kleider von Sammet und Goldstoff, und kostbare Geräte, auch die goldene Wiege des Kindes, und einstweilen tausend Mark Goldes. Niemals kamen wieder so herrliche Sachen und in solcher Zahl auf einmal nach Thüringen. Die Gesandtschaft war in vier Wagen gekommen, und in dreizehn fuhr sie unter stattlichem Geleite mit Prinzessin Elisabeth von dannen, und reich beschenkt mit Rossen, Waffen, Prunkgewändern und Kleinodien. Nur allein den Wagen zu ziehen, der das Heiratsgut und die Ausstattung der kleinen Braut aus Ungarn trug, bedurfte es neun starker Rosse. Als nun die Gesandtschaft nach Thüringen und gen Eisenach zurückkehrte, wurde sie und ihr

bestes Kleinod, das sie mit sich führte, die junge Königstochter, gar hoch empfangen. Da es schon Abend war, wurde im Hellegrafen-Hofe eingekehrt, aber der Landgraf und die Landgräfin kamen noch von der Wartburg herab, und letztere gewann alsbald das Kind so lieb, daß auch sie die Nacht über in Eisenach blieb, und am nächsten Morgen sie im festlichen Zuge und Geleite selbst hinauf auf die Burg brachte. Da ward gleichsam vorbedeutend ein stattliches Hochzeitsmahl ausgerichtet, und teils im Scherze, teils symbolisch Elisabeth dem jungen Herrlein in Kindesweise als Gemahl zugesellt.

85. Die Jugend Elisabeths von Ungarn.

Selten ward ein Menschenleben so von Poesie und Sage verklärt, wie das der jungen ungarischen Prinzessin Elisabeth, obschon ihr Leben mehr ein leidendes als ein handelndes war, und vielleicht gerade deshalb. Das menschliche Mitgefühl, die innige Teilnahme, die wehmutsvolle Rührung nehmen die Herzen gefangen, und die unverschuldeten Leiden einer tugendreichen Dulderin stehen über dem Heldentume des Kriegers. Aus dem Kranze Elisabeths, der sich ihr in die Heiligenglorie verwandelte, pflückt die Geschichtsforschung manches Blatt, und legt es still bei Seite, die Sagenforschung hat das schöne Vorrecht, jenen unsterblichen Kranz in voller Frische und ungeschmälert aufzubewahren.

Mit Elisabeth waren aus Ungarn auch ihre Amme und ein fünfjähriges Mägdlein, des Namens Jutta, letztere jetzt zu ihrer Gespielin, später zum Hoffräulein bestimmt, gekommen. Elisabeth war ein lebensfrohes, gutes Kind, das sich aber frühzeitig frommen Sinn aneignete, und diesen immer mehr zur Erscheinung kommen ließ, als auch sie vom Leben nicht immer sanft berührt wurde. In früher Jugend schon offenbarte sich bei Elisabeth der Zug der Milde und Barmherzigkeit gegen Notleidende, der sie in ihrem späteren Leben so verehrungswürdig machte, ihr aber auch gar manchen Tadel zuzog, manches harte Urteil gegen sie hervorrief.

Frühzeitig trat der Schmerz an das Kind Elisabeth heran. Sie zählte sechs Jahre, als die Königin, ihre Mutter, eines gewaltsamen Todes starb. Frau Gertrud soll der jungen Tochter einige Male im Traume erschienen sein, und gewiß machte die Kunde eines so schweren Ereignisses auf das früh reifende Kind einen tiefen Eindruck, bestimmte mit ihre ernste, fromme, vielleicht für ihr Alter schon zu strenge Lebensrichtung. Daher erfuhr sie manche Mißbilligung von seiten der Pflegemutter Frau Sophia, manchen Hohn der niedern Dienerschaft, manche spöttische Bemerkung der höheren. An

einem Himmelfahrtstage Marias ging die Landgräfin mit der eigenen Tochter Agnes und mit Elisabeth im Festschmucke nach Eisenach herab in die Kirche. Elisabeth nahm gegenüber dem Bilde des dornengekrönten Heilandes ihren mit Edelsteinen besetzten goldenen Kronenreif vom Haupte, legte ihn neben sich, und fiel betend auf die Kniee nieder. Dies zog ihr Verweis und Vorwurf zu. Auch waren Leute am fürstlichen Hofe, denen Elisabeths Milde und Demut ein Dorn im Auge war, die sagten, sie halte sich nicht, wie eines Königs Kind, sondern wie eines Bauern Tochter.

Von solchen Ohrenbläsern mag ihr manche trübe Stunde bereitet worden sein. Mancher Tadel, manche verletzende Rede berührte unsanft der hold heranblühenden Jungfrau zartbesaitetes Herz, als: man werde besser thun, sie ihrem Vater wieder nach Ungarn zu senden — man werde sie in ein Kloster stecken müssen, wo sie sich dann satt beten könne — es finde sich für den jungen Landgrafensohn wohl eine anständigere Braut — und solcher Äußerungen mehr. Doch gab es auch Augen, die mit Liebe auf ihr weilten und Männer, die übeln Rat in seine Schranken wiesen; zu diesen letzteren gehörte der wackere Schenke, Herr Walther von Vargila, der Elisabeth aus ihrem Heimatslande nach Thüringen geführt hatte, wo sie nun aufblühte gleichwie eine schöne duftende Lilie unter Dornen.

86. Elisabeths Vermählung.

Unter allem Seelenweh, das seine Dornen ins Gemüt der hehren königlichen Jungfrau Elisabeth schlug, blieb ihr doch ein süßer und hoher Trost nächst dem Gefühle ihrer Demut und ihrer Zuflucht zu Gott durch Gebet und Standhaftigkeit — das war die unerschütterliche Liebe und Anhänglichkeit, welche ihr junger Verlobter, Ludwig, gegen sie stets an den Tag legte, und von der ihn nichts abzubringen vermochte.

Zu dieser Zeit hatte der regierende Landgraf, Hermann, einen merkwürdigen Traum; er sah sich auf der Richtstätte vor Eisenach, und alle dort Hingerichteten waren zu Jungfrauen geworden, welche sich um die Mutter Gottes und die heilige Katharina geschart hatten, die zu ihm sprachen: „Auf dieser Stätte hier sollst Du uns ein Haus bauen, in das wir alle diese Jungfrauen versammeln wollen, und dann in Kürze auch Dich zu uns nehmen. Darauf verlegte der Landgraf sofort jenen Richtplatz an eine andere Stelle, und erbaute das St. Katharinenkloster, in welchem er nach seinem Tode beigesetzt zu werden verordnete. Wenige Jahre darauf, als

das neue Kloster erbaut und eingeweiht war, starb der Landgraf. Jetzt wurde nun Hermanns Sohn, Ludwig, noch in sehr jungen Jahren stehend, Regent von Thüringen, konnte sich aber noch nicht vermählen, da seine zarte Braut erst im zwölften Lebensjahre stand. Um so reiner war das Verhältnis beider zu einander, gleichsam völlig geschwisterlich; sie nannten auch einander fast immer nur Bruder und Schwester, und Ludwig legte für sie die zärtlichste Zuneigung an den Tag, brachte ihr von jedem Fernsein von der Wartburg irgend eine erfreuende Gabe mit, und erwarb sich als ein edler fürstlicher Jüngling von ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Gemütes das höchste Lob. Auch war er körperlich schön und wohlgestaltet, und wohlerfahren in allen ritterlichen Künsten. Da fehlte es nun freilich nicht an heimlichen Winken und Plänen, einesteils ihn von seiner Treue gegen seine traute Verlobte abwendig zu machen, anderenteils ihn gar zu bewegen, sich zeitig zu vermählen und Elisabeth, da sie noch zu jung, lieber wieder in ihre Heimat zurückzusenden, und dies mit den Umständen, die einem jungen Regenten zur Pflicht machen, für die Fortdauer seines Stammes in Zeiten zu sorgen, zu entschuldigen. Elisabeth blieb alles, was gegen sie gesonnen und geredet wurde, nicht verborgen, und sie machte den redlichen Schenken von Vargila zum Vertrauten ihrer bangen Befürchtungen. Dieser sprach deshalb auf einem Waldritt mit seinem jungen Herrn, der aber deutete hinüber auf das Gebirge, über das der Inselberg sein mächtiges Haupt erhebt, und erwiderte: „Siehst Du dort den großen Berg? Wäre der ganz von Golde und mein, so wollte ich ihn doch lieber missen, als daß ich Elisabeth mißte, meine liebe Braut. Was auch immer die Leute reden und sagen mögen, glaube, daß Elisabeth mir lieber ist, als alles auf der weiten Erde. Und da Walther fragte, ob er diese Rede ihr ansagen dürfe, erwiderte Ludwig: „Ja, das sage ihr nur, und gieb ihr zum Wahrzeichen dieses Andenken! und reichte dem Schenken einen Hand-Spiegel in Elfenbein gefaßt, auf der Rückseite mit einem Kruzifix, kunstvoll geschnitten. Darüber wurde Elisabeth von Herzen froh, und küßte den Spiegel, und dankte Gott und dem Ritter.

Nach dem Antritte seiner Regierung ließ sich der junge Landgraf in der St. Georgenkirche feierlich zum Ritter schlagen, in Gegenwart aller seiner thüringischen und hessischen Vasallen, denn er wollte von niemand die Ritterschaft empfangen als von Gott und den Seinigen; hernach kämpfte er manche Fehden durch, strafte Aufwiegler und Landesverräter wie sich gebührte, machte manche Heerfahrt, selbst mit dem Kaiser nach Italien, und als indessen seine Elisabeth ihr vierzehntes Lebensjahr zurückgelegt hatte und zu einer

holdseligen Jungfrau aufgeblüht war, vermählte er sich mit derselben unter großen Festlichkeiten. Elisabeths Brautführer waren dieselben edlen Ritter, die sie als Kind aus ihrer Heimat abgeholt, Graf Meinhard von Mühlberg und Walther von Vargila. Da gab es Festmahle und Turnerspiele, Musik und Tänze dreier Tage lang, herrlich und in allen Freuden.

87. Landgraf Ludwigs Tugend.

Viele Züge melden die Sagen von der Tapferkeit und Tugend Landgraf Ludwig IV. Seinen Eltern war er kindlich und gehorsam, seiner Braut und Gemahlin treu wie Gold, seinen Freunden redlich mit Rat und hülfreich mit That, wie nur einer es wünschen mochte. Seine Rede war sittsam, züchtig war er von Geberden, wahrhaft von Worten, rein und keusch waren seine Sitten. Seine Vorsätze waren männlich, sein Versprechen vorbedacht, sein Gericht war gerecht, sein Beginnen mild und weise. Seine Tapferkeit war die eines Helden; er führte seine Heereszüge mit Nachdruck aus, und behandelte überwundene Gegner mit Güte und Schonung, soweit sie deren würdig waren.

Ein Herr von Salza hatte das Kloster Reinhardsbrunn dadurch beschädigt, daß er auf dessen Grund und Boden auf dem Altenberge einen Bergfrieden angelegt hatte. Der Landgraf Ludwig kam nach Reinhardsbrunn, übernachtete an einem Sonnabend dort mit seinen Wappnern, und gebot am Sonntag früh dem Abt und Convent, nicht eher Amt und Messe zu halten, bis er zurück sei. In aller Stille überraschte er die Bemannung jener Befestigung samt ihrem Gebieter, führte sie gen Reinhardsbrunn, ließ sie mit Stricken um den Hälsen dem nun beginnenden Hochamte beiwohnen, und den Vorsängern eine Psalmstelle parodierend intonieren, und das Chor responsieren, während die Sänger in Prozession durch die Kirche schritten. Darauf mußte der von Salza Urfehde schwören, dann ward ein frohes Siegesmahl gehalten, dessen Kosten der Landgraf jedoch keinesweges vom Kloster bestritten wünschte, da aber der Kammermeister doch der Weigerung des Abtes, Zahlung für die Bewirtung anzunehmen, Folge leistete, so mußte der erstere selbst aus eigener Tasche die Kosten bestreiten.

Ein fränkischer Ritter hatte dem Kloster Reinhardsbrunn einen mit Wein befrachteten Wagen unterwegs abgenommen, und nichts konnte den guten Vätern und Brüdern störender sein, daher sie in solcher Drangsal, die ihnen den Trank vorenthielt, Hülfe bei ihrem Herrn, dem Landgrafen suchten. Da eilte dieser mit einer Schar

Gewappneter alsbald nach Franken, umstellte des Schnapphahns Schloß, drohte ihn auszuhungern, und zog nicht ab, bis jener Ritter im Büßerhemde, einen Strick um den Hals und ein bloßes Schwert gegen seine Brust gezückt in der Hand haltend, in seinem geöffneten Burgthore erschien, Reue und Leid klagte, und ein Fuder guten Frankenweines, Saalecker oder Neuburger etwa, welche Sorten in jener Zeit als die besten erachtet wurden, nebst einem Wagen mit 6 Pferden bespannt gen Reinhardsbrunn sandte.

So wurde in ähnlicher Weise auch einem Krämer sein Esel und Kram wieder, den ebenfalls ein fränkischer Wegelagerer und Schnapphahn ihm in der Nähe von Würzburg abgedrungen. Der Mann kam klagend zu dem Landgrafen, dieser machte die Sache seines Hörigen zu seiner eigenen, und den Esel zu dem seinigen, und suchte ihn, und ruhte nicht, bis dem Manne wieder zu seinem Rechte, seinem Krame und seinem Esel geholfen war.

Welche Männlichkeit dem Landgrafen innewohnte, zeigt die Sage von einem Löwen, der auf der Wartburg in einem Käfig gehalten ward, und den ihm sein Schwager, der Gemahl seiner Schwester Agnes, Herzog Heinrich von Österreich, geschenkt hatte. Der Landgraf ging in der Morgenfrühe, aller Waffen bar und nur von einem leichten Mantel umhüllt, in den Burghof herab, siehe da trat ihm der Löwe frank und frei entgegen, da der Pförtner versehen hatte, dessen Käfigpförtlein richtig zu verschließen, und fletschte ihn an, und mochte etwa einen Sprung auf den Herrn versuchen wollen. Aber Landgraf Ludwig blickte aus festem Auge den Leuen unerschrocken an und streckte seinen Arm gegen ihn und bedräute ihn mit starker Stimme, da besann sich dieser eines andern und legte sich nieder, wie er zu thun gewohnt war vor seinem Wärter. Der Türmer auf der Warte sah voll Schreck, was sich drunten im Hofe begab und stieß ins Lärmhorn und schrie das Gesinde zusammen, und mit diesem stürzte entsetzt der Wärter herbei, und brachte den Löwen auf gute Weise in den Käfig zurück. Zum Gedächtnis an dieses Ereignis soll das uralte Simsonbild von Stein auf der Wartburg errichtet sein, doch kündet die Sage nicht, daß der Landgraf mit dem Leuen so gekämpft und ihm den Rachen aufgerissen, wie das Steinbild darstellt.

88. Die Wunder Elisabeths.

Das ganze Leben der Landgräfin Elisabeth war eine Kette von Edelthaten, ein Kelch voll Leiden und eine Dornenkrone voll Schmerzen und Mißgeschicken. Sie leerte den Kelch und trug die Krone mit der Sanftmut einer Heiligen, und obschon sie, als sie noch im ir-

dischen Leben wandelte, den verdienten Dank nicht allenthalben erntete, Undank und Verkennung aber im vollsten Maße, so ward ihr reiner herrlicher und makelloser Wandel doch von der Nachwelt anerkannt und dankbar gepriesen, ja es gedieh dahin, daß sie der höchsten irdischen Verherrlichung endlich teilhaftig wurde, die einer Staubgeborenen zu Teil werden konnte.

Vieles offenbarte sich an der Landgräfin Elisabeth, was übernatürlich erschien, was schon ihre Mitwelt als ein Wunder empfand, und als Wunder der gläubigen Nachwelt überlieferte. Diese Wunder sind die unverwelklichen Goldblätter am Lebensbaume Elisabeths; die Sage hat sie abgepflückt. Die Sage mutet keinem zu, diese Goldblätter für untersiegelte Pergamente zu halten.

Elisabeth liebte sich stets möglichst einfach zu kleiden, war allem Prunke und aller Hoffart abhold, und ging für gewöhnlich so gering einher, daß man sie wohl eher für eine dienende Frau des Hauses als für die Herrin des stolzen Wartburgschlosses und des gesamten Landes Thüringen hätte halten können. Diese übertriebene Einfachheit blieb nicht ohne Mißbilligung und erschien nicht stets am rechten Orte. Bald nach ihrer Vermählung waren vier edle Ungarn auf einer Betfahrt zu Aachen gewesen, allwo man viel Heiligtümer ausgestellt und großen Ablaß verkündet hatte; diese waren vom Könige Andreas beauftragt worden, auf ihrer Rückkehr durch Thüringen die Wartburg zu besuchen und Kunde mit in die Heimat zu bringen, wie es Elisabeth ergehe. Sehr willkommen war dieser Besuch, aber dem Landgrafen, als er die Magnaten mit seiner Gemahlin empfangen wollte, erschien Elisabeths Anzug doch allzu gering und schmucklos, und sie besaß auch kein schönes Gewand, denn ihre prachtvollen Brautkleider hatte sie zerschnitten und die Stoffe zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Da sagte der Landgraf zu ihr: „Aber liebe Schwester, schämen muß ich ich mich doch vor Deinen Landsleuten, wenn sie, die so prachtvoll gekleidet einher gehen, Dich in solchem armseligen Gewande erblicken! Sie werden das meiner Kargheit zuschreiben und denken und sagen, daß ich es Dir am Nötigsten fehlen lasse.“ Darauf erwiderte Elisabeth: „Lieber Bruder, lasse Gott walten!“ — Darauf ging sie in ihre Kleiderkammer, und ward hernach von den edlen Ungarn mit großer Verwunderung geschaut in einem wundervoll schönen hyacinthenfarbenen Kleide, das war ganz übersäet mit Perlen und Edelsteinen, schöner, als noch je das Kleid der reichsten Königin auf Erden erblickt worden war. Da nun hernach, da sie wieder allein bei einander waren, der Landgraf fragte, wo sie das herrliche Kleid herbekommen, das

er ja nie an ihr erblickt, da antwortete sie herzinnig: „Lieber Bruder, Gott kann, was ich will.“

Ehe noch Landgräfin Elisabeth ihren ersten Sohn gebar, reiste sie mit ihrem Gemahl zum Besuch an den Hof ihres Vaters nach Ungarn mit großem und stattlichem Gefolge gräflicher und ritterlicher Männer und Frauen. Dabei sollen gewesen sein ein Graf Heinrich von Schwarzburg, Günther von Kefernburg, Heinrich von Stolberg, Gottfried von Ziegenhain, auch wieder der alte getreue Graf Reinhard von Mühlberg und Walther Schenk von Vargila mit Rudolf, seinem Sohne, zum Teil mit ihren Frauen und Töchtern und vielen anderen. Da richtete König Andreas noch einmal eine Hochzeit aus und übereignete dem landgräflichen Paare abermals einen reichen Schatz von Kostbarkeiten aller Art, und begabte die Begleiter und Begleiterinnen je nach Rang und Geschlecht in freigebigster Weise.

Als Elisabeths Schwägerin Agnes das Hochzeitsmahl auf Schloß Wartburg festlich ausgerichtet wurde, und das Haus von Gästen wimmelte, fehlte, als man zur Tafel gehen wollte, die Landgräfin. Diese war vor der Treppe im Mushause auf einen fast nackten Armen gestoßen, der sie flehentlich um Almosen und um Bedeckung seiner Blöße anrief, und anhielt mit Bitten, wie das kananäische Weiblein. Da nun Elisabeth bereits alles weggegeben hatte, was sie bei sich trug, so warf sie dem Armen ihren seidenen Mantel über. Nun war es aber Zeitsitte damals, im Mantel zur Tafel zu gehen, und als Elisabeth ohne solchen erschien, fragte der Landgraf, wo sie ihn gelassen habe? Erschrocken bebten ihr die Worte von den Lippen: „Herr, in meiner Kammer.“ Alsbald sandte der Landgraf eins der diensthuenden Hoffräulein hin, den Mantel zu holen, und siehe, da ward ein Mantel gebracht, der war von himmelblauem Stoff, mit kleinen goldenen Bildchen bestreut, und so fein und rein, daß er später lange zu einem Meßgewande gedient hat, das im Barfüßerkloster zu Eisenach aufbewahrt wurde.

Die große Milde, welche die fromme Landgräfin Elisabeth unablässig gegen die Armen bewies, wurde noch mehr in Anspruch genommen und gesteigert, als eine Zeit schrecklicher Hungersnot das Thüringerland heimsuchte. Täglich schritt sie, von Dienerinnen gefolgt, welche die Gaben ihrer Milde trugen, soviel nicht die Landgräfin selbst zu tragen vermochte, zum Fuße der Wartburg nieder, allwo die Armen ihrer harrten, und verteilte Almosen und Lebensmittel in Fülle. Elisabeths Mißgünstige äußerten sich nicht selten tadelnd gegen den Landgrafen, daß seine Gemahlin allzuviel verschenke, ja auch sich selbst zuviel vergebe durch den persönlichen Ver-

kehr mit dem nicht sauberen, hungernden und lungernden Gesindel, und da geschah es, daß eines Morgens Elisabeth, wie sie gewohnt war zu thun, ein Körbchen mit Lebensmitteln tragend, aus der Burg schritt, und der Landgraf, der wohl schon gegen sie über ihre allzugroße Freigebigkeit sich mißbilligend ausgesprochen haben mochte, zu ihr trat und nicht gerade freundlich fragte: „Was trägst Du da?" Erschrocken und zagend gab die edle Herrin zur Antwort: „Herr, Blumen!" — „Ich will sie sehen, zeige her!" rief der Landgraf, und hob die Hülle vom Korbe. Und siehe, der Korb war übervoll von Rosen. Der Landgraf stand staunend vor der Gemahlin und beschämt, und als später die Mißgünstigen aufs neue Klagen erhoben über die allzugroßen Spenden der Frau Landgräfin, so sprach er: „Lasset sie nur immerhin Almosen austeilen, da sie ihre Freude daran hat, wenn sie uns nur nicht die Wartburg, Eisenach und die Neuenburg hinschenkt." — Oft war es auch, als wenn in Elisabeths Hand die Gaben sich verdoppelten und an ihren Gewändern kein Zergang sei. Auch die Kranken pflegte Elisabeth mit besonderer Sorgfalt, bediente sie häufig selbst, scheute nicht zurück vor ekelm Aussehen, kannte keine Furcht vor Ansteckung, ward auch von letzterer nie befallen.

In einer kleinen Felshöhle nahe der Wartburg lebte ein armer Einsiedler, des Namens Eli, der erkrankte und schleppte sich krank auf die Burg hinauf, und Elisabeth wollte seiner absonderlich warten und pflegen. Aber der Landgraf war nicht daheim, und niemand wollte dem kranken Alten eine Stätte einräumen, und die helfende Hand bieten, ihn zu betten. Da nahm Frau Elisabeth ihn mit in die eigenen Gemächer, die sie selbst bewohnte, und wusch und pflegte den Alten säuberlich, und bereitete ihm ein Bad, und nach dem Bade legte sie ihn in ihr eigenes Bett. Darüber wurde Frau Sophia, die Schwiegermutter, über alle Maßen ungehalten, und zürnte laut, und sagte, daß dies zu weit gehe und konnte sich nicht beruhigen. Und indem kehrte unverhofft ihr Sohn zurück, und die Mutter eilte ihm entgegen, und verkündete ihm spottweise, welch raren Schatz sein Ehegespons in der Zeit seiner Abwesenheit sich gewonnen, Eli, den alten Betbruder, habe sie aufgenommen und gepflegt und in ihr und sein Bett gelegt. Er werde das am eigenen Leibe lange spüren. Unwillig folgte der Landgraf seiner Mutter in Elisabeths Gemächer nach, schritt zur Lagerstätte und riß die Decke herunter. Siehe, da wurden ihm die inneren Augen aufgethan, und es lag vor ihm im Bette Christus, der Weltheiland, wie er am Kreuze hing, auf dem Haupte die Dornenkrone, im Antlitz die Milde der Gottheit. Das bewegte den Landgrafen über-

mächtig, und er sprach zu Elisabeth: „Meine liebe Schwester, solche Gäste magst Du oft und viel in unser Bett legen, das thust Du mir wohl zu Danke, denn ich erkenne: was man armen, kranken Leuten in der Liebe Gottes thut, das ist Christo unserm Herrn selbst gethan. So hatte der Landgraf viele Freude an dem Christusbilde, seiner Mutter aber graute, denn sie sah selbiges nicht; sie sahe nur einen jämmerlichen aussätzigen Kranken vor sich in dem Bette liegen. Der arme Einsiedel Eli aber lebte in seiner Felsklause ruhig fort, und sagte auf späteres Befragen aus, daß er weder krank gewesen, noch zu jener Zeit hinauf aufs Wartburgschloß gekommen sei. Seine Höhle zeigt man in dessen Nähe noch immer.

Als wahre Mutter und Wohlthäterin der Armen erwies sich Elisabeth fort und fort. Sie spann unablässig mit ihren Dienerinnen Wolle und Linnen, und ließ daraus bei den Minoriten in Eisenach Kleiderstoffe weben, die sie für die Armen verwendete. Am Burgberge sprang eine frische Quelle, dort wusch sie oft die Kranken oder deren Kleider. Sie schöpfte Fische daraus, was außer ihr niemandem gelang; die Quelle quillt noch heute und wird der Elisabethbrunnen genannt. Eine andere Stätte heißt die Armenruhe. In Eisenach richtete Elisabeth ein Kranken- und Verpflegungshaus ein, und als die Hungersnot immer höher stieg, der Landgraf aber auf einem Heereszuge begriffen war, ließ die Landgräfin die Fruchtspeicher öffnen, ließ täglich Brot backen, und verteilte dieses täglich an 300 Arme, andere nennen sogar 900. Auch die Tafelreste wanderten zur Burg hinaus, wo die Armen in Scharen lagerten, darüber das Burggesinde nicht wenig murrte. Wenn es immer noch nicht reichte, denn je mehr gegeben ward, je mehr Arme gab es, die zu nehmen geneigt waren, verkaufte Elisabeth selbst ihre kostbaren Gewänder und Kleinodien, und teilte das Geld aus. Wenn sie in Eisenach in die Kirche ging, konnte sie jedesmal vor Bettlern kaum hinein, und so hatte sie einst schon all ihr Geld hingegeben, als noch ein alter Mann ihr den Weg verstellte, und auf das Beweglichste mit Bitten anhielt, auch ihm etwas zu schenken, und sie bis in die Kirche hinein verfolgte. Da zog Elisabeth einen ihrer mit Silber gestickten Handschuhe aus, und gab diesen dem unabweisbaren Alten. Das sah ein Ritter, der auch in die Kirche sich begab, der löste alsbald von dem Alten den Handschuh um vieles Geld ein, und befestigte denselben dann als ein Kleinod auf seinem Helm, zog in das heilige Land und kämpfte stets siegreich, denn der Handschuh der hehren Frau schützte ihn wie ein wunderbarer Talisman. Dann hat der Ritter den Handschuh zum ewigen Danke in sein Wappen aufgenommen.

Es offenbarte sich an der frommen Landgräfin mehr und mehr eine göttliche Kraft; sie heilte Kranke durch das Auflegen ihrer Hände, machte Blinde sehend, und richtete gekrümmte Glieder wieder gerade. Ein Heilmittel, von ihrer Hand gereicht, verfehlte nie seine Wirkung. Daher begann das Volk sie als einen auserwählten Liebling Gottes zu verehren, und an ihre Wunder zu glauben; es fehlte nur noch das Märtyrertum, um sie als Heilige anzubeten. Auch das Märtyrertum sollte ihr nicht ausbleiben.

89. Vom Kreuzzuge Landgraf Ludwigs V.

Landgraf Ludwig, der fromme Gemahl Elisabeths, faßte den Entschluß, vielleicht nicht ganz aus freiem Antriebe, Kaiser Friedrich II. im Geleite einer ansehnlichen Schar thüringischer und hessischer Edeln auf einem Kreuzzuge nach Palästina zu folgen. Er lud alle seine Vasallen auf einen Tag nach Creuzburg, ermahnte die, welche zurückblieben, gute Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, und empfahl ihrer Fürsorge auch seine Gemahlin und seine Kinder, die ihm an das Herz gewachsen seien. Elisabeth hatte ihm zwei Kinder geschenkt, die nach den Großeltern väterlicher Seite hießen; einen Sohn Hermann, eine Tochter Sophia, und ein drittes Kind trug sie unter dem Herzen. Die thüringischen und hessischen Kreuzfahrer, die ihrem Landgrafen folgten, und in Creuzburg mit versammelt waren, waren die Grafen Ludwig von Schwarzburg, Burkhard von Brandenburg, Meinhard von Mühlberg, Heinrich von Stolberg, Ernst von Gleichen, Günther von Kevernburg, und die Ritter und Träger der Erbhofämter, Rudolf Schenk von Vargila, Heinrich Marschall von Ebersberg, Hermann Truchseß von Schlotheim, Heinrich Kämmerer von Vahner, Heinrich von Erffa, der Hofmeister, sodann die Ritter und Edeln: Hartmann oder Hermann von Heldrungen, Ludolf von Berlstätt, Rudolf von Bilzingsleben, Friedrich von Treffurt, Lutze von Wartberg, Dietrich von Seebach, Gerhard von Elende, Ludwig und Rudolf von Hausen, Heinrich von Meideburg, Berthold von Mila, Berthold von Heilingen, Seifarth von Spatenberg und viele andere. Ebenso folgten dem Zuge des Landgrafen 5 Kleriker, der Hof- und Burgkaplan Berthold, der Kaplan Konrad von Marburg, Erhard, Kaplan auf der Neuenburg, auch der Geheimschreiber Konrad von Würzburg, mehrere Ärzte, ohne den Troß der zahlreichen Knappen und Knechte. Landgraf Ludwig zog, von seiner Gemahlin, seiner Mutter, den Kindern und vielen Treuen begleitet, mit 200 Pferden über Reinhardsbrunn gen Schmalkalden, wo er von den Seinen

einen bewegten und schmerzlichen Abschied nahm, und von wo seine Mutter mit den Kindern zurückkehrte, Elisabeth aber vermochte nicht, sich jetzt schon von ihm zu trennen, sie begleitete ihn noch bis Meiningen, wo er ihr beim endlichen herzbrechenden Abschied einen Ring zeigte, in dessen Saphir Agnus Dei geschnitten war, und zu ihr sprach, wenn er diesen Ring ihr sende, möge sie daran erkennen, daß die Botschaft gewiß von ihm komme. Davon steht noch geschrieben in der Meininger Chronik: „Vorerwähnte H. Elisabetha hat zum Gedächtnis eine Kapelle allhier erbauen lassen, so aber nunmehro eingerissen und verwüstet.“ Diese Kapelle soll neben der Kirche auf dem Markte gestanden haben, und ihr Portal später das frühere der Kirche ersetzt haben, wie man, daß dasselbe eingesetzt worden, deutlich wahrnimmt. — Elisabeth kehrte trauernd nach der Wartburg zurück, legte dort alsbald Witwenkleider an, und legte diese leider nie mehr ab.

Landgraf Ludwig sollte nach dem Willen seines kaiserlichen Herrn als Oberbefehlshaber und Feldherr des ganzen Kreuzheeres im heiligen Lande auftreten und wirksam sein, aber anders war es verhängt im Rate Gottes, denn Ludwig sah weder das heilige Land, noch jemals seine Heimat und die Seinen wieder. Er erkrankte in Otranto, jählings stieß ihm die Krankheit zu und wurde heftiger und heftiger. Da sah er das Gemach, darin er lag, voll schneeweißer Tauben, die von allen Seiten sein Bett umflogen, und er sprach zu denen, die um ihn waren von den Seinen: „Sehet ihr nicht die große Menge dieser schneeweißen Tauben?“ — Und nach einer Weile begann er wieder: „Ich muß und will von hinnen mit diesen schneeweißen Tauben.“ Und als er diese Worte gesprochen hatte, da gab er seinen Geist auf und schlummerte hinüber in die göttliche Ruhe. Einer von Ludwigs Kaplanen aber sah am Himmel einen Flug weißer Tauben sich gen Aufgang wenden, darunter war eine wunderschöne weiß glänzende Taube, der heilige Geist. — Dieser führte des frommen Landgrafen Seele von hinnen, und es entstand großes und schmerzliches Wehklagen unter seinen zurückgelassenen Lehenträgern und zumal unter seinen Dienern. Und wurde eine Sage, der Landgraf habe einen „vergifteten Trunk“ gethan, doch ist das nicht zu verstehen im heutigen Sinne, daß ihn jemand absichtlich mit Gift vergeben, sondern man nannte im Mittelalter alles, was schädlich wirkte, vergiftet, und so konnte ein jäher Trunk des reinsten kalten Wassers als vergiftet bezeichnet werden. Und war der edle Fürst, den man, ob seines tugendreichen Wandels, ob seiner Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Milde später den Heiligen nannte, obwohl kein Papst

ihn heilig sprach, noch gar jung an Jahren, da er von hinnen fahren mußte, erst sieben und zwanzig Jahre alt.

90. Elisabeths Prüfungen.

Die fromme Landgräfin Elisabeth von Thüringen war einer Tochter genesen, während ihr Gemahl sich auf dem Kreuzzuge befand, welches Kind den Namen Gertrud, nach ihrer Großmutter, empfing. Da kam die Schreckenskunde vom Ableben des Landesherrn nach Thüringen, und es blieb ihrer Schwiegermutter vorbehalten, ihr die Todesnachricht des Gemahls beizubringen, die Elisabeth mit dem tiefsten Schmerze empfing. Dahin war nun all ihr Trost auf Erden, und sie sagte es selbst: „Tot, tot, tot ist mir nun die ganze Welt!“ Das furchtbar schwere Gewicht des Wortes Witwe drückte sie zu Boden. Der Brunnen ihres Lebensglückes war nun versiegt, und wurde zum Wermutsborne, der den Kelch ihres Leides füllte.

Des Landgrafen Bruder Heinrich, Raspe zubenannt, hatte längst nicht ohne heimlichen Groll die übergroße Freigebigkeit Elisabeths wahrgenommen, und sie laut, wie im Stillen getadelt. Jetzt hielt er an der Zeit, gegen diese Verschwendung einzuschreiten, denn er war jetzt Thüringens Regent, da seines Bruders einziger Sohn noch unmündig war. Über die persönlichen Zerwürfnisse, welche vorhergingen, bevor es zum Äußersten gedieh, schweigt sowohl die Sage, als auch die Geschichte. Es überhüllt dieselben ein tiefer Schleier, aber das Äußerste geschah, und war nichts Geringeres, als daß an einem Wintertage des Jahres 1227 auf 1228 die bisherige Herrin des Thüringer Landes, die Tochter eines Königs, die mildthätigste, untadelhafteste Frau, die treueste Gattin, die zärtlichste Mutter ihrer Kinder, samt diesen Kindern ihr hochprangendes Schloß verließ, herunter nach Eisenach wandelte, und in dieser Stadt von allen Häusern, wo sie Obdach suchte, mit Härte, Strenge oder Furcht vor dem neuen Herrn abgewiesen, herumirren und endlich mit einem elenden Schuppen, in der Rolle, und da in der Nähe eines Schweinekofens, vorlieb nehmen mußte. Aber groß und herrlich in ihrer tiefsten Erniedrigung ging Elisabeth um Mitternacht in die Klosterkirche der Barfüßer-Mönche und bat dieselben, ein Tedeum anzustimmen, daß Gott sie also heimsuche. Wie stolz war der Wirt zum Hellegrafenhofe einst gewesen, als sein Haus der Ehre gewürdigt ward, das Königskind von Ungarn aufzunehmen, und zu übernachten, das er jetzt derselben Elisabeth verschloß. Auch erntete sie in vollem Maße den Dank, der einem unbegrenzten

Wohlthätigkeitstriebe zu Teil wird. Keine Seele von allen den Hungerern und Lungerern, Faulenzern und bettelnden Tagedieben Eisenachs, die sie vielleicht mit ihren Spenden erst verwöhnt, regte auch nur eine Hand für die herabgewürdigte Herrin, und für den jungen Herrn, den geborenen rechtmäßigen Landgrafen von Thüringen. Elisabeth wandelte von der Rolle aus am Markte beim Eingange in die Messerschmiedegasse über den Löbersbach, wo man über diesen kotigen Graben nur auf schmalen Schrittsteinen gelangen konnte, da begegnete ihr ein altes nichtswürdiges Bettelweib, dem die milde Almosenspenderin oft genug die Hände und den Mund gefüllt, das wich ihr nicht nur nicht aus, sondern stieß mit jauchzender Verruchtheit die edle Fürstin von den Schrittsteinen herab in den Kot des Löberbaches, daß sie hernach an ihren übel beschmutzten Kleidern genug zu waschen hatte. Und sie trug das alles mit Lächeln, und dankte Gott, daß er sie so demütigte. Sie sah auch den Heiland in einem himmlischen Gesichte, mitten im offenen Himmel, und er sprach zu ihr: „Wenn Du bei mir sein willst, so will ich bei Dir sein.“ — Davon ward sie wunderbar aufgerichtet.

91. Elisabeths Wiedererhöhung.

Elisabeth, die fromme Landgräfin, zählte, als ihr Schlag auf Schlag so viel Herbes widerfuhr, erst zwanzig Lebensjahre. Da hörte eine Muhme, welche Äbtissin zu Kitzingen in Franken war, von dem großen Weh, was ihrer Verwandten widerfuhr, diese sandte alsobald Boten, und bot ihr und ihren Kindern ein Asyl in dem Kloster an. Auch in Bamberg lebte von Elisabeth ein Oheim, Bischof Egbert, der ebenfalls nach ihr sandte, und ihr Schloß Botenstein zum Aufenthaltsorte anwies, dort lebte sie nun einige Zeit mit den Ihrigen still und fürder ungekränkt. Nur das war ihr Leid, daß ihr Oheim darauf sann, sie wieder zu vermählen, und zwar mit Kaiser Friedrich II., welcher Witwer geworden war. Elisabeth aber wollte nichts von einer Wiedervermählung hören und wissen. Sie wollte dem so innig geliebten Gemahl auch im Tode ihre Treue fest bewahren.

Landgraf Ludwigs treue Mannen kehrten nach vollendetem Kreuzzuge aus Palästina zurück und brachten die Gebeine ihres vormaligen Herrn mit. In jedem Rastorte stellten sie die Sarglade in die Kirche und ließen zum Seelenheile Ludwigs ein Totenamt halten, und opferten der Kirche Geld und Gaben. Auf diesem Zuge nach der Heimat berührten die Thüringer Herren auch Bamberg, die ehrwürdige Bischofstadt, und ließen dem Bischof Egbert

ihr Nahen ansagen. Da berief der Bischof alsbald Elisabeth, und zog mit ihr und einer festlichen Prozession unter Glockengeläute den Gebeinen des Landgrafen entgegen. Auf das tiefste erschüttert und bebend fiel die unglückliche Witwe beim Anblick der Gebeine ihres Gemahls nieder in tiefes Schweigen. Dann betete sie und gewann frischen Mut und fand Trost in ihrer Seele und sprach hernach viel mit den Thüringer Herren, die sehr schmerzlich betroffen waren von dem, was sie erfuhren, wie es ihrer geliebten Herrin ergangen sei, und sie baten, in ihrem Geleite mit nach Thüringen zurückzukehren, und dem Feste der Bestattung der Gebeine ihres Herrn im Kloster Reinhardsbrunn beizuwohnen. Diesem Wunsche gab Elisabeth nach, und in Reinhardsbrunn strömte fast die ganze Bevölkerung Thüringens zusammen, Leid zu tragen um den so früh geschiedenen, geliebten Herrn. Nach beendigter Leichenfeier, welcher der neue Landgraf, Heinrich Raspe mit seinem Bruder Konrad, dem Deutschherrenordenskomthur, in Person beiwohnte, richtete Rudolf, der Schenk von Vargila an den ersteren mit großem Freimut sehr ernste Worte über sein Verfahren gegen des Bruders Witwe und gegen dessen Kinder, und drohte ihm mit dem Zorne Gottes, wenn er sein Benehmen gegen Elisabeth nicht ändere und sie sich nicht versöhnten. Da wurde der Landgraf zu Thränen gerührt und versprach, alles zu thun, was für Recht und Billigkeit erachtet werde. Elisabeth begehrte auch in keiner Weise zu herrschen über Städte und Burgen, Land und Leute, nur die Herausgabe ihrer Mitgift und das ihr von ihrem seligen Herrn verschriebene Wittum beanspruchte sie, und das ward ihr auch gewährt und sie erhielt Marburg als ihr Wittum und ihren Wohnsitz; auch wurden die Rechte und Ansprüche ihrer Kinder gesichert. Zu Marburg, wohin nun nach einiger Zeit die verwitwete Landgräfin zog, lebte ein Geistlicher, des Namens Konrad, insgemein Konrad von Marburg genannt, der war der Beichtiger Elisabeths, war sehr gelehrt, sehr sittenreinen Wandels, aber dabei von äußerster Strenge in Bezug auf kirchliche Zucht, Bußübungen und Kasteiungen, der gewann über die fromme Elisabeth gar große Gewalt.

92. Von Elisabeths Tod und Heiligsprechung.

Schon als Landgräfin hatte Elisabeth den strengen Prediger und Ketzerrichter Konrad von Marburg zu ihrem Beichtiger erwählt, weil ihr Gemahl denselben mit einem großen Vertrauen beehrte, und ihm die Besetzung aller geistlichen Stellen, wie die Vergebung kirchlicher Lehen übertragen. Sie gelobte ihm feierlich im Sankt

Katharinenkloster zu Eisenach Gehorsam an, demütigte sich vor ihm, geißelte sich auf sein Verlangen, und übte alle die guten Werke, welche der Glaube zur Erlangung der Seligkeit vorzeichnete, oft mit grausamer Strenge gegen sich selbst, mit harter Entsagung, mit asketischem Heldenmute. Sie trat mit den ihr stets treu gebliebenen vormaligen Hofjungfrauen Jutta und Eisentrud als Tertianerin in den Orden des heiligen Franziskus, und trug fortan das Gewand der grauen Schwestern, sie entsagte öffentlich in der Minoritenkirche zu Eisenach der Welt und all ihrer Freundschaft. Sie bezog in der Nähe von Marburg eine armselige Bauernhütte, bis ein kleines Häuschen von Holz und Lehm in Marburg für sie erbaut war. Nun gründete sie von ihrer Mitgift ein Armenhaus und Krankenhospital, besuchte und pflegte die Kranken, und übte alle Werke der Barmherzigkeit, indem sie Kranke pflegte, Notleidende unterstützte, Gefangene tröstete, Gestorbene bestattete. Unablässig spann sie Wolle für die Armen und verteilte Almosen, begnügte sich dabei selbst mit Armenkost, und ging in Kleidern einher, die kaum besser waren, als die der Ärmsten, und oft geflickt und beflickt mit allerlei Lappen.

Indem Elisabeth sich mühte durch Entbehrungen, Demütigungen und Kasteiungen sich immer würdiger des Himmels und der künftigen Seligkeit zu machen, ertrug sie mit himmlischer Geduld alle Qualen und Peinigungen, welche Konrad von Marburg ihr auferlegte, ja selbst die persönlichen, körperlichen Mißhandlungen, die er sich in seinem geistlichen Hochmute gegen sie erlaubte. Er durfte sich erfrechen, sie zu schlagen. Sie ertrug es, aus freiem Willen, um Gottes Willen, widerstand allen Aufforderungen, ihre asketische Lebensweise zu ändern, in ihre Heimat nach Ungarn zurückzukehren, ein anderes Leben zu führen. Sie hatte das Elend liebgewonnen, und fand ihre Wonne in Schmerzen.

Mehr und mehr wuchs unter der Bevölkerung die Anerkennung des frommen Wandels und der Verehrung der landgräflichen Witwe. Aber die freiwillig auferlegten Entbehrungen und Schmerzen, alles ertragene Mühsal, und eine heiße Sehnsucht nach dem Himmel rieben frühzeitig die Körperkräfte der Dulderin auf, und schon am 19. November im Jahre 1231 entschlief sie, nur erst 24 Jahre alt, und ihr Hinscheiden wurde beklagt von allem Volke. Bald genug verbreitete sich die Kunde von allerlei Wundern, die während der Leichenbestattung Elisabeths und an ihrem Grabe geschahen. Konrad von Marburg sammelte diese Kunden und sendete sie an den Papst, Gregor IX., zu welchem auch der Schwager Elisabeths, der Deutschordensritter Konrad von Thüringen reiste. In Perugia,

wo Gregor IX. eine Zeit lang verweilte, erfolgte am Pfingsttage des Jahres 1234 unter großen Feierlichkeiten Elisabeths Heiligsprechung im Kloster des Predigerordens. Der Schwager Elisabeths, Landgraf Konrad, war bei dieser festlichen Handlung Augenzeuge und verteilte reiche Spenden an die Gotteshäuser und an Arme, bewirtete die ganze Geistlichkeit, und saß bei einem Mahle des Papstes diesem zur Seite. Die Bulle der Heiligsprechung Elisabeths wurde unterm 1. Juni 1235 ausgefertigt und mußte von allen Kirchen in Deutschland gelesen werden. Erzbischof Siegfried von Mainz bestimmte den 1. Mai des Jahres 1236 als den Tag der feierlichen Erhebung der Gebeine der heiligen Elisabeth, die unter dem Zuströmen zahlloser Fremden erfolgte, bei der der Kaiser selbst gegenwärtig war, ferner die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Bamberg, Speyer, Worms, Halberstadt, Hildesheim, Paderborn, Naumburg, Merseburg und Bremen, nicht minder Elisabeths beide Schwäger, ihre Kinder, ihre Schwiegermutter.

Am Morgen des Erhebungstages der heiligen Gebeine begaben sich die Fürsten, der Kaiser an ihrer Spitze, letzterer im grauen Büßergewande, und gänzlich ohne Schmuck, nur die goldene Krone auf dem Haupte tragend, in die Kirche; die Fürsten und die hohe Geistlichkeit erschienen im höchsten Glanze des Schmuckes und der Tracht. Und nun wurden Elisabeths Gebeine erhoben, wobei Kaiser Friedrich selbst mit Hand anlegte; dann bedeckte der Kaiser das Haupt der Heiligen mit einer goldenen Krone und sprach: „Da ich sie auf Erden nicht krönen sollte als eine Kaiserin, so will ich sie doch ehren mit dieser Krone als eine ewige Königin in Gottes Reich.“ Rührend war es anzusehen, wie Elisabeths Kinder an der Truhe knieten, welche die Gebeine ihrer heilig gesprochenen Mutter in sich schloß. Zahlreiche Opfer wurden an diesem Tage dargebracht zur Erbauung der prachtvollen Kirche in Marburg, welche künftig das Mausoleum Elisabeths einschließen sollte, und zu welcher bereits der Grundstein gelegt war. Bald auch wuchs der Ruf der Wunder, welche nach dem Glauben jener Zeit die Heilige fortwährend übte, und es ist wohl unbestritten das schönste und würdigste Wunder Elisabeths, daß noch bis heute, nach sechshundert und dreiundsechzig Jahren, und in den Ländern Thüringen und Hessen, deren religiöses Bekenntnis an Fürbitte der Heiligen, wie an Wunder nicht zu glauben lehrt, das Andenken an diese Heilige ein rein und treu bewahrtes ist, und Elisabeth, die gottergebene, vielleicht überfromme fürstliche Dulderin, in der vollen Glorie

der Heiligkeit im Herzen des Volkes lebt, und nie vergessen werden wird.

93. Vergeltungen.

Viele hatten nicht gut und gerecht gegen Elisabeth gehandelt, und mehrere derselben traf dafür die Hand der Vergeltung. Leider stand der Landgraf Heinrich Raspe unter diesen in erster Reihe. Wenn er auch berechtigt erschien, der maßlosen Freigebigkeit seiner verwitweten Schwägerin Schranken zu setzen, so mußte er doch anders gegen sie handeln, als er that. Er stieß Mutter und Kinder in das Elend hinaus, statt dem Neffen ein treuer Vormund zu sein, er wollte nicht Verweser Thüringens sein, bis der Knabe Ludwigs zu reiferen Jahren gekommen, sondern Selbstherrscher, Alleinregent. Eine neue Dynastie wollte er begründen, sein Stamm sollte herrschen über das Thüringerland. Sein Bruder Konrad mochte von gleicher Gesinnung beseelt sein, er übernahm die Regentschaft von Hessen. Landgraf Hermann blieb zur Seite gedrängt, auch als er herangewachsen war, man verheiratete ihn, als er fast noch im Knabenalter stand, und als zu fürchten war, daß er, zur Einsicht gekommen und vom Herzoghause Braunschweig, aus dem seine Gemahlin Helene stammte, unterstützt, vielleicht mit Nachdruck sein Vatererbe fordern werde, da verschwand er, erst 17 Jahre alt und erbenlos, aus der Reihe der Lebendigen. Die Volksstimme der Mitwelt beschuldigte geradezu Heinrich Raspe, daß er seinen Neffen durch Gift aus dem Wege zum Landgrafenthrone geräumt habe. Landgraf Konrad bestand viele Kämpfe, kam in den Bann des Papstes und der Kirche, und wurde darauf Deutschordensritter — er konnte daher Thüringen keinen Erben geben, da er sich nicht vermählen durfte. Sein Bruder Heinrich Raspe hatte sich mit Elisabeth von Braunschweig vermählt; sie starb 1231 ohne Kinder. Er nahm Gertrud von Österreich zur zweiten Frau — auch sie ging, ohne ihm Erben geboren zu haben, im Jahre 1244 zur ewigen Ruhe ein. Und zum dritten Male vermählte sich Heinrich Raspe mit Beatrix von Brabant, aber auch diese dritte Ehe blieb ohne Kindersegen. Er verwickelte sich in große Kämpfe, wurde unter Papst Innocenz IV. Gegenkönig Kaiser Friedrichs II., dem er mit Undank lohnte. Friedrichs II. Sohn Konrad aber rächte diesen Undank, schlug Heinrich Raspe bei Ulm aufs Haupt, dieser mußte verwundet entfliehen und starb bald darauf auf der Wartburg, da denn mit ihm der Stamm der alten Landgrafen von Thüringen erlosch.

Jener fanatische Konrad von Marburg, der die arme Elisabeth

auf das empörendste gequält und gemißhandelt hatte, starb keines guten Todes. Die unbeugsame Strenge, die er gegen die gedemütigte fürstliche Frau übte, indem er sie von ihren Kindern, zuletzt auch von ihren treuanhänglichen Dienerinnen trennte, sie schlug — übte er auch als päpstlicher Ketzerrichter. Wer ihm ein Ketzer schien, oder als solcher heimlich angegeben wurde, wurde verbrannt. Im Jahre 1233 hatte Konrad einen Grafen von Sayn, einen Grafen von Henneberg, einen Grafen Solms, eine Gräfin von Loots und viele andere der Ketzerei angeklagt, doch wurde die Unschuld dieser Angeklagten erwiesen. Als nun Konrad mit zwei Helfershelfern, dem Dominikaner Konrad von Tours, und einem anderen, Namens Hans, der einarmig und einäugig war, von Mainz wieder nach Marburg zurück fuhr, wurde ihnen von erbitterten Dienern des Grafen von Sayn und anderen der Ketzerei grundlos angeklagten Männern ein übles Ende bereitet, indem er nebst Konrad von Tours erschlagen wurde. Der einarmige Hans entrann dem Mordgetümmel, fand aber auswärts später seinen Tod an einem Galgen.

94. Sophias Handschuh.

Die älteste Tochter der Landgräfin Elisabeth, Sophia, hatte sich mit dem Herzog Heinrich II. von Brabant vermählt, dem sie 6 Kinder geboren. Das jüngste derselben war ein Sohn, des Namens Heinrich. Diesem hätte, als Enkel der heiligen Elisabeth, nach dem Aussterben des Landgrafenstammes, das Thüringerland nebst Hessen gehört, aber Heinrich Raspe hatte, als er sein kinderloses Absterben voraussah, das Erbe dem Sohne seiner ältesten Stiefschwester, Jutta, vermählten Markgräfin von Meißen, und später vermählten Gräfin von Henneberg, als Erbe zugedacht. Dieser Sohn war Heinrich, Markgraf von Meißen, der Erlauchte genannt, ein stattlicher und tapferer junger Fürst, der bereits einen Anwartschaftsbrief vom Kaiser Friedrich II. auf die Landgrafschaft Thüringen hatte, und alsbald nach Heinrich Raspes, seines Stiefoheims Tode, sich beeilte, Besitz zu ergreifen, wenigstens von Thüringen, denn auf Hessen als einer freien Landschaft, die dem Reiche nicht zu Lehen stand, hatte Heinrich nicht den gleichen Anspruch. Hessen erklärte sich für Heinrich von Brabant, und lud Mutter und Kind zu sich ein, denn Heinrich zählte erst vier Jahre, darum hieß man ihn das Kind von Brabant. Sophia kam zuerst nach Marburg, trat, ihren Sohn auf dem Arme, unter die Bürger, und entflammte sie für des Sohnes Recht, und da wirkte gar mächtig die frische

Erinnerung an die heilige Elisabeth. Aber die Herzogin von Brabant verfolgte ihres Kindes Rechte weiter. Wenn sie auch Heinrich dem Erlauchten die thüringischen Reichslehen, die er vom Kaiser empfangen hatte, nicht wohl streitig machen konnte, so hatte sie doch Rechte an die alte Grafschaft Thüringen, und die Güter, welche Ludwig der Bärtige und dessen Nachkommen als Allode erworben und vermehrt hatten; daher rückte sie auch nach Eisenach vor und hielt mit Heinrich dem Erlauchten eine Tagsatzung, auf der sie sich mit ihm vergleichen wollte, und es wäre alles gut geworden, wenn die Versprechungen des Markgrafen Dauer gehabt hätten. Diese hatten aber keine Dauer, und daran waren die Ratschläge schuld, welche dem Markgrafen gegeben wurden. Denn da die Zeit des Interregnums war, und kein Reichsoberhaupt als Schlichter des Streites vorhanden, so widerrieten Heinrichs Mannen, und zumal der Marschall Helwig von Schlotheim, jede Nachgiebigkeit, die der Markgraf zeigte, und zumal sprach der Erstere: „Wär' es möglich, daß Ihr mit einem Fuße im Himmel stündet, und mit dem andern auf der Wartburg, so solltet ihr viel eher den einen Fuß aus dem Himmel ziehen und ihn zu dem andern auf die Wartburg setzen.“ Das änderte Heinrichs nachgiebigen Sinn, er verschob die völlige Ausgleichung auf den Spruch des neuzuwählenden Kaisers, und beschwur mittlerweile sein Recht auf Thüringen in der Kirche zu Eisenach auf eine Rippe der heiligen Elisabeth, und zwanzig Eideshelfer schwuren mit ihm in Sophias Gegenwart. Da wurde die arme Herzogin von Zorn bewegt und außer sich, und in Thränen ausbrechend zog sie ihren Handschuh aus und rief: „O Du, der aller Gerechtigkeit Feind ist, Teufel! Dich meine ich! Nimm hin diesen Handschuh zusamt den falschen Ratgebern, die meinen Sohn um sein Erbe betrügen!“ So bot Sophia von Brabant dem Teufel selbst Fehde, denn eine mutige Frau nimmt es mit dem Teufel schon auf — dabei aber begab sich das Wunderbare, daß der Teufel die Fehde annahm, denn der Handschuh, den Sophia in die Luft geschleudert hatte, kam nicht wieder herunter — und bald entbrannte blutig und schwer in seinen Folgen der thüringische Erbfolgekrieg.

95. Bürgertreue.

Bald wußte nach dem Sprichwort im Thüringerlande niemand mehr, wer Koch oder Kellner war, so ging es darunter und darüber. Eines Tages kam die Herzogin Sophia wieder gen Eisenach, da wollte man sie nicht einlassen, und hatte das Georgenthor zuge-

schlossen; da trat sie dagegen, nahm eine Axt und hieb zwei Kerben in das Eichenholz, die man noch nach 200 Jahren sah. Da die Eisenacher solchen Ernst sahen, öffneten sie ihr Thor und ließen die streitbare Frau mit ihrem Gefolge einziehen. Ein Teil der thüringischen Ritterschaft hing dem Markgrafen von Meißen an, hauptsächlich die reichslehenbaren Vasallen, ein anderer Teil nebst der hessischen Ritterschaft hielt zu Sophia von Brabant und ihrem Sohne. Andere hielten weder zu dem einen, noch zu dem andern, sie wollten am liebsten für sich sein, ohne Oberherren, Selbstherren, und wer es konnte, suchte sich selbst zu schützen. Daher entstanden damals eine Menge neue Burgen und hohe Warten, zumal um Eisenach. So wurde von denen von Wangenheim auf dem Kahlenberge hinter Fischbach ein Steinhaus errichtet, an der Werra erhob sich Burg Brandenfels. Die Bürger zu Eisenach, die nun mit ihrem Bürgermeister Heinrich Velsbach der Herzogin anhingen, schlossen die Wartburg ein, welche der Markgraf besetzt hielt; einesteils bemächtigten sie sich des Metilsteins vor der Wartburg und auf deren Rückseite legten sie eine Frau-Sophienburg an, die auch Frauenburg genannt wird, und die Eisenacher Burgen, dadurch wurden die Zugänge zur Wartburg beherrscht und abgeschnitten, Rudolph von Vargila, dessen Name später in Vargula sich umwandelte, hielt zu dem Markgrafen, und baute, von diesem unterstützt, den Rudolphstein gegen die Eisenacherburg, wodurch er wieder den Eisenachern die Straße nach Franken über den gehauenen Stein verlegte und absperrte. Sophia von Brabant hatte einen mächtigen Bundesgenossen an ihrem Schwiegersohne, der mit ihrer jüngsten Tochter Elisabeth vermählt war, Albert I., Herzog zu Braunschweig, welcher nun auch mit Heeresmacht in Thüringen einfiel und so viel als möglich von den Besitzungen Heinrichs des Erlauchten verwüstete. Er soll auch hart an der Stadt die Burg Klemda erbaut haben, eine Klemme für die Bürgerschaft. Doch bekam solches Thun ihm endlich merklich übel, denn Rudolph von Vargila überfiel ihn, schlug und zerstreute sein Heer und nahm ihn selbst gefangen. Zu derselben Zeit befand sich Markgraf Heinrich der Erlauchte auf der Wartburg, ließ in einer dunkeln Sturmnacht deren Thore öffnen, und zog mit einer Schar tapferer Mannen, welche zum Teil Sturmleitern und Pechkränze trugen, nicht in der geraden Richtung, sondern in der gegen das einsame Ziegenthal herab, klommen dann bei den Felsen, welche Mönch und Nonne genannt werden, an der Rückseite des Berges, darauf der Metilstein thronte, empor, und erstiegen die gar nicht bewachte Rückmauer, nahmen die Besatzung gefangen, und stießen die Burg mit Feuer an. Wie nun die Flammen des brennenden

Metilsteins schrecklich durch die wilde Mitternacht leuchteten, stießen die Türmer zu Eisenach in ihre Hörner und lärmten die Bürgerschaft auf — die wollten ihrer Besatzung zu Hülfe kommen, und öffneten das Predigerthor — unterdessen war der Markgraf mit seiner Schar schon seitwärts herunter, und kam an die Stadtmauer, in deren Nähe das Barfüßerkloster gelegen war, dort hatte er heimlichen Anhang unter den Bürgern, welche des Krieges und der Fehde schon herzlich müde waren, und die sprachen: „Steiget herein in Gottes Namen, wie lange sollen wir dies Ungemach ertragen!" — So gewann der Markgraf die Stadt Eisenach, nahm den ganzen Rat gefangen, und verfuhr mit nichten sänftiglich, denn er achtete die Bürger gleich Empörern. Am andern Tage zog er wieder zur Wartburg hinan, nachdem er einigen Herren des Rates hatte die Köpfe vor die Füße legen lassen, das Oberhaupt aber, und der am treuesten an Sophia hing, den führte er auf die Burg. Droben stand eine Blide oder Steinschleuder, mit der von Zeit zu Zeit ein Felsbrocken hinab nach dem Metilstein geschleudert worden war, die Burg zu speisen. Auf diese Blide ließ der Markgraf Herrn Heinrich Velsbach legen und durch die Lüfte schleudern. Da schrie noch, indem er dahin flog, der treue Mann: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!" — Hernachmals ist an der Stelle, wo Heinrich Velsbach zerschmettert niederstürzte, ein Gedenkstein gesetzt worden; wer um denselben dreimal stillschweigend herumgeht — geht die Sage — bekommt von unsichtbarer Hand einen Backenstreich.

96. Der Wangenbiß.

Neun Jahre hatte der Thüringer Erbfolgekrieg gedauert, und dem Lande und Volke war viel Weh widerfahren. Und endlich mußten die streitenden Parteien sich doch einigen. Sophia mußte alle Ansprüche auf Thüringen für ihren Sohn aufgeben, dafür erhielt sie ganz Hessen, und so wurde Heinrich, das Kind von Brabant, der erste Landgraf von Hessen und der Ahnherr und Stammvater des noch blühenden hessischen Regentenhauses. Auch wurde eine gegenseitige Erbverbrüderung aufgerichtet, daß beim Aussterben eines Hauses, des thüringisch-meißnischen oder des hessischen, die überlebende Linie wiederum das Ganze besitzen solle, deshalb behielten auch beide Lande das alte Stammwappen, den Löwen aus silbernen und roten Stücken im blauen Felde bei, doch wird der Nachricht von der Aufrichtung einer solchen Erbverbrüderung auch von mehreren Geschichtsschreibern widersprochen, und soll dieselbe erst später erfolgt sein, was zu erörtern die Sage nicht berufen ist.

Sie weiß nur, daß der Mark- und Landgraf Heinrich der Erlauchte, Pfalzgraf zu Sachsen, zur allgemeinen Friedensfeier zu Nordhausen ein Prachtturnier anstellte, welches von Fürsten und Rittern und edeln Frauen zahlreich besucht war, und bei dem auch Heinrichs ältester Sohn, Albert, mit seiner Gemahlin Margaretha, der Tochter Kaiser Friedrichs II., gegenwärtig war. Markgraf Heinrich der Erlauchte hatte des Länderbesitzes fast zu viel, ohne die mancherlei Ansprüche auf Lande in Österreich, auf Neapel, auf Sicilien, daher übergab er seinem ersten Sohne Albert die Oberherrschaft über die Landgrafschaft Thüringen und die Pfalz Sachsen, dem zweiten Sohne aber, Dietrich, das Osterland und Landsberg. Albrecht war ein streitbarer und auch streitlustiger, tapferer Herr, doch ohne geregelte Neigungen, und sein Leben war eine Kette von Kämpfen, erst gegen den eigenen Bruder, dann gegen den eigenen Vater, dann gegen den eigenen Sohn. Dies, und eine heftige Neigung zu einem schönen und verlockenden Hoffräulein seiner Gemahlin, Kunegunde von Eisenberg, und alles, was infolge dieser Neigung geschah, wurde Ursache, daß dem Landgrafen Albert von Thüringen schon sehr frühzeitig von Geschichtsschreibern der übel klingende Beiname der Entartete gegeben wurde, der auf sein Andenken einen trüben Schatten wirft, welchen Schatten vielleicht die sorgfältigere Geschichtsforschung der neuesten Zeit in etwas zu lichten im Stande sein wird. Die Sage aber wird sich das, was sie selbst von ihm und über ihn berichtet, nicht nehmen lassen.

Als Landgraf von Thüringen hatte Albert seine Hofhaltung im Schlosse Wartburg, und dort vergaß er der ehelichen Liebe und Treue gegen seine Gemahlin Margaretha ganz und gar, und lebte nur für Kunegunde von Eisenberg, die ihn mit ihren üppigen Reizen also umstrickt und bezaubert hielt, wie Frau Venus im Hörselberge vor Zeiten den Ritter Danhäuser, und ihn also sehr bethörte, daß er seiner tugendhaften Gemahlin das Leben rauben zu lassen gedachte. Nun war ein armer Knecht auf der Burg, dem oblag, täglich mit 2 Eseln Fleisch und Brot aus der Stadt auf die Burg zu schaffen, dem gebot der Landgraf gegen Verheißung eines großen Stückes Geld, sich des Nachts in die Kammer der Landgräfin zu schleichen und ihr heimlich das Genick zu brechen, nachher sollte die Unthat, wenn der Tag komme, dem Teufel in die Schuhe geschoben werden. Wie nun die Zeit da war, daß der Eseltreiber den Meuchelmord an seiner unschuldigen Gebieterin und Landesherrin ausführen sollte, regte sich sein Gewissen, und er bedachte bei sich, daß er, obschon blutarm, doch ehrlicher Leute Kind sei, und was es auf sich habe, eine solche That zu thun. Tötete er seine Herrin und

bliebe, so würde bald genug der Landgraf auch ihn töten lassen, damit die That verschwiegen bleibe. Tötete er sie und entfliehe, so würde man um so mehr in ihm den Thäter vermuten und ihm das Bekenntnis abpressen, dann war sein Tod abermals gewiß. Tötete er sie nicht, so hatte er des Gebieters Zorn zu fürchten, und an der Ehre, Vertrauter geworden zu sein, hing sein Leben.

Da nun der Eseltreiber die Ausführung der That an vierzehn Tage hinzögerte, wurde der Markgraf ungeduldig und redete ihn wiederum an mit ernstlicher Frage: „Hast Du die Ernte geworben, die ich Dir anbefohlen habe?" worauf der Knecht zagend antwortete: „Herr, ich will sie baldigst werben." Und noch desselben Abends spät führte ihn die böse Kunne von Eisenberg durch die Frauengemächer in das Gemach, darin die Herrin ganz allein schlief, befahl ihm alles wohl zu richten, und ging dann ihren Weg dahin, wo sie mit Zärtlichkeit erwartet wurde. Der Eselknecht aber fiel am Bette der Herrin auf seine Kniee nieder und weckte sie auf, und sie fragte erwachend: „Wer ist da?" Da nannte sich der Knecht, und flehte sie an, seines Lebens zu schonen und zu begnaden. Sie aber sprach: „Was thust Du? Du bist trunken oder unsinnig." „Schweigt Herrin und verratet mich nicht, erwiderte er: „ratet vielmehr Euch und mir. Ich habe Befehl, Euch zu ermorden — das kann und will ich aber nimmermehr. Ersinnet Rat, daß wir beide das Leben retten und behalten!" — „Gehe hinweg!" sprach Margaretha erschrocken, und berufe mir eilend und heimlich den Schenken Rudolf von Vargila — mit dem will ich mich beraten, was ich beginnen soll. Ehe der Schenke kam, hatte sich Margaretha vom Lager erhoben und ihre Jungfrauen geweckt, die in einem Nebenzimmer schliefen; Rudolf von Vargila, der Haushofmeister, rief seine Hausfrau wach, und in aller Stille versammelten sich diese Getreuen im Zimmer der Herrin, um rasch zu beraten, was in so verhängnisvoller Lage zu thun sei. Schleunigste Flucht erschien allen das am meisten anzuratende zu sein, und Margaretha war dazu entschlossen. Sie hieß ihre Jungfrauen alles vorbereiten, indessen sie sich nach dem Schlafzimmer ihrer Söhne begab. Sie hatte deren drei: Heinrich, schon 16 Jahre zählend, Friedrich, nur ein Jahr jünger und Diezmann, zehn Jahre alt. Und sie setzte sich an ihrer Söhne Bett und beweinte ihr Unglück mit heißen Zähren unter großen Schmerzen, aber ihre Diener drängten sie zur Eile, und da sie sah, daß es nicht anders sein konnte, küßte und segnete sie die Söhne und sonderlich küßte sie Friedrich ohne Aufhören und biß ihn aus herzbrechender Mutterliebe heftig in die Wange, daß sie blutete, und wollte auch Diez-

mann also zeichnen, aber Rudolf der Schenke wehrte es ihr, und fragte: „Wollet Ihr die Kinder erwürgen?“ Sie aber sprach: „Ich habe Friedrich gebissen, daß er, wenn er erwachsen, stets an diesen großen Jammer seiner Mutter und an dieses trauervolle Scheiden gedenke.“ Nun war nur noch die schwere Frage: wie entkommen? Denn das Burgthor war verschlossen, wohl verwahrt und bewacht, und Margaretha mußte aus dem von ihr bewohnten Bau vor in das Ritterhaus gehen, dort befand sich ein Gang, der zum Teil noch heute vorhanden ist und der Margarethengang heißt, der hing hart über der Burgmauer und hoch über dem waldigen und felsigen Abhange nach Westen, dort wurde sie an Seilen und Bändern, welche die Frauen aus Bettlaken geschnitten und fest aneinander geknüpft hatten, hinunter gelassen, mit ihr eine ihrer Jungfrauen und eine Kammermagd und zuletzt auch der Eseltreiber, der als Wegezeiger dienen mußte, und so kamen sie in aller Stille auf den schmalen Pfad, der an der hintern Seite der Burg um diese zieht, und stiegen steil hinab in den Burghain, kamen in die Thaltelle der Silbergräben und gewannen von da aus die waldige Straße, die über Markfuhl und Vacha gen Frankfurt führt. Und gingen noch dieselbe Nacht mit Jammer und Leid bis zur Burg Krainberg, welche damals dem Stifte Hersfeld zugehörte; dort nahm sie der Amtmann willig auf, die Tochter eines Kaisers, und ließ sie andern Tages weiter gen Fulda geleiten. Auch dort wurde sie vom Abte gar ehrerbietig empfangen und dieser ließ sie bis nach Frankfurt geleiten, wo sie wieder die beste Aufnahme fand, und in einem Jungfrauenkloster ein schirmendes Asyl. Aber was sie erfahren und erduldet, und was ihre Seele gelitten, das nagte ihr am Herzen und sie überlebte nicht lange den Tag ihrer Flucht und wurde zu Frankfurt begraben.

97. Von Friedrich mit der gebissenen Wange.

Nach der Nacht, in welcher Fürstin Margaretha von der Wartburg entkommen war, hoffte der Landgraf, daß früh genug Zetergeschrei ob des Todes der Herrin durch das Schloß gellen werde, es blieb aber alles still, zu seiner großen Verwunderung. Da sandte er nach dem Eseltreiber, aber die Boten kamen zurück und meldeten, derselbe sei nicht zu finden. Nun ging der Landgraf in die Zimmer seiner Gemahlin, deren Kammermägde zu befragen, ob die Herrin aufgestanden — aber es war keine vorhanden. Und so fand er auch Margaretha nicht mehr, und endlich dämmerte ihm eine Ahnung und fiel ihm schwer aufs Herz, obwohl er inner-

lich froh sein mußte, ohne eine blutige That der nicht mehr geliebten Gattin ledig zu gehen. Er bot auch nicht viele Mittel auf, sie verfolgen zu lassen, wohl aber sandte er reitende Eilboten an seinen Vater und seinen Bruder, ihnen Margarethens Flucht kund zu thun, und da verließ Diezmann alsbald sein Schloß Landsberg im Osterland, kam auf die Wartburg, und mußte einen schändlichen Lug hören, den Albrecht ersann, indem er sagte, Margaretha sei mit einem Buben auf und davon, mit dem sie in unehrbarer Vertraulichkeit gestanden habe. Diezmann durchschaute gleichwohl das Verhältnis ganz klar, und bat, Albrecht möge ihm Margarethens Kinder anvertrauen, so werde er um so weniger an sie erinnert werden. Das war Albrecht ganz willkommen und ließ es gern geschehen. Den ältesten Sohn nahm sein Vater, Heinrich der Erlauchte zu sich, und die beiden jüngeren, Diezmann, welcher sich nicht lange zuvor erst mit Helene von Brandenburg vermählt hatte. Landgraf Albrecht aber bekam einen Sohn von Kunne, seiner Kebse, mit der er sich nun förmlich ehelich verband, dieser Sohn hieß Apiz, und der Vater hatte besondere Neigung, dermaleinst diesem, und nicht seinen drei älteren Söhnen, das reiche Erbe zu hinterlassen, über das er herrschte. Mittlerweile wuchsen seine Söhne heran, und es begannen Zwiespalte zwischen ihnen und ihrem Vater, die um sich griffen wie ein fressendes Geschwür, und aufs neue das Thüringerland, das schon im Erbfolgekriege genugsam gelitten hatte, in Unglück und Verderben stürzten. Im Anfange war das Glück mit Albrechts Waffen. Seinen ältesten Sohn Heinrich, dem Heinrich der Erlauchte die Verwaltung des Pleisner Landes und dessen Einkünfte übergeben hatte, verjagte Albrecht, daß er flüchtig umherirrte und den Spottnamen „Heinrich ohne Land" mit sich herumtragen mußte. Friedrich der Gebissene wurde seines Vaters Gefangener, und mußte über Jahr und Tag in einem Hungerturme auf der Wartburg sitzen, bis ihn seine Freunde heimlich und mit List befreiten. Jahrelang setzten sich die Kämpfe heftig fort, und Friedrich nahm, nachdem sein Großvater und sein Oheim gestorben waren, Besitz von den Landen und war überall voll Zuversicht und freudigen Mutes, daher er auch den Beinamen der Freudige erlangte. Markgraf Albrecht aber verkaufte endlich Thüringen für zwölftausend Mark Silbers an den Kaiser Adolf von Nassau, der führte viel schwäbisches und anderes Fremdvolk in das Land, das darin verheerend hauste, aber auch zu Zeiten seinen Lohn dafür bekam. Und als Albrechts Frau Kunne samt ihrem Sohne Apiz gestorben war, that er seinen Söhnen den Tort an, und heiratete die Witwe eines Grafen von Arnshaugk, und führte sie auf Schloß Wart-

burg. Diese hatte eine einzige Tochter, des Namens Elisabeth, ein holdseliges Fräulein, die blieb auf Burg Arnshaugk zurück; diese sah Friedrich der Freudige, entbrannte in Minne gegen sie, entführte und heiratete sie; so wurde er nun der Schwiegersohn seiner Stiefmutter, und wenn man will, seines Vaters. Friedrich war stets des von seiner rechten Mutter empfangenen Wangenbisses eingedenk, und ließ nicht ab, seinen Vater zu befehden, wodurch Städte und Dörfer in großen Schaden und Abgang gerieten, absonderlich Eisenach. Endlich gewann Friedrich sogar die Wartburg in einer Nacht durch Überrumpelung und fast ohne Schwertschlag, nachdem er sich am Tage über in der schattigen Schlucht mit seinen Mannen verborgen gehalten hatte, die noch das Landgrafenloch heißt, und nahm seinen Vater gefangen, mit dem er dann unterhandelte und der nach Erfurt zog; seine Frau Stief- und Schwiegermutter behielt Friedrich in allen Ehren auf der Wartburg, wohin er auch seine eigene Gemahlin nachkommen ließ. Diese neue Freudigkeit aber, welche die glückliche Überrumpelung der Wartburg Friedrich dem Freudigen geschaffen, war nicht von langem Bestande.

98. Der Taufritt.

Die Bürger von Eisenach hielten zu ihrem alten Herrn, sandten Eilboten an den Kaiser, schlossen die Wartburg wiederum ganz eng ein und schnitten ihr alle Zufuhr ab, was bei der Unzulänglichkeit ihrer Lage auf einen hohem Felsen sehr leicht war. Außerdem war mit Stürmen und Steinschleudern der hohen Bergfeste nicht beizukommen. In dieser Zeit genas des Landgrafen junges Ehegemahl, Frau Elisabeth, eines Töchterleins auf Schloß Wartburg, das konnte nicht getauft werden, denn es war kein Geistlicher auf der Burg und auch keiner zu erlangen. Da faßte Friedrich der Freudige einen raschen Entschluß. Er erkürte aus der Zahl seiner Mannen zwölf tapfere Kämpen, stieg mit ihnen zu Roß, hieß die Amme mit dem Kinde ebenfalls ein sicher trabendes Rößlein besteigen, ritt mit ihnen bei nächtlicher Weile einen Saumpfad von der Burg nieder, durch das Hellthal, über den Gaulanger, der vor dem Frauenthore lag, und gewann den Thalgrund des Engelsbach oder Sengelbach hinter dem Karthäuserberge, von da aus die Weinstraße und so weiter. Die Reiter waren schon ziemlich weit, als in der Stadt Lärm wurde, die Hörner der Wächter erschallten, und eine Reiterschar brach aus dem Nikolaithore hervor, den Flüchtigen nachzujagen, was sie mit großem Lärm und Geschrei that. Wie nun Friedrich mit den Seinen immer rasch vorwärts ritten, schrie das Kind heftig

und die Amme hielt ihr Rößlein an. — „Was ist's? Was fehlt dem Kinde? Warum schreit es?" fragte der Landgraf und riß sein Roß herum. — „Herr!" erwiderte die Amme: „es hat Durst! Es schweiget nicht, es sauge denn." — „Wohlan, so haltet!" rief Friedrich der Freudige den Seinen zu. „Meine Tochter soll um solcher Jagd willen nichts entbehren, und kostete es das Thüringerland!" Da scharten sich alle um die Amme, welche das Kind stillte, und waren bereit zum Kampfe auf Tod und Leben, denn sie hörten den Hufschlag der Feinde in ziemlicher Nähe; es kam aber nicht zu einem Kampfe, weil mutmaßlich die Verfolger die Hauptstraße entlang jagten, und Friedrich mit den Seinen zur Rechten derselben Feld- und Waldwege gewonnen hatte. Und so kamen alle nach einem angestrengten Ritte im Schlosse Tenneberg über Waltershausen an, und der Landgraf ließ den Abt von dem nahen Kloster Reinhardsbrunn berufen, der mußte das Töchterlein taufen und dasselbe auch Elisabeth nennen. Als dieses geschehen war, gewann sich der freudige Landgraf Hülfe und Zuzug von seinen Freunden und Vasallen, speiste trefflich aufs neue die Wartburg, und brachte ganz Thüringen auf seine Seite. Darob erzürnte sich der Kaiser Albrecht mächtiglich, wollte Thüringen aufs neue mit Heeresmacht überziehen, wie er die Schweiz zu überziehen drohte, aber da wurde seinem Leben ein Ziel gesetzt durch die Hand seines eigenen Neffen, Johann von Schwaben. Das wandte alle Dinge merklich anders; die Bürger zu Eisenach demütigten sich vor ihrem rechtmäßigen Gebieter, die Abgefallenen huldigten ihm aufs neue; Übelthaten und Untreue mußten gesühnt werden; die von den Bürgern in ihrem Freiheitseifer gänzlich zerstörte Zwingburg Klemme mußten sie neu und schön wieder aufbauen. Zu diesen Zeiten starb Markgraf Diezmann zu Leipzig auch durch Meuchelmord, wie der Kaiser, da zog sein Bruder Friedrich der Freudige schnell nach Sachsen, wo noch kaiserliches Kriegsvolk lagerte. Er aber rüstete sich zur Schlacht, ließ sich von seinem Wappner die heraldischen Kleinode der Lande Meißen, Pleißen und Thüringen, den wachsenden Mann und die Hörner mit den silbernen Kleeblättern zugleich auf den Helm befestigen und soll dazu gesprochen haben:

Heut binde ich auf Meissen,
Thüringen und Pleissen;
Und alles, was meiner Eltern je gewart,*)
Gott helfe mir auf dieser Fahrt!

Und dann ging in der Gegend zwischen Leipzig und Altenburg,

---

*) von Gewar — gemeinschaftliches Besitztum.

beim Ortchen Lucka der blutige Tanz gegen das Heer des Kaisers los, das meist aus Schwaben bestand, und schmählich in die Flucht geschlagen wurde. Davon entstand ein Sprichwort, wenn sich einer vermaß, große Dinge zu thun:

Es wird dir glucke — (glücken)
Wie den Schwaben bei Lucke.

99. Das Spiel von den zehn Jungfrauen.

Nach den vielen Kämpfen und Fehden, welche das Thüringerland zu tragen hatte, und in denen die Zeit so unfroh und verdienstlos gewesen, daß auf dem Markte zu Eisenach das Gras eine halbe Elle hoch gewachsen war, kehrte endlich eine bessere Zeit zurück, das Leben wurde wieder regsamer, und die Freude forderte wieder ihren Anteil an Festeslust und Schaugepränge. Da geschah es, daß am Abend vor dem Sonntag Misericordias, es war der 24. April des Jahres 1322, die Predigermönche zu Eisenach auf der Rolle, zwischen der Hauptkirche St. Georgen und dem Barfüßer Kloster, ein geistliches Schauspiel aufführten, welchem Friedrich der Freudige mit seinem Hofstaate und vielem Volke als Zuschauer beiwohnte. Den Inhalt des Schauspieles bildete das Evangelium von den 5 klugen und den 5 thörichten Jungfrauen, die Darstellung war also angeordnet: Christus erschien mit Maria und einem Engelchore singend, denn die ganze Darstellung war gleichsam oratorisch, als durchaus ernstes Singspiel gehalten, obschon vielleicht auch manche Stellen gesprochen wurden. Hierauf traten die zehn Jungfrauen mit einem Lobgesange auf, Engelstimmen geboten Schweigen, Christus lud zu seinem Hochzeitsmahle ein. Die Jungfrauen teilten sich in ihre zwei Parteien und führten Wechselreden über die Wahl zwischen himmlischer und Weltfreude; die thörichten hielten ein Mahl, bei dem sie zum Teil entschlummerten. Dann hielten sie, nachdem sie die 5 klugen vergebens um Öl gebeten, einen Umgang auf der Bühne, Öl zu kaufen, was ihnen nicht gelang. Christus erschien als der Bräutigam, winkte den klugen zu seinem Mahle empor; Maria empfing und krönte sie. Engelchöre verherrlichten das Hochzeitsmahl. Nun flehten die thörichten Jungfrauen, auch sie aufzunehmen, aber mit Strenge wies sie Christus zurück; sie wandten sich an Maria als Fürbitterin, welche sich auch bewegen ließ, bei ihrem göttlichen Sohne für die Unglücklichen zu bitten, allein vergebens, vielmehr traten Teufel auf, welche die thörichten Jungfrauen mit einer Kette umschlangen, die nun in die jammervollsten und wehmutsvollsten Wehklagen in Mark und Bein

erschütternden Worten ausbrachen, das Haar sich zerrauften, die Brüste zerschlugen, dem Tage ihrer Geburt und ihren Erzeugern fluchten und unter einem hochtragischen Klagechore in das geöffnete Thor der Hölle von den Teufeln gestoßen wurden. Das fiel dem Landgrafen centnerschwer aufs Herz — sein frommer Glaube an Christi Versöhnungstod und an die Fürbitte Mariä wurde in den tiefsten Tiefen seines Gemütes erschüttert, und sein Zorn über die zur Schau gelegte gnadenlose Härte, dem er Worte gab, und die Aufregung darüber ergriffen ihn so heftig, daß ihn der Schlag rührte und ihm die Sprache lähmte. Zwar starb er nicht alsbald, aber die freudige Kraft war gebrochen, sein Geist blieb umdunkelt, und zwei und ein halbes Jahr nach der Aufführung jenes traurigen Spieles erlag Friedrich mit der gebissenen Wange seinen Leiden.

100. Die Seele in der Helle.

Friedrich der Freudige war siebenundsechzig Jahre alt geworden, als er das Zeitliche segnete, und im St. Katharinenkloster begraben wurde. Er hinterließ nur einen Sohn, auch Friedrich geheißen, den die Geschichte später den Ernsthaften nannte, und jene Tochter Elisabeth, die der Vater in der Nacht von der Wartburg gen Schloß Tenneberg brachte, und die sich hernachmals mit dem Enkel Sophias von Brabant, dem Urenkel der heiligen Elisabeth, Heinrich II. von Hessen vermählte. Noch stand der alte Glaube unerschüttert, und die Lehre vom Fegefeuer, von Orten Sünden abbüßender Qualen, die aus grauen Zeiten her in dieser Gegend ganz besonders als vorhanden geglaubt wurden, hatte noch volle Geltung. Jedem, der aus den Fenstern des Wartburgpalastes nordostwärts blickte, stand des Hörselberges oft majestätisch grauenvoll erscheinende Sarggestalt vor Augen, und die Kunden vom büßenden Totenheere unter Frau Holles Führung, von der in Flammen sich läuternden Seele des Gemahles der Königin Reinschwig, von der aus Gluten emportauchenden Seele des eisernen Landgrafen waren noch keineswegs vergessen. Daher regte sich im Gemüte des Sohnes Friedrichs des Freudigen derselbe Wunsch, den Ludwig der Milde empfunden und nachgegeben hatte, es verlangte ihn zu erfahren, wie es um seines Vaters Seele stehe. Da berief der Landgraf einen Meister der schwarzen Kunst, und dieser offenbarte ihm, daß seines Vaters Seele im Fegefeuer Pein leide in dem Grunde hinter der Wartburg unter dem hintersten Turme. Sonach verlegte die alte Sage den Fegefeuerort unmittelbar in die Nähe der Wartburg, und just seitab

von der hinteren Seite derselben zieht sich der grüne Grund, welcher noch heute das Hellthal heißt, hinab bis an die sogenannten Thränenteiche. Bei vielen bedeutenden Burgen aber findet sich die schaurigste Stelle hinter dem schroffsten Mauerabhang, „die Hölle“ geheißen, so unter andern beim Kynast. Im Mittelalter schrieb man niemals Hölle, sondern stets Helle, hergeleitet vom Begriffe eines flammenden Feuers, und ebenso war der Begriff vom letztern und dem der Hölle identisch, daher hatte der Teufel allerlei damit zusammenhängende Namen, als Hellebock, Helljäger, Hellemohr, Hellrabe, Helledrache, Hellrüde (Höllenhund), Hellewolf, Hellewirt, Hellewurm u. a. Und so reicht in die Geschichtssagen von der Wartburg immer wieder der Dämonenmythus herein, der in eigentümlicher Weise sich innerhalb dieses bergigen Gebietes seßhaft gemacht hatte, und noch in mehr als einer Sage wiederkehrt.

101. Die verfluchte Jungfer.

In den dämonisch-mythischen Sagenkreis der Eisenacher Gegend gehört auch die „verfluchte Jungfer“. Eine Felshöhle ziemlich hoch über der linken Wand des Marienthales wird vom Volke seit uralten Zeiten „das verfluchte Jungfernloch“ genannt. Einst soll zu Eisenach eine Jungfrau gelebt haben von übergroßer Schönheit, aber auch von übergroßem Stolze, Hochmut und prunksüchtigem Weltsinn. Stets putzte sie sich, und strählte, gleich der Lorelei am Rhein, ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme, vergaß und versäumte darüber sogar den Gottesdienst, denn sie wurde nicht fertig mit strählen, Zöpfe flechten, Schmuck und Geschmeide anlegen, und da ihrer frommen Mutter dieses Thun ein Greuel war, Bitten und Ermahnungen aber gänzlich fehl schlugen, so hat die Mutter diese Tochter in den Stein verwünscht, bis ihr Gott helfe. Dort ist sie nun in die Felshöhle gebannt, vor der kein Gras wächst, und läßt sich zu Zeiten sehen; manche sagen nur alle sieben Jahre, andere gar nur alle hundert Jahre. Zu Zeiten ist ein rotes Hündlein bei derselben erblickt worden. Man sieht sie droben sitzend oder stehend und immer weinend, auf Erlösung hoffend, die nur dadurch bewirkt wird, daß jemand ihr, der zwölf mal Niesenden, zwölf mal hintereinander ein „Gotthelf“! zurufe. Dazu hat leider noch niemand die Geduld gewonnen. Ein Fuhrmann brachte es wirklich bis zu elf mal, als sie aber zum zwölften Male nieste, schrie er im Fuhrmannszorne: Ei, wenn Gott Dir nicht helfen will, so helf Dir der Teufel! — Da that die verwünschte Jungfrau einen lauten

Schmerzensschrei und verschwand. Vielfach gehen noch andere Sagen von ihrer Erscheinung um. Eine Schafherde wurde von ihr so erschreckt, daß sie sich wild zerstreute und an vierundzwanzig Schafe sich von den steilen und schroffen Felsklippen herab zu Tode fielen. Einer Hirtenfrau erschien die Jungfrau, und ließ sich von derselben das Haar strählen, wollte sie auch gut dafür belohnen, und hatte sie schon in ihre Höhle geführt, die voller Schätze war, gleich der Höhle im Schlosse Xara, aber da schreckte sie ein großer Hund mit feurigen Augen, daß sie laut aufschrie, weil sie glaubte, der Hund werde sie beißen — da verschwanden Jungfrau, Schätze, Hund und Höhle mit einem Male, und die Frau stak in einer Dornenhecke, aus der sie sich nur mühsam befreien konnte. Ein im Walde verirrtes und durch ein Vöglein verlocktes Kind schirmte die verfluchte Jungfrau, gab ihm Nahrung und deckte es zu, wenn es schlief. Erst nach acht Tagen fand es der Vater wieder, und es war frisch und gesund. Eine weiße Jungfrau — sagte es, sei zu ihm gekommen, habe ihm zu essen und zu trinken gegeben, und es zugedeckt. — Hinter der Frauenburg, vor welcher am Bergesabhang die Jungfernhöhle liegt, quillt eine Quelle, aus dieser trank einmal ein armer Leineweber aus Eisenach, da warf das Wasser mit einem Male einen Klumpen Silber heraus, den nahm der Leineweber und trug ihn in die Stadt zum Schlosser Rauchmaul, der zahlte dem Leineweber fünfzig Thaler für den Fund und bewirtete ihn noch obendrein, und schenkte ihm so lange zu trinken ein, bis jener den Ort ausplauderte, wo er das Silber gefunden. Nun gingen beide miteinander zu dem Silberborn, und siehe, es lag wieder so ein Klumpen da, und der Schlosser zahlte seinem Freunde die Hälfte des für den ersten gezahlten Geldes, aber heimlich dauerte und reute ihn das schöne Geld; er mochte das Silber gern umsonst haben, und wo möglich recht viel. — Daher verfügte er sich andern Tages bei guter Zeit ganz allein zu dem ergiebigen Brunnen, aber die verfluchte Jungfrau hatte den Quell mit einem seidenen Wamms verstopft, und so floß er nicht mehr, und weder der Schlosser, noch andere, die dort herum hackten und schaufelten, fanden jemals wieder ein Gramm Silbers. Nur dem tiefen Grunde, der sich von der Quelle des Silberborns absenkt, zwischen der Wartburg, der Viehburg und der Hollunder, blieb der Name: Die Silbergräben, weil man in selbigen niemals Silber ergrub.

102. Mönch und Nonne.

Am südwestlichen Abhange des alten Burgberges Metilstein, der heutzutage Mädelstein genannt wird, ragen zwei nahe beisammenstehende Felsen hoch und vereinzelt empor, diese heißen Mönch und Nonne. In einem Kloster zu Eisenach lebte ein junger Mönch, und in einem andern eine Nonne, mögen etwa der Mönch ein Karthäuser, und das Nönnlein in St. Katharina gewesen sein, die liebten einander, obschon niemand zu sagen weiß, wo sie einander zuerst gesehen, und wie sich ein Einverständnis zwischen ihnen entsponnen. An einem Abende aber entwichen laut Verabredung beide heimlich aus ihren Klöstern, ob nur auf ein kurzes Stelldichein oder ob für immer, das meldet wiederum die Sage nicht. Vielleicht hatten sie nicht den Willen, wieder in die Klöster zurückzukehren, und haben dies auch nicht gethan, vielmehr fanden sie sich an einer einsamen Stelle hinter dem Metilstein und standen da gar lange beisammen auf einer Stelle und küßten einander, und stehen noch immer daselbst, denn sie wurden in hohe Steinfelsen verwandelt, die von weitem gesehen, immer noch zwei riesigen Menschengestalten ähneln, welche sich gegeneinander zum Kusse neigen.

103. Hilten, der Mönch.

Im Kloster der Barfüßer zu Eisenach lebte ein frommer Mönch, des Namens Johannes Hilten, dem war die Gabe der Weissagung eigen, es ging ihm aber damit, wie das Sprichwort sagt: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande; und zumal mißfiel er sehr, als er eine Veränderung in der kirchlichen Lehre von der Kanzel vorhersagte, und den Klöstern eine wenig tröstliche Zukunft verhieß. Das Barfüßerkloster zu Eisenach werde einem Lustgarten weichen, das Kloster zu Weimar ein Zeughaus werden, das zu Magdeburg ein Schulhaus, das zu Wittenberg ein Kornhaus. Solche Prognostika über die Zukunft dieser und anderer Klöster mißfielen dem Abt und Convent, und als Hilten nicht aufhörte zu prophezeien, und unter andern vorbrachte, im Zeichen des Löwen werde ein Eremit erweckt werden, der werde mächtiglich rütteln am päpstlichen Stuhle, so warf man ihn in ein scheußliches Gefängnis voll Gestank und Moder, und obschon er flehentlich bat um ein erträglicheres Gefängnis, erhielt er es doch mit nichten; darauf prophezeite er noch härter, in fünfzehn Jahren werde sich ein Held erheben, der werde die Mönche scharf anfassen, und sie

würden ihn nicht, gleich ihm, fesseln und einkerkern können, und dann ist er gestorben.

Und gerade als fünfzehn Jahre verflossen waren, kam, im Jahre 1498, auf die Schule zu Eisenach ein fünfzehn Jahre zählender Schüler, der ersang sein Brot vor den Thüren, und es nahm ihn eine andächtige Matrone an ihren Tisch, das war Frau Ursula Cotta, des Ratsherrn Conrad Cotta hinterlassene Witwe. Und als aber fünfzehn Jahre verflossen waren, ging derselbe vormalige Schüler aus dem Augustinerkloster zu Wittenberg als ein Bruder Eremit, wie man die Augustinermönche zu nennen pflegte, und schlug an die Schloßthür daselbst seine Sätze an. Damals herrschte zu Rom Papst Leo X., das war Hiltens Löwe, und der Eremit war Hiltens Held, Doktor Martin Luther. — Nach Hiltens Tode hat man ihn hoch geehrt, und ihm zu Eisenach ein Denkmal aufgerichtet.

104. Junker Jörg.

Der heilige Ritter Georg, der Drachentöter, war der Schutzpatron des Schlosses Wartburg, der Stadt Eisenach und ihrer schönsten Kirche. Und es geschah, daß eines Abends ein Mann auf die Wartburg gebracht wurde, der kam im Geleite des Amtmanns daselbst, Hansen von Berlepsch und des Ritters Hans von Wenkheim, der im Schlosse zu Altenstein drüben vor dem Walde saß. Die beiden Edeln hatten mit reisigen Knechten den Mann gefangen genommen, als derselbe über Altenstein durch den Wald nach Waltershausen zu zu reisen im Begriff war, und hatten das gethan auf Befehl ihres Herrn des Kurfürsten von Sachsen. Auf der Wartburg wurde dieser Mann in einem Zimmer des Ritterhauses gut gehalten, trug ritterlich Gewand und ein Schwert, und ward Junker Jörg geheißen. Es schien aber besagter Junker Jörg mehr ein Gelehrter, denn ein Ritter, denn er blieb in seinem Gemach, wie der gefangene Sankt Paulus zu Rom in seinem Zimmer und übersetzte als ein Drachentöter mit dem Schwerte des Geistes, die dem Volke von der römischen Klerisei vorenthaltene Bibel, das Wort Gottes, in die deutsche Sprache. Dabei machte ihm der Teufel, wie die Sage geht, allerlei Spuk und Gerümpel, rappelte in einem Sacke mit Nüssen, aber der gelehrte Ritter kehrte sich nicht daran und sprach: „Bist Du's, so sei es!" Einmal aber umsummte der Teufel den eifrig seiner Arbeit obliegenden Junker Jörg in Gestalt einer großen Brummfliege allzusehr, so daß dieser zornig ward und sein Tintenfaß nach ihm warf. Davon wurde an

der Wand nächst dem Ofen ein großer Flecken, der immer wieder zum Vorschein kam, so oft man auch die Wand überstrich, und am Ende wollten viele davon etwas zum Andenken mitnehmen, und bröckelten den Kalk ab, und da ist zuletzt aus dem Fleck ein Loch geworden. Dem frommen und fleißigen Junker Jörg wurde ein ehrbarer Knecht, ein verschwiegener Reitersmann, beigegeben, der, wenn der Junker einmal ausritt, mit ihm ritt, und dessen treue reiterische Einreden und Verwarnungen der Junker hernachmals oft rühmte, weil ihm der Reiter verbot, in Herbergen, sobald er dahin kam, sein Schwert abzulegen und alsbald über die Bücher zu laufen — damit man ihm nicht gleich den Schreiber und Gelehrten ansehe. So ist der Junker da und dort hingekommen zu seinen Freunden, unter andern nach Marksuhla, und die haben ihn in seiner ritterlichen Verkleidung und seinem starken Barte nicht erkannt. Im Kloster Reinhardsbrunn aber erkannte ihn ein Conventuale, und wollte das weiter sagen, da drängte der Reiter zum Aufbruch und gab vor, sein Junker müsse abends bei angestellter Verhandlung sein, und brachen beide eilends auf und zogen auf Schloß Wartburg. Als aber in Wittenberg und anderen Orten die Rott- und Schwarmgeister sich aufrüttelten, und der Thomas Münzersche und der Bauernaufruhr losbrachen, da hielt es den Junker Jörg nicht mehr in der stillen Wartburgzelle, sondern erhob sich eilend gen Wittenberg, und kämpfte auch gegen jene greulichen Drachen ritterlich und beharrlich, und war wieder, der er zuvor gewesen: Doktor Martin Luther.

105. Erscheinungen in und um Eisenach.

Alle sieben Jahre erscheint in dem alten Waisenhause, welches früher das Katharinenkloster war, gleich der verfluchten Jungfer, eine weiße Frau in Nonnentracht, welche dreimal tief aufseufzt und die Hände zum Gebet erhoben hat. Sie umwandelt eine gewisse Stelle, wo ein Schatz verborgen liegt, und geht dann nach den Gärten, wo sie sich verliert. Der alte Waisenhaus-Inspektor Limbrecht, Verfasser des Büchleins, „das lebende und schwebende Eisenach,“ meldete von dieser Erscheinung, daß sie kurz zuvor, ehe er in das Waisenhaus als Inspektor gekommen, sich gezeigt habe.

Auf dem Predigerplatze, wo noch der Rest der ehemaligen Predigerklosterkirche steht, und zu einem Wagenschuppen dient, wird zu Zeiten mitternachts ein seltsam gekleideter Zwerg erblickt. Er geht die Gasse nach dem Markte schweigend vor, und ver-

schwindet dort, ohne daß jemand näheres über seine Erscheinung zu sagen weiß.

Auf einem der Marktplätze in Eisenach liegt ein gewisser Stein im Pflaster; wenn nun eine Jungfrau zufällig diesen Stein betritt, so wird sie noch im selben Jahre Braut, und wenn eine unversehens Braut wird, daß die Leute sich darüber wundern, so heißt es: „Die muß auf den Marktstein getreten haben.“ Aber niemand kennt den Stein, sonst wäre er längst abgetreten.

Zwischen Eisenach gegen Moosbach erstreckt sich ein kleiner Zug von Berghöhen, über dem Engelsbach die Göpelskuppe mit dem Gänsekopf, dann die kalte Staude (nicht Stute), dann der heilige Berg, in dessen Nähe der Drachenstein sein stattliches Haupt erhebt, unter ihm die weitgehende Waldung der Asburg oder Aschburg und der hohe Wachstein. Da ist mancher mythische Namensanklang. Fast überall, wo Nachhalle der alten Siegfriedsage oder der mit ihr verschmolzenen St. Georgslegende, und wo St. Georg, wie in Eisenach Schutzpatron war, fehlt es der Umgegend nicht an einem Drachenstein, Drachenfels oder Drachenberge.

Am Brotrain bei Moosbach sieht man zu Zeiten ein großes brennendes Faß von der Bergspitze bis herab auf den Steg kollern. Offenbar auch ein sagenhafter Nachhall (wie das Eisenacher Sommergewinnen) der Erinnerung an das Julrad der altheidnischen Vorfahren. Auf der erwähnten „kalten Staude“ erscheinen gespenstige Rehe und dergleichen Hunde mit spitzen Köpfen, feurigen Zungen und schlanken Beinen. Von einer Felsenquelle am Hanstein (Hainstein) über Moosbach geht die stets wiederkehrende Wasserjungfrauensage.



III. Sagen vom Thüringer Walde.

106. Spukende Tiere.

Sagen von spukenden Tieren sind in Thüringen nicht selten, vielleicht aber nirgends häufiger auftretend, als in der Ruhl, d. h. in dem Stadtflecken Ruhla nach neuer Schreibweise. In Ruhla durchwandelt zunächst der Bier-Esel bei nächtlicher Weile die Gassen, und hockt sich den Männern auf, die spät nachts vom Biere heim gehen. Einige nennen ihn auch den „wilden Esel“. Bisweilen wälzt er sich und schreit, wie Esel zu thun pflegen. Am Kirchberge, darauf ehedem eine alte Kirche stand, sah einst ein Schleifmüller eine schneeweiße Gans vor sich her watscheln. Er gedachte dieselbe zu fangen, und glaubte, sie sei aus dem Orte in den Wald geraten — aber wie er auch nach ihr fing, stets entging oder entflog sie seinen Händen — bis sie ihn so weit gelockt hatte, daß er sich plötzlich auf dem Hausfelde sah, einem verrufenen Spukorte.

Am Bermer, einem großen Waldberge, sah in der Nähe eines verfallenen Stollens ein Mann drei Spitzhunde aus dem Grubenloche herausfahren, dann kamen drei Pudel, dann drei Dachshunde, die jagten einander im Kreise rund herum und verschwanden dann. Drei Mal ist diese Erscheinung von jenem Manne erblickt worden, und jedesmal in der Mittagsstunde. Ein anderer Mann hat auf dem Kreuzwege auf dem Ringberge, des Bermers nächstem Nachbar, drei Hunde ohne Jäger jagen sehen, auch ist dort ein Schwarm von Nebelgestalten und ein Leichenzug zum öftern erblickt worden — sagenhafter Nachhall vom Totenheere des Wode. Über dem Dörfchen Thal, unweit Ruhla, liegt am Schloßberg ein „Holde-Stein“. Auf dem Bermer, auch auf dem

Mühlrain fährt oft das wütende Heer mit allen seinen Hunden und Ungetümen überhin, wenn es aus dem Hörselberg und über den hohen sagenreichen Wartberg (nicht mit Wartburg zu verwechseln) gezogen kommt. Am Ringberge ist ein Fels, der Reinzers oder Ringbergstein, darauf sitzt der wilde Jäger auf dem Anstande, wie auf dem Elbelsteine bei Mila der gespenstige Hölzerkopf. Er trägt die Tracht der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Am Gallert-Rain wird manchmal bei Nacht eine Gluckhenne mit ihren Küchlein um eine Schüssel gesehen, aus der sie gackernd und piepend Körner fressen. Wer von den Körnern stillschweigend etwas mitnimmt, findet es daheim in Gold verwandelt.

Am Singrain geht ein weißes Schaf oder Lamm um.

107. Von der Ruhl.

Der Ursprung des bedeutenden Ortes Ruhla oder die Ruhl, der tief zwischen waldige Berge in langer Ausdehnung eingebaut ist, reicht in ziemlich frühe Zeit hinauf. Waffenschmiede sollen im elften Jahrhundert aus Eisenach, dessen Namen man von Eisen ableiten will, weg, und in diese Thalenge gezogen sein, wo der rollende Bergbach „die Ruhl“ zu Schmieden und Hammerwerken sich ganz geeignet zeigte. Der ganze Ruhler weitausgedehnte Forstdistrikt soll früher ohne Waldung gewesen sein, und man habe die Berggelände zum Weinanbau benutzt, was uns jetzt kaum glaubhaft dünkt. Am Ringberge wollte man noch vor hundert Jahren die Grenzraine der Weinberge von zusammengetragenen Steinen erblicken. Das alles klingt nicht glaubhaft. Besser zu glauben ist die örtliche Überlieferung, daß zuerst Köhler sich angesiedelt, von denen die Kohlengasse den Namen trage, dann Hammerschmiede und Bergleute, die haben in der „alten Ruhl“ gewohnt. Später brachten zwei Messermacher aus Ungarn ihre Kunst in die Ruhl, die sich zu großem Flor erhoben, dann kam die Pfeifenkopffabrikation. In früheren Zeiten grub man am Bermer, am Wasserberge und hinter dem Kaiserberge vieles Eisen, auch fand man Steinkohlen und am Wartberge (Martberge) Silber und Kupfererz, ja sogar Gold.

In Urkunden heißt um das Jahr 1216 der Ort Ruhla, Rupoldis. Jene Schmiede, in welcher Ludwig der Eiserne, der Sage nach, hart geschmiedet wurde, war vor hundert Jahren ein Zainhammer, lag fast mitten im Orte und gehörte damals dem Kaufmann Johann Hermann Malsch. Viele wollen den Ortsnamen „die Ruhl“ von „Tirol“ ableiten, und den Ort durch Einwanderer

aus jenem Lande bevölkern lassen, was keine Wahrscheinlichkeit für sich hat. Nach alten Chronikensagen kamen zuerst Bergleute vom Harz in das Thüringerland, und legten Hüttenwerke in den Niederungen um den Fuß des Inselberges an, so in Cabarz, Tabarz, Brotterode, Steinbach bei Liebenstein und Ruhl. In den letztgenannten drei Orten ist die Sprache in ihrer dialektischen Form sehr eigentümlich mit vielen rein erhaltenen mittelhochdeutschen Lauten. Auf hohes Alter des Ortes deutet in der Ruhl ein Jugendspiel, das sogenannte Laubmännchen, die alte Gewohnheit der Laubeinkleidung zum Zweck symbolischer Feier der Frühlings- oder Sommerwiederkehr, die sich in Thüringen nur sehr vereinzelt findet. Der Ruhler Boden ist ungemein sagenreich, Sagen von Geistern, Gespenstern, Schätzen, Wundermännern, Hexen, Kroaten und sonstigen Trägern der Volkssagen fanden dort eine vom Glauben und den Neigungen des Volkes bevorzugte Heimat.

108. Hütchen unterm Wackelstein.

In einem Hause in der Ruhl lag ein großer rundlicher, abgeplatteter Stein; trat man auf ihn, so wackelte er und schwappelte er. Unter diesem Steine wohnte ein Hütchen, wie man in diesem Teile Thüringens die Wichtlein zu nennen pflegt. Die Besitzer des Hauses wurden reiche Leute. Sie ahnten nicht, daß sie ein hülfreiches Hütchen im Hause hatten, und eines Tages kam dem Manne der Gedanke, es sei doch unangenehm, daß der Stein im Keller so wackle und schwapple, wenn man darauf trete; er wolle ihn tiefer legen und fest keilen. Zu diesem Behuf mußte der Stein erst gehoben werden, um unter ihm eine tiefere Öffnung zu machen, das ging aber nicht so leicht, als der Wackelstein hatte erwarten lassen, es ging vielmehr sehr schwer, denn das Hütchen hielt ihn fest. Endlich that der Mann einen Fluch, etwa Schockschwerenot, oder Kreuzmohrendonnerwetter! Und da that es unter dem Stein einen lauten Schrei, wie von einer Kinderstimme, und der Stein war gehoben, und unter ihm lag, so schien es, ein totes Kind — aber es schien nur so, denn wie man mit den Händen zugriff, war die Erscheinung des Kindes hinweg. Nun wurde der Stein recht fest gekeilt, und wackelte nicht mehr. Der gute Mann aber wurde bald genug gewahr, daß er sich sein Glück verkeilt hatte, denn es traf ihn Unfall auf Unfall, er kam zurück, gleich jenem Bauer im Dorfe am Hörselberge, und nie wieder auf einen grünen Zweig.

In einem andern Keller zeigt sich bisweilen eine silberne Kanne voll Goldstücke, aber ein großer schwarzer Pudel bewacht den Schatz.

109. Geisterspuk in und bei der Ruhl.

Zu Ruhla hat einmal ein Pfarrer gelebt, der hieß Feuchter, von dem geht mehr als eine Spuksage. Seine Frau, die er sehr liebte, starb ihm, und er that den Schwur bei ihrer Leiche: „Wenn ich je eine andere heirate, so will ich das Reich Gottes nicht schauen.“ Solche Schwüre haben schon mehrere Männer gethan, und doch wieder geheiratet, und der Pfarrer Feuchter heiratete auch wieder. Er war aber noch gar nicht lange zum zweiten Male verheiratet, als er starb, und gleich nach seinem Tode begann er greulich zu spuken, denn er konnte nicht zum Frieden des Reiches Gottes kommen. Da ließ seine Witwe Jesuiten kommen, welchen die Sage insgemein das Amt der Pöpels- oder Popanzträger beilegt; die citierten den Geist in der Kirche im Beisein seiner Witwe, die ihn dreimal bei seinem Taufnamen rufen mußte. Sehr zornig erschien er, und weigerte sich entschieden, in den Sack zu kriechen, darinnen er fortgetragen werden sollte. Endlich ließ er sich durch die Macht des Exorcismus willig finden, und bot seiner Frau die Hand zum Abschiede. Diese war aber gewarnt und schlug nicht ein, sie hielt ihm bloß ihr Sacktuch hin, das lohte alsbald in hellen Flammen auf. Nun trugen ihn die Pöpelsträger im Sacke von dannen, und bannten ihn in die Gallert, ein Thal, das nach Etterwinden zu liegt. Dort spukte er schrecklich umher, hielt den Schubkärrnern die Schubkarren auf, wenn es bergan ging, und schob daran, wenn es bergab ging; teilte mit unsichtbarer Hand Maulschellen aus, und trieb es so arg, daß die Teufelsbanner nochmals kommen mußten. Da schrie der Geist einen derselben an: „Pfaff, Du willst mich bannen! Hast Du nicht heute erst aus einem Acker eine gelbe Rübe gestohlen und sie gefressen?“ — „Schweige, Du böser Geist!“ rief der Jesuit. „Wohl habe ich aus jenem Acker eine gelbe Rübe gestohlen, um meinen Hunger zu stillen — aber ich habe dafür einen Groschen in das Loch geworfen.“ Und nun wurde Feuchters Geist zum andern Male gebannt, manche sagen in das alte Liebensteiner Schloß, andere nennen das „finstere Loch“ unterm Hohebruch hinter Wilhelmsthal, und noch andere den Schilderstein oder Schillkopf in derselben Gegend.

Am Reifsteig wird bisweilen ein sehr großer Mann erblickt, der ein Gesicht hat wie Flor. Er neckt und schreckt die Wanderer, wenn sie auf das dort wachsende Irrkraut getreten haben. — Am Häsel, einem Teile des Kirchberges, hält ein gespenstiger Schulmeister mit Kindern Schule, auch begleitet er gespenstige Leichenzüge, und man hört von trauervollen Stimmen das Lied singen:

„Ein Würmlein bin ich, arm und klein" rc. Auch liegt am Reifsteig eine große Waldwiese, „die Reifsteigshalde." Von dieser geht die Sage, daß man sie an einem gewissen Tage nicht finden könne.

Am Rittersberge, beim Gehöft Hucheroda, nahe bei Thal reitet ein spukender geharnischter Ritter auf einem kohlschwarzen Rappen. Eine Gasse in der Ruhl selbst heißt noch die Rittersgasse, dort quillt auch der „Rittersborn" — ein Ritter soll an demselben erschlagen worden sein und noch umgehen. Ebenso läßt sich bisweilen ein Reiter ohne Kopf blicken, der mit wildem Spuklärm die Straße auf und ab trabt.

110. Spukende Mönche und weiße Jungfrauen.

Am Mühlraine bei der Ruhl liegt eine Waldwiese, die heißt „der Mönch". Dort sieht man zum öftern einen gespenstigen Mönch wandeln. Ein solcher wandelt auch am Wasserberge, und läßt sich am hellen Mittag sehen. Er geht um den Schwarzenberg herum, dann durch die Straße am Wasserberge herunter, bis zu einem gewissen Hügel, den er dreimal umwandelt, und dann verschwindet. Glaubwürdige Leute haben ihn gesehen, und großes Grauen bei seinem Anblick empfunden.

Am Engesteig unweit Wagners Teich liegt die „Klosterwiese", auch Herrenwiese und Kellerwiese genannt. Dort soll ein Kloster oder eine Wallfahrtskirche gestanden haben, von der noch einige Trümmerreste vorhanden sind. Von dort geht ein noch gut erhaltener gepflasterter Weg durch den Wald nach dem ehemaligen Kloster „Weißenborn" bei Thal. An allen den Stellen, wo andere Pfade diesen Steinweg kreuzen, ist es nicht geheuer; es spuken da Mönche, Leichenzüge, Hunde, teils schweigend, teils aber auch mit Lärm durch die Lüfte brausend, und mit furchtbarem Stimmengetöne. Auf der Klosterwiese zeigt sich nicht selten eine weiße Jungfer, hauptsächlich erscheint sie Bräuten, und winkt ihnen, näher zu kommen, um einen Schatz zu heben. An einem goldenen Sonntag pflückte eine Frau aus Ruhla auf der Klosterwiese eine prächtige Blume, und legte diese in ihren Schoß. Als sie dieselbe wieder erfaßte, war ein rostiger Schlüssel aus der Blume geworden, und der Frau gegenüber zeigte sich ein altes Gewölbe mit einer Thüre. Diese würde der Schlüssel erschlossen haben, aber die glückliche Finderin, die ein Goldensonntagskind war, war zu zaghaft. Der Schlüssel blieb jedoch lange in ihrer Familie, dann kam er nach Eisenach, dann in meine Hand. Er ist von Eisen und hat einen doppelten Kamm. — Einmal sahen drei Bursche am Dreifaltigkeits-

sonntage mitten auf der Klosterwiese in der Mittagsstunde und im hellen Sonnenschein einen schön geschmückten Altar, darauf Kruzifix, Monstranz, goldene Abendmahlskelche und silberne Altarleuchter, darauf halbverbrannte Wachskerzen. Sie riefen einige begegnende Freunde laut an, dorthin zu blicken, aber in demselben Augenblicke verschwand alles. Auf oder an der Klosterwiese entspringt ein klarer Quell, der „Klosterborn", auch der „Glockenborn" genannt, an ihm hat schon mehr als einer die Wunderblume blühend gesehen, aber auch und zwar gewöhnlich nachmittags um 4 Uhr, in der Tiefe läuten gehört. Auch hat man dort sogenannte „Sonnenpfennige" gefunden. Ein Wildwächter hörte in der Klosterhecke in einer sternenhellen Nacht einen fürchterlichen Sturm brausen, und sah, wie mehrere Bäume krachend zusammenbrachen. Als er aus Neugierde mit andern, denen er das Wahrgenommene erzählt hatte, am andern Tage an jene Waldstelle kam, standen die Bäume da, wie zuvor. Kein einziger war umgebrochen.

Unter der Ölmühle im Grunde standen früher 2 Schleifmühlen, welche den Mönchen im Kloster Weißenborn gehörten, die Stätte der einen wird noch „der Mönch" genannt. Wenn die Schleifmüller Feierabend gemacht hatten, begannen die Mönche ihr Wesen, und man hört noch immer zu Zeiten des Nachts die schrillenden Töne geschliffen werdender Eisenwerkzeuge, obschon die Mühlen längst nicht mehr vorhanden sind.

Auf der „alten Ruhl" wird zu Zeiten in einer Höhlung eine silberne Kanne erblickt, und bisweilen, selbst mitten im Schnee, hellbrennendes Feuer. Am Johannistage hört man dort ein Glöckchen läuten, wie zum Abendgebet und Ave Maria.

In der Nähe der Ruhl liegt ein Felsen, dieser heißt der „Tolljungfernstein", über dem Forsthause nahe dem Goldbrunnen. In diesen Felsen ist eine Jungfer verwünscht, die läßt sich zuweilen sehen, trägt einen Schlüsselbund und blickt sehr traurig. Sie hat ein schloßschleierweißes Gewand an, steht erst auf dem Steine, dann schreitet sie herab, umwandelt den Felsen, rasselt mit den Schlüsseln, und geberdet sich wie unsinnig. Daher kommt ihr Name: „Die tolle Jungfer." Am „Schilderstein" und im „Schildergraben" hört man auch in den Hecken eine verwünschte Jungfer niesen, die noch nicht erlöst ist, weil noch niemand die Geduld hatte, 12 mal hintereinander „Gott helf" zu sagen, ganz wie bei der Eisenacher Jungfer. (S. Sage 105.) Und da seufzt die Unerlöste ganz kläglich. Auf dem „Hausfelde" tanzt im Herbst eine verwünschte Jungfer um zwei Haselbüsche. Andere sagen, eine weiße Frau lasse daselbst sich blicken und trockene Knotten in der Sonne.

Im Hofe des ehemaligen Wilhelmiter-Mönchs-Klosters Weißenborn im Ruhla-Thale träumte einem Knechte von einem großen Schatze, der unter der Wohnung des Pachters im Stalle liege, einmal, zweimal, und endlich auch zum drittenmale. Da sprang der Knecht aus seinem Bette und lief in den Stall. Da stand der Schatz zu Tage, eine große alte Urne voll Goldstücke. Schon streckte der Knecht die Hand aus, um hastig einzusacken, als er wahrnahm, daß etwas über ihm schwebe. Wie er aufblickte, sah er einen Mühlstein über seinem Haupte, der hing an einem dünnen Faden, und ein riesiger Mönch stand dabei, der stieß mit seinem Kopf an die Decke, hielt in der Hand eine große Schere und setzte sie gerade an, um den Faden durchzuschneiden. Da that der Knecht einen lauten Schrei, und sprang nach der Thüre. Gleich war der Mann mit der Schere verschwunden samt dem schwebenden Mühlstein, aber auch der Schatz war weg.

111. Die Prinzessin im Wittgenstein.

Im Thale des Ruhlawassers, das dort auch der Erbstrom heißt, unweit dem Dorfe Farnrode, hängt eine Felswand, die heißt der Wittgenstein, ein Name, der auch nach mythischer Frühe deutet; auf diesem Felsen stand einst ein Schloß, und in dem Schlosse wohnte eine Prinzessin, die ist nun in den Felsen gebannt, warum? weiß niemand so recht eigentlich zu sagen. Sie habe einen Ritter gegen den Willen ihres Vaters geliebt, der habe sie entführt, aber der Vater habe ihn eingeholt und erschlagen. Darum sei die Prinzessin alsbald vor Herzeleid Todes verblichen und dann haben beide sehr gespukt, bis der Ritter von den Pöpelsträgern in den Ritterberg gebannt worden sei, und die Prinzessin in den Wittgenstein. Nun möchten beide immer gern zu einander, und können nie zusammenkommen. Die Prinzessin darf nur alle 7 Jahre einmal aus dem Felsen — sie hat schon oft Musikanten mit grünen Zweigen, oder andere Wanderer mit allerlei scheinbar wertlosen Dingen, als Knochen, Knotten, Weizenkörnern u. dgl. begabt, von denen den Thörichten, die alles wegwarfen, insgemein noch ein kleiner Rest in Schuhen, Kleidern oder Körben hängen blieb, daraus dann pures Gold wurde. Ein Farrnroder Hirte sah bei seiner Herde häufig eine fremde Kuh, die sehr schön war, die er nicht kannte und die niemandem in der Gemeinde gehörte, und abends nie unter der Herde war. Das fiel dem Hirten auf und einmal ging er jener Kuh nach, und sah, wie sie unter Erlen und Weiden am Bache sich

verlor, und auf einmal trat sie in eine Kluftspalte des Wittgensteins. Jener ging der Kuh nach, da trat ihm plötzlich die Prinzessin im Fels entgegen und fragte: „Was willst Du?" — „Nur das Hutgeld für Eure Kuh, die täglich zu mir auf die Weide kommt!" antwortete keck der Hirte. Da gab ihm die Prinzessin ein altes Silberstück, und sagte: Hier hast Du Deinen Lohn! Hättest Du nichts begehrt, würde Dir mehr gewährt. — Die Kuh kam niemals wieder zu jenes Hirten Weidetrift. Von der Erscheinung der Prinzessin aus dem Wittgenstein laufen viele Sagen um, wie sie Choradjuvanten, welche ihr im Vorbeigehen auf dem Wege von Farrnrode nach der Seelbach das Neujahr ansangen, mitten im Schnee Knochen finden ließ, von welchen einige mitgenommene sich in Glück bringende Goldstangen verwandelten, oder Musikanten, die ihr eine Nachtmusik brachten, durch einen Zwerg mit grünen Eichenbüschen belohnen ließ, ganz der Zug einer sich auch sonst oft wiederholenden Kyffhäusersage.

112. Der Rabenbrunnen.

Vom „Rabenbrunnen" in der Ruhl geht die Sage von einem Jäger, der seine Geliebte verlassen und in die Fremde ziehen mußte, aus welcher nach einiger Zeit die Kunde kam, er sei gestorben. Nach einiger Zeit verlobte sich die vormalige Geliebte des Jägers, und nach noch einiger Zeit kam letzterer frisch und gesund wieder in die Ruhl, und wollte seine Geliebte freien. Da war sie schon gefreit, obwohl noch nicht getraut, und der Jäger war außer sich, und wollte sich rächen. Ein altes Hexenweib gab dem jungen Mann einen Teufelsrat. Er solle ungehandelt ein Hängeschloß kaufen und dazu in Gedanken sagen: „In Gottes Namen." Dann solle er der Trauung in der Kirche beiwohnen, und bei der Einsegnung der Brautleute das offen gehaltene Schloß in des Teufels Namen zuschnappen, und es dann in einen Brunnen werfen. Das geschah alles und gleich nach der Trauung faßte jenes junge Paar eine unerklärliche Abneigung gegen einander, wenn sie beisammen waren, sobald sie aber fern von einander waren, sehnten sie sich zu einander hin, und so quälten sie sich gegenseitig ab. Nun bereute jener Jäger seinen bösen Zauber, den er durch diese Art des Nestelknüpfens geübt, und hätte ihn gern rückgängig gemacht, und das wäre auch gegangen, wenn er das Schloß wieder gehabt hätte. Aber er konnte es nimmermehr wieder erlangen, denn im Rabenbrunnen wohnte eine Wasserfrau, die liebte den schönen Jäger seit dem Tage, als er sich über ihren Brunnenrand gebogen, und das

Schloß hinabgeworfen hatte. Und als er nun öfter und öfter kam, nach dem Schlosse zu fischen, ließ sie sich in ihrer holdseligen Melusinengestalt blicken, und zeigte ihm das Schloß und langte es ihm herauf mit dem schönen weißen, weichen Arme, und wie er es faßte, hielt sie es fest, und zog, und da fiel er über den Rand hinab in ihre Arme. Die Leute oben aber sagten, er habe sich ein Leid angethan, aus Kummer, weil sein Mädchen einen andern gefreit.

113. Das Löttöpfchen.

In die grünen Wald- und Wiesengründe des Ruhlathales blickt ernst der Turmrest des alten Schlosses Scharfenberg herab, wegen seiner Gestalt „das Löttöpfchen" geheißen. In sanftem Bogen zieht sich um den halben Berg das Dorf Thal. Auf dem Berge stand die erste Kirche dieser Gegend, später wurde sie vom Kloster Weißenborn ins Thal gebaut. Die Umwohner erzählen sich manche Spuksage von den Trümmern dieser alten Burg. Ein brennendes Faß soll zu Zeiten vom steilen Bergeshang abrollend erblickt werden. Zwei Brüder erstachen sich gegenseitig am Bergesfuße nahe bei Thal, deren Geister noch spuken. In alten Zeiten ist um das Schloß Scharfenberg viel und heftig gestritten worden. Ursprünglich besaßen dasselbe Herren von Stein, dann kam es an Thüringen, und wurde in dem Erbfolgekriege zwischen Heinrich dem Erlauchten und Heinrich dem Kinde von Brabant belagert, von dessen und seiner Mutter Sophia tapfern Kriegern aber so gut verteidigt, daß es unerobert blieb. Später war Scharfenberg an die Grafen von Henneberg gekommen, und wurde häufig Zankapfel, bis es im sächsischen Bruderkriege Friedrich der Sanftmütige im Jahre 1450 schleifen ließ, so daß nichts übrig blieb als der nicht sehr hohe Turmrest. Landgraf Friedrich der Ernsthafte hatte früher sehr ernsthaft um diese Burg gekämpft, dort eine große Schlacht geschlagen, und wäre in dieser beinahe selbst erschlagen worden, wenn nicht ein starker und stattlicher Mann, Hans von Frymar, ihm immerdar schützend zur Seite geblieben wäre.

114. Der große Wartberg und seine Schätze.

Unweit der Burgruine Scharfenberg erhebt sich der große Wartberg, auch Mart- und Marktberg genannt, ein Träger zahlloser Sagen, dem Hörselberge gegenüber, auch mit einer Höhle, welche das „Backofenloch" heißt, darinnen soll ehedem viel gold-

haltiger Sand gelegen haben. Den Gipfel des Berges krönt ein Dolomitfelsenkamm, und Laubwald umfängt und umhängt ihn rings wie ein grüner Mantel. Hier blühen am goldenen Sonntage die Wunderblumen, duften die Heilkräuter, öffnen sich dem glücklichen Finder und Pflücker der ersteren die verzauberten Schachte voll Schätze, wie unter andern das „Geißbeinsloch", das keiner findet, der nicht ein Goldensonntagskind ist.

Venetianer haben das Geißbeinsloch am Wartberge mit dem Hinterbeine einer Geiß „versetzt", d. h. verzaubert, die Öffnung oder den Eingang verblendet. Eine alte Nachricht sagt aus, das heimliche Loch öffne sich allezeit über das dritte Jahr, also im vierten Jahre an zweien Tagen, und zwar am Walpurgistage und am Johannistage (1. Mai und 24. Juni). Ein Erzstock stehe darin von solcher Mächtigkeit und Ergiebigkeit, daß 1 Centner seines Gesteines 30 Pfund Gold und 45 Pfund Silbers gebe. In alten Büchern ist viel über die Schätze des Wartberges geschrieben. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wird ein Forstbedienter genannt, Johann Christian König, der Gold aus dem Berge gebracht habe. Ein Nachkomme desselben, Oberförster König, sah bei einem Treibjagen am Ende eines grünen Waldplatzes eine geräumige Höhle offen, wendet sich, und schreit den Kreisern, die ihm folgen, zu, heran zu kommen, und die Höhle auch zu sehen. Da aber die Kreiser ihm noch nicht nahe genug waren, geht er ihnen ungeduldig entgegen, und führt die ersten auf den schönen grünen Platz, aber siehe da, die zuvor erblickte Höhle war hinweggeschwunden. Derselbe Mann hat, wie er oft erzählte, einst mehr als einem Venetianer den Weg nach dem Backofenloch gezeigt, die ihn aufmerksam machten auf den Wert schwarzer Körner, welche Gold enthielten. Häufig wiederholt sich am Wartberge die Sage von der Wunderblume, der Bergeshöhle, den Schätzen darin, dem Zurufe: Vergiß das Beste nicht! und den entschwindenden Schätzen.

115. Der Schlangenkoch.

Am großen Wartberge quillt ein frischer Quell zu Tage, der heißt der Silberborn, bei dem hütete einst am Johannistage der Schmerbacher Hirte, und rastete in der Mittagsstunde an der Quelle. Da trat ein Mann in fremder Tracht auf die sonnige Trift aus dem Walde heraus, und grüßte den Hirten, ja er gesellte sich zu ihm, und legte sein Gepäck neben die Quelle. Unter des Mannes Gepäck befand sich auch ein kupfernes Kesselchen von uralter Form, wie die Wasserträgerinnen in Venedig auf den Schultern tragen.

Der Fremde bat den Hirten, ihm Feuer zu schlagen, er wolle sich ein Mittagsmahl bereiten, sich ein Süpplein kochen. Gern war der Hirte behülflich und entzündete ein kleines Waldfeuer, während der Fremde sich eine Gabel von einem Haselnußstrauche abschnitt, ein Tuch auf den Rasen breitete, und mit der geschnittenen Wünschelrute Kreise zog und dann auf einem Pfeifchen in seltsamer Weise pfiff. Da kamen aus allen Büschen und Felsklüften Schlangen herbei, und zuletzt ein großer Lindwurm, die zischten greulich und ringelten sich, dann stieg von einem Ulmenbaume eine silberweiße Schlange nieder, das war der Otterkönig, und der kroch auf das Tuch, und legte auf demselben das goldene Krönlein ab, das er trug. Flugs sprang der Venetianer, denn ein solcher war der Mann, hinzu, schlug das Tuch zusammen, nahm das Krönlein an sich, und tötete die weiße Schlange. Auch den Lindwurm tötete er, und spießte ihn an einen Baum, dann pfiff er wieder, da krochen die andern Schlangen wieder von dannen. Den Otterkönig, oder es kann auch die Otterkönigin gewesen sein, zerstückte der Venetianer, und warf die Stücke in das Kesselchen, das der Hirte indes mit Wasser aus den Silberborn gefüllt und über das Feuer gehängt hatte. Da nun die Stücke der silberweißen Schlange gar gekocht waren, an welche der Venetianer auch eine Handvoll Salz geworfen, so zog derselbe zwei hölzerne Löffel hervor, bot dem Hirten einen davon an, und lud ihn ein, an diesem Mahle Teil zu nehmen. Es schwammen prächtige Fettaugen auf der Brühe — gleichwohl war dem Hirten seltsam zu Mute, und er empfand keinen Appetit nach Schlangensuppe. Doch „Zureden hilft," sagt das Sprichwort, und endlich kostete der Hirte einen Löffel voll, und der schmeckte gar so übel nicht. „Iß auch Fleisch!" sprach der Venetianer: — „es schmeckt wie Aal" — aber dazu konnte sich der Hirte nicht überwinden. Er war ohnehin schon ganz verwirrt, denn kaum hatte er den Löffel voll Otterkönigssuppe hinunter, so sah er rings Wald und Blumen in wunderbarem Glanze schimmern, und gegenüber eine offene Grotte, in der es von Gold und Silber und Edelsteinen nur so glitzerte und glänzte, funkelte und flammte. Diese Grotte war eben wieder das Geißbeinsloch. Beide gingen nun hinein, und nahmen so viel sie wollten. Gleich darauf verschwand die Höhle, und der Hirte sah sie nicht wieder. Wie der Venetianer schied, sprach er zum Hirten: „Da Du von der Suppe gegessen, konntest Du *einmal* in die Schätzehöhle eintreten. Hättest Du auch vom Fleische gegessen, so hättest Du sie alle Tage offen und Dir zugänglich erblickt. So lebe wohl! Da hast Du noch ein Wunschtüchlein von Venetianer Seide. Wenn Du das um den Kopf bindest,

kannst Du Dich hin wünschen, wohin Du willst — da wünsche Dich einmal zu mir nach Venedig.“ Das that nach einiger Zeit der Hirte, und fand dort seinen Schlangenkoch als einen Nobile, der ihn gastlich aufnahm und köstlich bewirtete.

116. Wo der Hund begraben liegt.

Am östlichen Fuße des Wartberges gegen den Inselberg hin liegt das Dorf Winterstein, und zu Winterstein „liegt der Hund begraben“. Dort war und ist noch ein ritterliches Geschlecht seßhaft, die Herren von Wangenheim, das einen Hund im Wappen führt, die hatten dort ihr Stammschloß, das jetzt in Trümmern liegt, doch sind noch drei Wangenheimische Schlösser daselbst. Vor 200 Jahren hatte ein Jägermeister des Geschlechtes derer von Wangenheim einen Hund, der hieß Stutzel, und war geschickt, treu und klug, so klug, daß man ihn als einen treuen Boten mit Briefen nach Gotha auf das Schloß Friedenstein schicken konnte. Dieser Hund blieb auch noch der Witwe jenes Jägermeisters lieb und wert, fast allzulieb, denn als derselbe der Natur seinen Tribut gezahlt, und gestorben war, war die Jägermeisters Witwe ganz außer sich vor Schmerz, ließ für den Hund einen Sarg machen, wie für einen Christenmenschen, weinte sehr um ihn und verlangte allzumal, daß ihre ganze Dienerschaft ebenfalls um den Stutzel weinen sollte. Letztere that dies auch, mindestens that sie so, als weine sie rechtschaffen; dafür bekam sie auch Trauerkleider von der Herrin geschenkt. Einzig nur die alte Köchin, deren Augen um den Hund völlig trocken blieben, that nicht einmal, als ob sie weine, da bekam sie tüchtig Schelte, worauf sie eine Zwiebel zerschnitt und sich die beiden Hälften an die Augen hielt. Darauf thränten ihr baß die Augen, und als sie nun so der Herrin unter deren Augen trat, ward letztere tief gerührt, und schenkte der alten Köchin auch ein schönes neues Trauerkleid. Nun wollte Frau von Wangenheim den Stutzel durchaus auf dem Gottesacker begraben haben, weil er ein gar so frommes Hundevieh gewesen, dagegen widersetzte sich der Pfarrer und sagte, dies gehe nicht an. Aber die Frau Witwe bestimmte der Kirche 100 Thaler, und dem Pfarrer 50 Thaler, da mußte es angehen, um der Armut des Kirchleins und des Wintersteiner Pfarrers Willen. Und hatte der Hund eine sehr schöne Leiche. — Als aber die Sache im Lande ruchbar wurde, wurden die Einwohner von Winterstein von ihren nachbarlichen Umwohnern furchtbar geneckt und verhöhnt, daß auf ihrem Kirchhof „der Hund begraben liege“. Und der Pfarrer wurde vor ein

Herzogliches Konsistorium nach Gotha gerufen, ihm eine Strafpredigt gehalten und der Text gelesen ganz gehörig, dann wurde der Pfarrer abgesetzt, und der Stutzel ausgegraben, worauf ihn die Frau Jägermeisterin in der alten Schloßruine beisetzen, und ihm einen schönen Grabstein errichten ließ, auf dem Stutzel abgebildet zu sehen ist, wie er leibte und lebte, nicht etwa heraldisch, daß man denken könnte, die Sage sei aus dem Familienwappen abgekünstelt. Darunter steht mit lateinischen Buchstaben folgende Inschrift:

H. V. W.

1650 war der Hund begraben,
Daß ihn nicht sollen fressen die Raben.
Stutzel war sein Name genannt,
Bei Fürsten und Herren wol bekannt,
Wegen seiner Treu und Munterkeit
So er seinem Herrn und Frauen geweiht.
Schickt man ihn hin nach Friedenstein,
So lief er hurtig ganz allein.
Gut hat er sein Sach ausgericht't,
Drum hat er diesen Stein gekriegt.

H. V. W.

117. Lutherfuß, Lutherborn und Lutherbuche.

Nicht weit abwärts vom Gerberstein, im tiefen Walde des Steinbacher Forstreviers, liegt eine Wüstung: „Das Glasbach“, oder auch „auf der Wallfahrt“ geheißen. Man zeigt einen Hügel, der die Trümmer einer Kapelle enthalten soll, gespenstige Nonnen wandeln dort; Schätze wurden an dieser Stelle oft zu heben versucht. Eine weiße Jungfer bewacht die Schätze. Viele Leute, die des Weges nach der Ruhl gingen, der nahe vorbeiführt, sollen sie gesehen haben. Auf dem Wege selbst liegt ein Stein mit einem eingetieften Mannestritt, der Luthersfuß genannt. Weiter hinab in der Thalestiefe ist die Stelle, an welcher der allgemeinen Sage nach Luther auf seiner Reise von dem nahen elterlichen Heimatsorte Möhra über Schweina und Altenstein, aufgehoben und nach Schloß Wartburg gebracht wurde. Dort stand eine starke Buche, unter der ein Brünnlein hervor quoll, und man nannte seitdem den Baum die Luthersbuche, den Quell den Luthersbrunnen. Der Brunnen quillt noch immer frisch und klar, aber von der Buche steht kein Rest mehr; ein Orkan, der am 18. Juli 1841 über diese Wälder brauste, brach die Äste des lange geschützten Baumes ab.

118. Der Wallfahrtsgarten.

Häufig sollen auch noch in späteren Zeiten Wallfahrer hier vorbeigezogen sein, hinauf zur Wallfahrt am Glasbach, um welche einsame Waldeswildnis die Sage häufig ihre Schleiergespinnste wob. Ein wackerer Landmann zu Witzelrode (Dorf, 1 Stunde von Schloß Altenstein), schrieb bereits im Jahre 1816 in schlichter Weise folgendes nieder: „Eine Quelle entspringt bei dieser alten Ruine, wo die Leute vorgeben, sie käme aus dem verborgenen Keller. Auch sollen in diesem sich große Reichtümer befinden. Eine Frau aus Steinbach, mit der ich selbst gesprochen, und die mir versicherte, die folgende Erscheinung gesehen zu haben, erzählte mir: sie wäre bei die Wallfahrt gekommen, so hätte sie vor ihren Augen einen sehr schönen Lustgarten wahrgenommen, nach der Kunst in die Höhe geleitete Johannis- und Stachelbeerbäumchen, Beeren von allen Farben, auch Bäume voll Äpfel, Birnen und Kirschen mit reifen Früchten. Sie ging zu dem schönen nach der Kunst eingerichteten Zaun und Eingange, und sieht gleich darauf ganz erschrocken eine Gestalt, wie ein Jäger gekleidet, im grünen Rocke mit einem breiten roten Gürtel um die Lenden. Indem sie nun mit bangem Herzklopfen fragen will, ob sie von den Früchten etwas nehmen dürfe, ist alles vor ihren Augen verschwunden. Eine andere verstorbene Frau, wurde mir von deren Schwager erzählt, kommt auch zu dieser alten Ruine und bemerkt ebenfalls diesen Garten, welcher mit unerdenklich schöner weißer Wäsche behangen ist. Nach dem ersten Schreck will sie sich von dieser Wäsche etwas zueignen, aber so wie sie die Hand nach einem Stücke ausstreckt, ist alles verschwunden. Ein Steinbacher Mann erzählte mir, vor 15 bis 20 Jahren habe er und noch mehrere bei dieser Wallfahrt ein sehr feines Geläute, wie von Silberglocken, gehört, und zwar mehrere Jahre um die Osterzeit. Und dieser Mann behauptete, man könne in dieser Waldgegend kein Geläute von Dorfglocken hören, was mir auch wahr scheint. Derselbe Mann sagte mir, sie hätten oft zur Nacht hier gearbeitet, um einen reichen Schatz zu graben; einmal hätten eine große Anzahl Schatzgräber ein Loch 6 Schuh tief gegraben, so seien mehr als tausend blaue Lichter entstanden. Einer von ihnen habe ein Kästchen voll des Erdreiches mit nach Hause genommen, es wäre aber nur kiesartiges Zeug gewesen."

Es geht auch eine Sage von einem Kinde, das seine Leute im Walde bei der Wallfahrt allein ließen und welches nun Beeren suchte. Da kam eine weiße Jungfrau und führte das Kind in einen schönen Garten, und gab ihm Blumen, Johannisbeeren und Kirschen,

dann aber hieß sie das Kind wieder zu seiner Mutter gehen. Das Kind erzählte nun seiner Mutter alles, und begehrte immer wieder in jenen Garten zurück, aber die Mutter fürchtete sich, und ließ es nicht von sich, zumal sie von keinem Garten wußte. Da härmte das Kind sich sehnsüchtig ab — und wurde krank, und auf einmal in der Krankheit rief es: „Siehst Du Mutter! Da kommt die weiße Jungfer, und bringt mir rote Beeren und Johannisbeeren!“ — Und da starb es.

119. Bonifacius.

Ganz nahe bei dem herzoglichen Sommerschlosse Altenstein steht ein schroffer, mit einem Kreuze verzierter Felsen, vom Volke insgemein „der Bonifacius“ genannt. Vor mehr als hundert Jahren stand dort noch ein Kapellenrest, welcher der Bonifaciusturm hieß. Die Sage kündet, und es mag wohl mehr als Sage sein, daß der Apostel Thüringens, Winfried-Bonifacius, von diesem Felsen herab dem Volke dieser Gegend das Christentum gepredigt, und eine Kapelle, dicht an den Fels gelehnt, erbaut habe. Der ganze Vorberg, durch den die Straße von Schweina herauf nach Altenstein führt, hieß früher „der Kirchberg“, und es war diese Straße einer der Hauptzüge aus Thüringen nach Franken. Bonifacius verlieh dem am Fuße seines Felsen sich anbauenden Ort Schweina am gleichnamigen Flüßchen (933 bereits urkundlich Sueinaha) den heiligen Antonius zum Schutzpatron, entweder, weil dieser auch der Patron der Schweine ist, oder weil der Ortsname auf diesen Heiligen leitete. Seine um das Jahr 724 erbaute Kapelle übereignete der Apostel Thüringens dem Stifte Fulda, und dieses zog sie in den Bereich einer auf diesem Boden erbauten Neuburg. Diese Neuburg ist häufig mit der von dem eisernen Landgrafen über Freiburg an der Unstrut erbauten verwechselt worden, und ein in der Steinbacher Flurmarkung gelegener „Landgrafenacker“ hat dieser Verwechselung scheinbar festen Halt gegeben, obschon frei steht anzunehmen, der Landgraf könne möglicherweise das dort so heilsam angewandte Heilmittel gegen Trotz und Auflehnung auch hier in gleicher Weise und mit gutem Erfolge versucht haben, wenn er in dieser Gegend Vasallen gehabt hätte.

Der heutige Flecken Schweina begeht noch alljährlich in der Christnacht ein dem heidnisch-mythischen Kultus entstammendes Wintersonnenstillstandfest, jetzt freilich völlig verchristlicht. Auf einem nahen Berge, dem Töngels-(Antonius-)berge, entzündet die männliche Jugend, nachdem sie mit brennenden Fackeln hinauf ge-

zogen, ein hochloderndes Feuer, umgeht es, und singt Christnachtlieder — worauf in den Ort wieder herabgeschritten und dort nochmals zur Musik gesungen wird. Dann läuten alle Glocken, und um 12 Uhr ist eine Betstunde, Nachhall der ehemaligen Christmette. Ich habe zum öfteren von Salzungen aus in der Entfernung zweier Stunden von Schweina den nächtlichen Fackelzug und die Feuersäule vom Berge leuchten sehen.

Die Kirche zu Schweina war indes nicht dem heiligen Antonius Eremita, sondern dem heiligen Laurentius geweiht.

Ganz eigen ist es, wie in dieser Gegend Hirten-, Ritterburg- und Kapellensagen, zwischen denen das geisterhafte Erscheinen und Wandeln unerlöster Jungfrauen geteilt ist, vorwalten, von welchen fast ganz gesondert die Bergmanns- und Jägersagen bestehen, bis die spätere Zeit mit Teufels-, Hexen- und Kroatensagen den phantastischen Reigen abschloß, der für sich allein genügend wäre, ein Buch zu füllen, und ehe man es sich versieht, leuchtet meteorisch aufflammend der frühe Mythus in diese nebelhafte Dämmerung. Eine Kapelle am Bonifacius, eine auf dem Antoniusberge, eine im Glasbach, eine am Fuße des Altenstein, nach der Schutzpatronin „das Katharinchen" genannt, eine am Fuße des Windsberges, unweit des Wasserfalles eine Einsiedelei: die Eckenzelle, in welcher, wie man wissen will, der treue Eckhart büßend sein Leben beschloß, welcher sonach, wenn diese Sage stichhaltig sein sollte, seines Wächteramtes am Hörselberge überdrüssig oder entbunden worden sein müßte. Oben auf dem Glöckner: abermals ein sein Betglöcklein läutender Waldbruder, dasselbe, das vielleicht zu Zeiten noch immer tönend die Waldleute mit hellem Silberklang fernher vernehmen, und den Schall nicht zu deuten wissen, nicht wissend, von wannen er komme.

Endlich hinter Liebenstein am „Thüringer Thale" die ehemalige Dorf-Wüstung Atterode (Adinrode, Odinrode), wo man sogar aus der versunkenen Kirche noch ein Glöcklein auffand, war es zwar keine Kirchturmglocke, so war es doch eine Meßglocke, die immerhin noch schön läutet.

120. Burgsagen um Altenstein.

In graue Zeiten der germanischen Frühzeit hinauf ragt die Gründung einer Ritterburg, auf einem felsigen Abhange des Thüringerwaldes gegen das Werrathal. Es war ein Stein, schier verwachsen mit dem Felsen, eine Landesschirmhut und Grenzveste, wie noch näher der Werra bei Salzungen auch ein Stein lag, zum

Schutze der Salzquellen, welchen später die Dynasten von Frankenstein als ihre Stammburg behaupteten. Des ersten Steines bemächtigten sich Thüringens älteste Schirmvögte und Grenzenhüter, die Markgrafen, nach denen er zeitweilig den Namen Markgrafenstein trug. Gleichzeitig aber blieb ein Rittergeschlecht lange Zeit im Besitze der mächtigen Bergveste, das nach deren ursprünglichem, einfachen Namen sich einfach nannte. Das waren die de lapide, die Herren vom Stein. Von der dynastischen Eigenmacht des alten Geschlechtes aber sanken Abzweigungen zu Vasallen herab, welche die Nachbar-Burgen Liebenstein, sowie Alt- und Neuringelstein erbauten und inne hatten. Vermehrter Wohnungsbedarf oder noch wahrscheinlicher geistlicher Besitzergriff der Gegend seitens des Hochstifts Fulda, ließ später ganz nahe bei der Burg Stein eine neue Burg aufrichten, die dann gleich den Namen: die Nuemburg, Neuburg bekam und nun hieß, um der ältesten Bergveste das Vorrecht ihres Alters zu bewahren, diese der alte Stein, daraus der heutige Name Altenstein geworden. Daß die der Burg Altenstein so nahe Nuemburg mit der Nuemburg über Freiburg a. d. U. durch Namensverwechselung zur Wiederholung einer Landgrafensage Anlaß wurde, ward schon angeführt. Ebenso werden die Sagen von dem unsichtbaren oder verschwindenden Garten bei der Wallfahrt am Glasbach (der auf eine sehr frühzeitliche Glashütte deutet), auch von der Neuenburg erzählt. Die beiden Burgen Ringelstein sind bis auf wenige Reste verschwunden, ihre Bewohner kennt die Sage nur als Raubritter. Die Weinstraße führte dort vorbei. Noch geht dort eine weiße Jungfrau um, und trocknet Flachsknotten im Sonnenschein, auf einem über den Waldboden gebreiteten Tuche. In Salzungen entführten die Raubritter einst eine Braut, und schlugen, um ihre Spur zu verbergen, den Pferden die Hufeisen verkehrt auf. Nach kurzem Aufenthalt gelang es der Maid, der Raubburg zu entfliehen und zu Pferde wieder Salzungen und ihr Elternhaus zu erreichen. Der sie unablässig verfolgende Ritter hieb noch wütend mit dem Schwerte ins Gebälke der Hausthüre. Da die Ritter der Ringelsteine so hart an der Weinstraße wohnten, die aus Franken das edle Naß des Weines dem weinärmeren Thüringen zuführte, so raubten sie des Weines weit mehr, als sie zu trinken vermochten und bewahrten ihn auf in ungeheuern Kellergewölben. Deren Thüren verfielen und liegen vom Schutte der gefallenen Burgen überdeckt, es verfaulten die Dauben der Fässer, aber nicht früher, bis der Weinstein sich zur Krystallhaut verdichtet, die nun den Wein umschloß. Die Sage von diesen Fässern erhob sich zu poetischer Prophezeihung. Einst, wenn der Tag des Welt-

gerichts genaht ist, und unter dem Posaunenschall der Erzengel die Gräber sich öffnen, werden auch diese verborgenen Keller und Gewölbshöhlen sich aufthun, und der Herr wird sich dieses Weines bedienen, sein großes Liebes- und Abendmahl zu halten, und die Treubewährten trinken mit ihm zum Zeichen des ewigen Lebens.

121. Die Hunde von Wenkheim.

Die Burg Altenstein war zur Zeit, als sie bereits Markgrafenstein hieß, im Besitz der Dynasten von Frankenstein; von diesen ging sie durch Verschwägerung an ein thüringisches Rittergeschlecht, die Herren von Salza, über. Von einem derselben, Friedrich von Salza, wurde sie im Jahre 1346 an Friedrich den Ernsthaften, Landgrafen von Thüringen verkauft. Deren Nachkommen, Kurfürst Friedrich der Weise und sein Bruder, Herzog Johann der Beständige, belehnten einen Burgmann, Hans Hund von Wenkheim für treu geleistete Dienste mit Burg und Gericht Altenstein. Von dem Geschlechte der Hund von Wenkheim geht auch hier die gleiche Stammsage, wie vom Geschlechte der Welfen, und so vielen Geschlechtern des Namens Hund. Eine der Ritterfrauen beschuldigte eine arme Frau, die mit Drillingen niedergekommen war, deshalb des Ehebruchs und ließ sie hinrichten. Auf der Richtstätte verwünschte die Arme die Edelfrau, daß sie statt 3, 13 Kinder zugleich gebären solle, die Unglückszahl, und bald darauf gebar die Herrin 13 Knäblein auf einmal, welche eine Dienerin aus Furcht vor dem strengen Eheherrn, bis auf einen, ins Wasser tragen sollte. Der Ritter begegnete dieser Dienerin, fragte, was sie trage, und die Erschrockene stammelte: „Herr! Junge Hunde.“ Aber der Herr deckte den Korb auf und fand die kleinen Junker in demselben. Heimlich ließ der Ritter sie in einer entlegenen Mühle aufziehen, und als sie insgesamt zu hübschen Knaben erwachsen waren, fragte er die unnatürliche Mutter: „welcher Strafe ein Weib verfalle, die ihr neugeborenes Knäblein gleich einem jungen Hunde ertränke? und sie antwortete: „Was sie mit Wasser verschuldet, muß sie mit Feuer büßen.“ „Wohlan denn Weib!“ zürnte da der Ritter: „so muß man Dich nach Deinem eigenen Richterspruch zwölf Mal verbrennen! Siehe hier Deine Hunde!“ — und ließ die Thüre öffnen und die zwölf Knaben eintreten. Die Edelfrau erwartete ihre selbstauferlegte Strafe, aber der Gemahl vollzog diese nicht — er ließ sie blos in einem Kloster ihre beabsichtigte Unthat abbüßen, dann fügte er den 12 Söhnen den Namen Hund zu ihrem Familiennamen bei, worauf das Geschlecht sich weit verbreitete. Der Aus-

erwählte aber, der zurückbehalten worden war, und den Namen Hund nicht führte, soll erbenlos gestorben sein. „Burckardt Hund, Ambtmann zu Gota vnd Rentmeister," wie er sich schrieb, erhielt von seinem Herrn dem Kurfürsten zu Sachsen, nebst Hans von Berlepsch, Hauptmann und Amtmann auf Wartburg, den Befehl, Doktor Luther auf seiner Reise über Altenstein durch den Wald gefangen zu nehmen, und führte diesen Auftrag auch in Verbindung mit dem Genannten treulichst aus, so daß noch immer sein Name unvergessen ist, und in Ehren genannt wird. Im Jahre 1722 erlosch mit Ehrhard Friedrich Hund von Wenkheim, dessen Andenken durch fromme Stiftungen in Segen lebt, dieses edle Geschlecht, das 2 Jahrhunderte auf Altenstein geboten hatte, und Helm und Schild wurden zerbrochen mit in die Gruft gesenkt.

122. Bergschätzesagen um Altenstein, Steinbach und Liebenstein.

Der in früheren Zeiten sehr erheblich betriebene Bergbau dieser Gegend auf Silber, Kupfer, Kobalt und Eisen, des Gewinnes anderer nutzbarer Mineralien, wie Fluß- und Schwerspat kaum zu gedenken, rief eine Menge darauf bezüglicher Sagen ins Leben, in denen teils Berggeister, teils die halbmythischen Venetianer, die auch unter demselben Namen durch Sagen des Erzgebirges wie des Harzes und durch die Sagen Tirols als Venediger Manndl (Männchen) gehen, teils Bergentrückte, so wie Schätze hütende Jungfrauen, Hunde und Schlangen ihre Rolle spielen. Im Regina-Schacht des Glücksbrunner Bergwerkes erschien einem Häuer ein Berggeist in Gestalt eines Bergamtsobern, mit einem Grubenlicht und so groß, daß er schier an den First anstieß. Dieser Geist schien angeredet sein zu wollen, der Häuer aber wagte aus Furcht nicht ihn anzureden, und ihm den Bergmannsgruß „Glückauf!" zu geben, wodurch vielleicht der Geist erlöst und der Häuer reich geworden wäre — aber der letztere arbeitete weiter, und der Stollen des Glückes blieb ihm verschlossen. Zu anderer Zeit haben auch andere Häuer eine ähnliche Erscheinung erblickt, und zwar auf dem Schacht Segen Gottes. Des Geistes Grubenlicht war so flammend, daß es fast die Hälfte des auswärts gehenden Schachtes hell beleuchtete. Am Löchlein geht ein goldener Hirsch um, der eine Goldader anzeigt, die sich unter den Lobberg zieht. Die Herren Trier, die das Schloß zu Glücksbrunn erbauten, und unter denen der Bergbau in der nächsten Umgegend den höchsten Flor erreichte, ließen dort einen Schacht erteufen, aber sie schlugen nicht tief genug ein, und ließen, ehe sie

noch Ausbeute gewannen, die Grube zum Erliegen kommen, ja in dieselbe, als bald darauf eine große Viehseuche ausbrach, das krepierte Vieh hinabstürzen. Da zeigte sich fast allabendlich der goldene Hirsch, that sehr ängstlich, und lief hin und her. Fünf Lachter tiefer nur, und die Goldausbeute würde unermeßlich gewesen sein.

Am Kreuzweg, dessen einer Arm ins Atterod führt, zeigt sich alle 7 Jahre ein hellloderndes Feuer, das lodert über einem unter ihm ruhenden Schatze, der nicht ruhen mag, sondern gehoben werden will, wie die verschiedenen Jungfrauen darauf brennen, erlöst zu werden. Ein Holzhauer, der alte Wolfshein (Heinrich) kam mit einer Welle Reisigholz den Rennsteig herab, und erblickte von fern das lohende Feuer, und gewahrte, näher kommend, daß niemand dabei war. Das wunderte ihn, doch ging er still vorüber, und spät erst kam ihm der Gedanke, es möge dort vielleicht ein Schatz brennen, den er hätte heben können, wenn er etwas darauf geworfen. Jetzt blickte und wandte sich der alte Wolfshein um, aber da war das Feuer verschwunden. Ein anderer Mann aus Steinbach, der alte Schmids Sömm (Simon) war mit Venetianern bekannt und diente diesen als Wegweiser in das höher liegende Gebirge, wo es viele Höhlen mit Schätzen giebt, die aber alle nur mittelst der Wünschelrute gehoben werden können, weil sie von den Venetianern versetzt, d. h. unsichtbar gemacht, verzaubert, sind — einmal ging der Sömme allein durch den Wald, und fand eine solche Höhle offen, kroch auch ein Stück hinein, kam aber an ein breites Wasser, und über dem Wasser lag, groß und dick wie ein Baumstamm, eine Feuer und Flammen auszischende Wächterschlange. Da gab der alte Sömm schleunigst Fersengeld. Hätte er den Mut gehabt der Schlange auf den Kopf zu treten, dann hätte sich dieselbe in eine feste Brücke verwandeln müssen, über die er hätte schreiten können, und nehmen so viel er gewollt.

An einem goldenen Sonntage gingen mehrere Männer aus Steinbach spazieren, und trafen eine vorher von ihnen nie gesehene Höhle an, vor der sie Kleider, Ranzen und Wanderstäbe liegen fanden, und mutmaßten, diese Stücke müßten Venetianern angehören, welche in die Höhle gekrochen seien. Um diesen einen Possen zu spielen, versteckten sie die Sachen hinter einen Baum, und sich selbst verkrochen sie hinter einen anderen, um ihre Freude daran zu haben, wenn jene aus der Höhle kämen, und in Verlegenheit gerieten. Doch aus der Höhle kam niemand, die lauschenden Steinbacher aber überkam der Schlaf, und sie fanden sich mit einem Male in einer ihnen wildfremden Gegend, erblickten andere Bäume, andere

Blumen, andere Menschen, als daheim, und verstanden die Sprache nicht, welche in dieser fremden Landschaft geredet wurde. Endlich gesellte sich ein Mann zu ihnen, der verstand ihre Sprache in etwas, und sie klagten diesem ihre bereute That und ihre Sehnsucht nach der Heimat. Der Mann warnte sie, gleich dem treuen Eckart, das, was sie gethan, ein anderes Mal nicht wieder zu thun, er wolle sie wieder nach Hause bringen; sie möchten seiner nur unter einem Baume, den er ihnen zeigte, eine kurze Weile harren. Die Männer, vom langen Herumwandern müde, schliefen abermals ein, und wie sie erwachten, waren sie in ihrer Heimat, unter den Bäumen, hinter die sie sich versteckt und unter denen sie entschlummert waren. Jene Sachen aber waren hinweg, und die zuvor offene Höhle war nicht nur nicht mehr offen, sondern gar nicht mehr zu sehen. Und nun gingen sie in ihr Dorf hinab, da lief und rief ihnen alles verwunderungsvoll entgegen, und stürmte mit Fragen auf sie ein, wo in aller Welt sie denn gewesen und geblieben seien? Am Sonntage Trinitatis waren die Männer aus dem Dorfe spazieren gegangen, und am siebenten Sonntage nach Trinitatis kehrten sie wieder.

Hinter Liebenstein, beim Dorfe Baierrode, nimmt das Thüringerthal seinen Anfang. Dort sind große Felsen, und eine Wand heißt der Eselssprung, auch Eselsfuß, weil noch die Fußtapfen eines Esels in den Fels eingetieft sind, und zwar soll einst der Herr Christus über das Gebirge auf dem Esel geritten sein, mit dem er in Jerusalem einzog. Gleich dabei erhebt sich ein Bergeshaupt, der Judenkopf genannt. Eine bewaldete Felskuppe daneben heißt der Eselskopf — es giebt auch unbewaldete Platten, die so heißen — auch dort ist eine Venetianer-Höhle, die sich in der Johannisnacht aufthut, das ganze übrige Jahr aber unsichtbar bleibt. Die Venetianer kamen alljährlich zu zweien oder dreien, und wohnten in Steinbach beim Messerschmied Löser, und nahmen diesen einmal mit in die Höhle. Da hing das Gold wie Eiszapfen an den Wänden — aber ehe man es erreichen konnte, mußte man erst über eine große Schlange schreiten, und das ließ der Löser fein bleiben, denn er dachte, dieselbe Schlange könnte ihn beißen. Dafür ging er so arm aus der Höhle, als er hineingegangen war. — Ein Liebensteiner Hirte, der am Eselskopf hütete, nahm einen Stein auf die Schippe, und wollte den nach einer Kuh werfen, da trat ein Venetianer zu ihm, und sprach das bekannte Wort, indem er den Stein an sich nahm: „Hirte, der Stein ist mehr wert als die Kuh, nach der Du ihn werfen wolltest.“ Und schlug vom Stein ein

Stück ab, da gleißte alles goldig, und wurde dem Hirten in Wahrheit grün und gelb vor den Augen.

Oberhalb Baierrode quillt noch immer ein Quell, der heißt der Goldborn, und hat früher Goldkörner ausgeworfen, daher ward ihm dieser Name. Die Venetianer kannten des Bornes Eigenheit, kamen alljährlich und nahmen die Körner. Die Baierroder merkten das und kamen nun jenen zuvor, so daß letztere, als sie wieder kamen, das Nachsehen hatten. Da versetzten sie den Born so, daß er keine Goldkörner mehr ausführte, sondern daß diese sich innerhalb versammelten, dann kamen die Welschen und fischten zur guten Stunde den Reichtum heraus.

Im Höchheimer Holze, zwischen Baierrode und dem Judenkopf, ist auch eine Höhle, welche von Venetianern in der Johannisnacht besucht wurde, die ihre Wohnung beim alten Knieling zu Steinbach hatten, und aus der jene Welschen ganze Säcke voll braunen Kieses fortschleppten. Dort im Thüringer Thale steht auch „der Eisermannstein“ — ein Fuhrmann dieses Namens soll dort erschlagen, und der Stein ihm zum Gedächtnis gesetzt worden sein. Er soll noch spuken. Man höre nachts das Gerassel seines Karrens, das Knallen seiner Peitsche, das Geräusch der Pferde und sein Ruf: „Hoi! Hoi!“ vom Bärenloch durchs ganze Atterode bis zu dem Stein — dann noch einen schrecklichen Aufschrei, dann ist alles still. In der Nähe zieht die Kniebreche steil zum Rennsteige empor, auch an ihr liegt eine verzauberte Höhle, zu der einst ein Venetianer aus Dankbarkeit einem Einwohner von Baierrode den Schlüssel hinterlassen, weil er selbst genug davon getragen, und nicht wieder nach Thüringen zurückkehren wollte. Der alte Fuchs, so hieß der baierroder Mann, ging in Folge der Belehrung, welche ihm von dem Venetianer zu Teil geworden, in der nächstfolgenden Johannisnacht richtig in die Kniebreche, fand das Thor der Höhle, schloß es auf, ging hinein. „Mut mußt Du haben!“ hatte der Venetianer gesagt, und der alte Fuchs hatte Mut. Er fürchtete sich nicht, als er an einem zweiten Thore große schwarze, grimmige Zottelhunde mit feurigen Telleraugen und blutrotbrennend aus dem Rachen hängenden Zungen erblickte, und erschloß auch das zweite Thor. Vor dem dritten Thore saß ein Drache, der hatte Zähne armslang und spie Feuer klafterlang und hatte einen Schweif schürbaumlang. Der mutige Fuchs ging mitten durch des Drachen Feuerschnauben und erschloß auch das dritte Thor. Jetzt stand eine ganze Braupfanne voll Gold vor ihm, er begann wacker einzusacken, und um nicht, wie die Schätzefinder gewöhnlichen Schlages, das beste, den Schlüssel zu vergessen, steckte er diesen vorsichtig zu allererst in seine

Jackentasche. Mit einem Male krachte und polterte es hinter ihm, als ob der Berg zusammenprassele, und die Höhle bebte, und der alte Fuchs sah sich erschrocken um, und war ihm doch das Umsehen bei Leibe verboten. Da erbebte die Höhle in ihren Grundfesten, Larven umgrinsten den Schatzfinder, es wurde ihm angst und bange, er warf das bereits eingeraffte Geld aus seiner Tasche, und in der Eile warf er den Schlüssel auch mit heraus, — da hatten die Geister ihr Eigentum wieder und Fuchs entkam, arm wie zuvor, und den Schreck in allen Gliedern. Die Höhle aber schloß sich für immerdar, und keines Sterblichen Auge hat weder sie, noch ihre Pforte jemals wieder gesehen.

123. Von Freischützen und Zigeunern.

Wald- und wildreiche Gegenden pflegen häufig die Jägersage: dies ist auch bei der um Liebenstein, Steinbach und Altenstein der Fall, und eigentümlich genug weisen und deuten diese Sagen selten über die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Dessen Tracht ist die vorherrschende bei spukhaften Jägergestalten, in der auch der gewaltige Seelenjäger, der Teufel, selbst erscheint. Zigeuner gelten häufig als Teufelsbündner, die Hexen sind es anerkanntermaßen ohnehin, und die nichtsnutze dreißigjährige Kriegslandplage Deutschlands, die Kroaten, die den Teufel völlig im Leibe hatten, treten nicht selten ebenfalls in diesen ziemlich bestimmt umgrenzten Sagenkreis ein.

Nach Steinbach kam einmal ein Fremder, der wurde dort krank, erhielt aber gute Pflege, und ehe er den Ort verließ, sprach er zu dem Manne, bei dem er gelegen, er möge mit ihm kommen, er wolle ihm zum Dank zu einem feisten Hirsche verhelfen. Der Mann folgte, nahm aber auch seine beiden Söhne mit, denn er mochte sich etwa nicht recht getrauen, mit dem Fremden allein zu gehen. Die Männer und Burschen gingen nun hinauf ins Birkicht, und der Fremde bedeutete sie, sie möchten jetzt ganz still sein, und auch still stehen bleiben, sobald er seine Mütze fallen lasse. Bald darauf that er letzteres, stand, legte an, zielte, schoß. Keiner sah ein Wild — jener aber, als sie fragten, weshalb und nach was er geschossen habe, antwortete: „Der Hirsch liegt.“ Dann führte er die Gefährten weit und tief in das Dickicht, und da lag ein frischgeschossener Hirsch, und war aufs Blatt getroffen. Der Mann war ein Freischütze. Der alte Schmids Sömme (s. Sage 122) war auch einer. Einmal saß er auf Wild spannend im Atterod, da fuhr der Teufel durch die Luft, und der alte Sömme schoß nach ihm,

und traf ihn so, daß er ein Faß Branntwein, den der Teufel vor kurzem erst in dieser Gegend erfunden hatte, herunter fallen lassen mußte. Dem Sömme that nur leid, daß das Fäßchen vom Sturz entzwei ging.

In Gumpelstadt, 1 Stunde von Altenstein, lebte ein Wildschütz, Namens Kaiser, der war in der ganzen Gegend gefürchtet. Er nahm seine heimlichen Jagdgänge meist in die Ruhlaer und Wilhelmsthaler Forste, und war den Förstern und deren Gehülfen äußerst verhaßt und zuwider. Sie lauerten ihn häufig auf, konnten ihm aber nie etwas anhaben, weil er sie durch Freischützenkünste verblendete. Oft waren sie dagegen in seiner Hand, im Bereich seiner Kugel, doch war nicht Menschenmord des Wildschützen Sache. Nur bisweilen ein kleiner Denkzettel, ein Schreckschuß, damit jene wußten, der Kaiser ist noch wohlauf. Da war ein Jägerbursche in der Ruhl, Namens Witsch, auf den hatte es der Kaiser absonderlich abgesehen, der nie anders als mit Freikugeln schoß. Bald nahm eine solche, niemals fehlende Kugel dem Witsch die Mütze vom Kopf, bald fuhr sie ihm durch den Rock, einmal, als er es recht eilig hatte, und nach einer Stelle lief, wo er den Kaiser vermutete, streifte ihm eine Kugel die Ferse. Da wandte der Witsch auch Freikugeln an, und zeichnete sie. Ehe er sichs versah, fand er eine solche Kugel, die er nach dem Kaiser abgeschossen, in seiner Schnupftabaksdose wieder, denn der Kaiser fing jede nach ihm geschossene Kugel mit dem Hute auf, und zauberte diese an jeden andern beliebigen Ort. Da aber der Witsch dem Kaiser dadurch mehr und mehr aufsässig wurde, so machte letzterer jenen einmal im Walde fest, bindet ihn, prügelt ihn durch, und läßt ihn gebunden im Walde liegen, wo er durch Hunger, Durst und Ungeziefer die grimmigste Pein erdulden mußte, bis endlich Weiber ihn fanden, die ins Streuzeug gegangen waren. Nun wurde mit allem Ernst von der Jägerei in der Ruhl auf den Kaiser gefahndet, und am hohen Kiesel, einem Bergkopfe zwischen der Ruhl und Waldfisch, wurde der Wildschütz endlich gefangen und nach der Ruhl gebracht. Man setzte ihn fest, und am folgenden Morgen saß er wieder ruhig daheim in Gumpelstadt beim Warmbier, als man ihn zum Verhöre in das Amt abführen wollte, und statt seiner — fand man einen Strohwisch.

Zigeuner kamen sonst oft in diese Gegend, die weiten Waldstrecken boten dem Wandervolke lustige Gehege. Auch sie übten Freischützen- und sonstige Zauberkünste, wahrsagten, bettelten und stahlen nebenbei. So lange die gute Jahreszeit es eben litt, übernachteten sie in keinem Hause, einmal aber war das Herbstwetter

doch zu schlimm, da kam eine Bande nach Steinbach, und bat flehentlich um ein Obdach. Da war ein altes gutmütiges Bäuerlein, das war Reeschen (Andreschen) geheißen, der nahm sie auf, und gönnte ihnen, die Nacht in seiner Scheune, in der die ganze Ernte lag, zuzubringen. Wie erschrak aber das gute Reeschen, als die Leute schreiend durcheinander liefen, und ihm ansagten: die „Ziehüner" hätten mitten in der Scheune ein Feuer angemacht, das bis hinauf zum Bärn lohe. Und dem war wirklich so, aber wie nun das Reeschen die Zigeuner wütend schallt, so bedeuteten ihn diese, er möge ganz außer Sorgen sein, die Zigeuner haben Macht über das Feuer, das dürfe kein Getreidestroh oder Heu anbrennen. Zum Beweise dessen nahmen sie ein paar Schütten Stroh auf eine Heugabel, hielten sie mitten in das lodernde Feuer, besprachen dies in ihrer kauderwälschen Sprache, und siehe da, es brannte kein Halm. Weiter sagten die Zigeuner: „So lange wir in einem Dorfe sind, kommt in demselben nie ein Brand aus", auch wollten sie dem Reeschen sein Haus und seine Scheuer zum Danke für seine Aufnahme also besprechen und bewahren, daß beide nie in Feuer aufgehen könnten, und wenn auch rings um sie das ganze Dorf abbrenne.

Kroaten spucken in der Ruhl, wie in der Nähe von Altenstein. Über den „Kroatengräbern" bei Waldfisch am Walde erwachen alle sieben Jahre die in einer Schlacht zwischen Schweden und Kroaten gefallenen Krieger unter Schlachtgetöse, in der Mitternachtsstunde des Schlachttages, und kämpfen erbittert mit einander, bis die Glocke Eins schlägt. Auch bei der „Siegwiese" und am „Haderkopf" fiel eine Schlacht vor, davon so viel Blut der Schweden und Kaiserlichen den Boden bedeckte, daß er noch immer rot davon ist, und „die Röte" heißt. Alle sieben Jahre erscheint dort ein Reiter-Offizier, der nachsieht, ob eine von ihm vergrabene Kriegskasse noch in der Erde steht? Womit er nachsieht, weiß man so eigentlich nicht, denn er hat keinen Kopf.

124. Hexen-Steinbach.

Zu Steinbach bei Liebenstein hat es vor Zeiten gar viele Hexenleute gegeben, daher dieser sachsen-meiningische Ort zum Unterschiede von dem hessischen Steinbach unter Hallenberg — Hexen-Steinbach genannt wurde. Doch gab es nicht allein zu Steinbach Hexen, sondern auch zu Schweina und Gumpelstadt, in der Ruhl, zu Winterstein und in Brotterode, um den Inselberg her, auch zu Herges, das nach Schmalkalden zu liegt. In der Nähe

von Steinbach ist ein Berg gelegen, welcher der Lobberg heißt, weil auf selbigem Berge „zum Lobe Gottes“ die Hexen verbrannt wurden. Droben ist ein Fleck, auf dem nie ein Gras wächst, das ist der Hexenplatz, dann ist noch ein Platz in der Nähe, auf dem haben die Steinbacher Hexen ihre Tänze gehalten, und sich dem Teufel gelobt. Die Schweinaer Hexen hielten ihre Tänze im sogenannten Hofgarten, der deshalb auch bis heute der Teufelsgarten heißt. Die großen Hexenfahrten aber geschahen zu den drei heiligen Festen auf dem Inselsberg, oder auf Hochflächen in dessen Nähe, so namentlich zum Ketzersrasen, auf dem die weit sichtbare Tanzbuche steht, die ihren Namen nur den Hexentänzen dankt.

Auf den allerschlechtesten Wegen, wo selbst ein Wagen von Eisen Gefahr laufen würde zu zerbrechen, und auf den gefährlichsten Bergabhängen läßt die Sage die Hexen in gläsernen Kutschen fahren. In der Ruhl erblickt man bisweilen eine gläserne Kutsche, in dieser sitzen Hexen, die der Teufel spazieren fährt. Kommt man der Kutsche nahe, so verschwindet sie plötzlich. Bei Steinbach fahren sie durch den Hohlweg des Schäferberges, der weniger als ein Weg ist, und am Steiger. Die gläserne Hexenkutsche ist mit 6 Ziegenböcken, des Teufels Lieblingsvieh, bespannt, oder mit 6 Räppen ohne Kopf, der auch dem Kutscher fehlt. Manche sagen, daß in der einen Steinbacher Kutsche eine verwünschte Prinzessin fahre.

125. Sagen vom alten Schlosse Liebenstein.

Das alte, längst als Ruine die romantische Gegend des Badeortes Liebenstein zierende Bergschloß, welches sich auf ziemlich hohem, vom „Hain“ umgrünten Berggipfel über ersteren erhebt, ist von mancher Sage geschmückt. Den Namen aber, wie lieblich er klinge, und wie viel auch schon in seiner Nähe und in seinem Schattenhaine geliebt worden sein mag, trägt es nicht von der Liebe, sondern von der Loibe, Wald, wenn nicht vom Vornamen Lewin, dem man früh in der Familie derer von Stein begegnet. Schon bei der Erbauung dieses Schlosses wurde nach der alten heidnischen Opfersitte ein Kind, das von seiner Mutter verkauft wurde, lebendig in die Mauer eingeschlossen; das rief, ohne sein Verderben zu ahnen, anfangs: „Mutter! ich sehe Dich noch!“ dann schrie es kläglich: „Mutter! ich sehe Dich nicht mehr!“ Und bald darauf erfaßte Reue die unnatürliche Mutter, und sie stürzte sich von dem Felsen; nun umwandelt sie als unseliger Geist das alte Gemäuer, und lauscht dem Gewimmer ihres Kindes, und will es mit den Nägeln aus der Mauer graben. Manche sagen,

man höre das Kind nur alle sieben Jahre wimmern, und die Maurer, die es eingemauert, seien in Eulen verwandelt worden, die noch erbärmlicher schrieen als das Kind, und die so lange um die Trümmer fliegen müßten, als noch ein Stein derselben auf dem andern stehe. — Außer dieser Spukfrau wandelte sonst auch noch eine andere weiße Frau in den Trümmern umher, die ist aber erlöst worden durch ein Mädchen aus Schweina, welchem die gespenstige Wandlerin erschienen war, und ihr die Bedingungen gesagt hatte, an deren Erfüllung sich jene Erlösung knüpfte. Die Jungfrau mußte in den Kirchen zu Liebenstein, Barchfeld und Witzelrode opfern, und zwischen Ostern und Pfingsten für die Armen Brot backen, dann am goldenen Sonntage hinauf zur Burg gehen, was sie auch alles that, nur wurde sie durch Besuch etwas verspätet, und mußte eilen, doch nahm sie die besuchende Freundin mit. Oben an den hohlen Fenstersimsen stand schon ihrer harrend die schleierweiße Dame, und winkte sehr hastig und ängstlich, sich zu sputen. Die Mädchen eilen rasch empor, und hören, als sie in das Burgpförtchen eintreten, eine himmlische Musik; mitten in dem engen Raume des Mauerumfanges aber steht eine Truhe voll Kleinodien und Münzen offen da, die weiße Frau erscheint mit einem ganz verklärtem Gesichte, deutet nach dem offen dastehenden Schatze, und giebt zu verstehen, etwas auf denselben zu werfen; die Jungfrau, welcher derselbe beschert war, war aber so befangen und furchtsam — und da begann drunten in Liebenstein die Uhr zwölf zu schlagen, und mit dem ersten Schlage rief die weiße Frau mit einem zärtlichen und dankbaren Blick: Heil Dir! Heil mir! Ich bin erlöst! — Indem verschwand sie, verschwand auch der Schatz und verstummte die Musik. So hatte für ihr Erlösungswerk die Jungfrau für den Augenblick keinen Lohn, aber es ist ihr hernach immer wohl ergangen, sie hat Segen gehabt, und ist eine glückliche Braut und Frau geworden.

Manche wollen sogar nachts zwei weiße Jungfrauen, mit Schlüsselbunden am Gürtel, vom alten Schlosse herab nach dem kleinen Teich an der Straße, die von Schweina nach Liebenstein führt, erblickt haben, in welchem Teiche die Jungfrauen sich dann gebadet. In früherer Zeit, als das neue Schloß im Dorfe Liebenstein selbst noch von einer Adelsfamilie bewohnt war, zeigte sich in demselben eine schleierweiße Ahnfrau jedesmal, wenn in dieser Familie ein Todesfall eintreten sollte. — In der Grotte am Erdenfall, in welche Felsengänge tief in den Berg hinein führen, giebt es Wasserjungfrauen, die tief unter der Erde ihre krystallenen

Wohnungen haben, und durch meilenweite Gänge mit verrufenen Berghöhlen und Nixenflüssen in Verbindung stehen.

Zu einer Zeit hörten ein paar Liebensteiner Männer, daß ein Schatz droben in der Ruine stehe, den ein Geist bewache. Da legten sie Geld zusammen, und holten drüben von Dermbach vor der Rhön einen Jesuiten, der sollte den Geist zitiren und bannen, ihn auch fragen, womit der Schatz versetzt sei. Dies geschah und der beschworene Geist sagte, der Schatz könne mittelst eines ganz schwarzen Hahnes, an dem aber bei Leibe kein einziges weißes Federchen sein dürfe, gehoben werden. Nun war ein Mann dabei, den nannten seine Freunde Nakkelkappe, einer von den sehr klugen, wie es deren giebt, der sagte, solchen Hahn wolle er bald beischaffen. Schaffte auch einen kohlschwarzen Hahn bei, der nur ein einziges kleines weißes Federchen im Schwanze hatte, und dieses raufte ihm der sehr kluge Nakkelkappe heraus, so hatte der Hahn kein weißes Federchen mehr. War ein rechter Schlaukopf, der Nakkelkappe.

Um die Mitternachtsstunde trafen nun die Schatzgräber abermals droben im alten Schlosse Liebenstein ein, gruben ein Loch, hielten darüber den Hahn und stachen ihn mit einem Messer in die Brust, und ließen das Blut in das Loch träufeln. Da that es einen Krach, als breche der ganze alte Liebenstein zusammen, und eine Geisterstimme schrie: „Jetzt will ich dem den Hals umdrehen, der dem Hahn die weiße Feder ausgerauft hat!“ — Und alsbald kam ein Gespenst mit Hörnern, und stieß die Schätzgräber alle über den Haufen, den Nakkelkappe aber zuerst, und verfolgte sie bis eine ganze Strecke den Berg hinunter. Alle kamen mehr tot als lebendig heim. Der sehr kluge Nakkelkappe starb vom gehabten Schreck nach drei Tagen. Von diesen Männern ging nie wieder einer hinauf in das alte Schloß.

126. Die Teufelsmahten.

Vom alten Schlosse Liebenstein geht auch noch diese Sage, die mythischen Kreisen wieder zuleitet: Ein Herr von Stein, der droben in dem Steinnest wohnte, war etwas rauh und wild geartet, und schloß, da er sich vor dem Teufel nicht fürchtete, einen Pakt mit dem Teufel, daß er ihm dienen mußte so und so lange, und sann auf nichts, als den Teufel zu schinden und zu plagen, daß selbiger schier aus der Haut fahren mochte. So gab der Ritter von Stein einmal dem Teufel auf, auf dem großen Ackerfelde, das sich ostwärts der Burg weit ausbreitet, in einem Tage alles Getreide zu mähen, das hundert Schnitter in drei Tagen nicht voll-

bracht hätten. Nun stand es um den Pakt so, daß, wenn der Teufel nicht that, was der Ritter wollte, sofern es Erdenarbeit war, der Pakt null und nichtig wurde, daher that der Teufel ein Übriges, ließ sich von seinem guten Freunde Tod die Sense borgen und fing an auf Teufelsmanier zu mähen, nämlich bald rechts, bald links, mächtige Mahten, und schlug alles nieder, worauf er aber des Ritters Dienst so satt bekam, daß er ihm aufsagte, denn er war von solcher Arbeit so schachmatt geworden, daß er sich kaum noch regen konnte. Damals soll er, wie ein schönes Märlein erzählt, sich in die Einsamkeit zurückgezogen und den Branntwein, das gebrannte Teufelswasser, zu seiner eigenen Stärkung erfunden haben.

127. Die Geister des Flußberges.

Hinter und über Liebenstein und Steinbach erhebt sich ein oben bewaldeter Bergkopf, der mit Felszacken gekrönt ist, die sich ausnehmen wie eine Trümmerburg, mit Mauern und Türmen. Die Felsenmauer ist 1000 Schritt lang und 20 bis 40 Fuß hoch. Alle diese Felsen bestehen aus grünlich schimmerndem Flußspath, daher der Name des Berges Flußberg. Er ist von mythischen Sagen umschwebt, und abermals einer der Herdstätten der wilden Heeressage. Nie war es droben geheuer, nie ging gern ein Mensch zu dem einsamen Felsenpalast, der Geisterwohnung, zumal wenn der Abend dämmerte, oder gar bei Nacht. Solche einsamen Wanderer wurden stets geneckt, bald am Ohr gezupft, oder an der Jacke, oder mit Maulschellen bewirtet, die von unsichtbaren Händen kamen. Manch einer hörte sich beim Namen rufen und erblickte nie einen Rufer, oder hörte vor sich her eine wimmernde und barmende Stimme, wie von einem weinenden Kinde, und ging er nach, so war es immer eine Strecke vor ihm, und ehe er sich's versah, war er gänzlich irre geführt, oder stürzte in eine der zahlreichen Schluchten und Klüfte, zuletzt selbst in die größte, das verrufene Flußloch hinein, denn diese gähnende Kluft steht 40 Fuß weit offen zu Tage und führt in unergründliche Höhlengänge tief in den Bergesschoß hinunter. Drunten treiben Wichtlein ihr Wesen, welche in dieser Gegend „Bergmännchen" heißen, und auch sonst in der Nähe von Steinbach und Atterode, beim Eisermannstein sich gezeigt haben, als das Bergwerk noch blühte, und die Einwohner von Steinbach noch Bergknappen und nicht Messermacher, wie jetzt, waren. Das ewige Pochen und Klopfen der Hämmer und das Schrillen und Schwirren der geschliffenen Klingen hat die Bergmännchen vertrieben. Einst

ging ein Bergknappe aus Steinbach auf die „Windleite“. Als er noch eine Strecke davon war, sah er eine Menge kleine Bergmännchen an der Winde stehen und eifrig aufwinden, andere schienen emsig bemüht, Gestein zu zerkleinern. Wie aber der Knappe täppisch näher kam, stürzten sich alle die Bergmännchen kopfüber hinab in den Schacht, die Winde versank vor seinen Augen und der ganze Schacht brach zusammen. Darüber erschrak der Knappe so heftig, daß er alsbald hinüber über die große Hirschbalz in die Ruhl ging und sich bei einem Messerschmied in die Lehre gab, und als er ausgelernt hatte, das Messerschmiede-Handwerk in seine Heimat brachte, und dort als erster Meister sich aufthat.

Im Flußberge hat das „wütige Heer“ einen seiner Sitze und Rastorte. Das zieht aus dem Hörselberge nach seiner Felsenburg und Höhle auf den großen Wartberg, von da zum Felstrümmerschloß auf den Gerberstein, von da über die große Hirschbalz, wo es ohnehin nicht geheuer, wo man Feuermänner des Nachts lodern und mit andern streiten sieht, auf und in den Flußberg, und läßt sich darin nieder. Wehe dem, dem es auf seinem brausenden Zug begegnet, denn es dreht ihm den Hals um. Nur das eine giebt Schutz, wenn man es herunterbrausen hört, sich platt und der Länge lang auf den Boden und aufs Gesicht zu legen, und ein Vaterunser zu beten, denn das Heer muß mit seinen Larven stetig in der Luft bleiben, darf Gottes Erde nicht berühren, und nur in Berghöhlen darf sichs einthun, um die Verdammten zu quälen, die in ihnen Pein leiden.

Die Sage eignet dem Flußberg vorzugsweise drei Männer der nächsten Umgegend zu, welche, ob sträflicher Unthaten des Betruges und des Grenzsteinverrückens, nachdem sie auf Erden schrecklich gespukt, endlich von Jesuiten gebannt, und als böse Putze und Pöpel in das Flußloch getragen wurden. Da drunten sitzen sie und spielen mit eisernen glühenden Karten, rumoren greulich, werfen einander ihre Sünden und Laster vor, und prügeln einander. Oft haben Leute, die durch den Flußberg mußten, ihr lärmendes Geschrei und Geheul gehört, und den Spektakel, den sie machten, ärger als das wütige Heer.

128. Hausgeister in Brotterode.

In der Gegend des Fleckens Brotterode, am östlichen Fuße des Inselberges, lebt ebenfalls die Wichtleinssage, nur daß diese Erdzwerge dort minder als Berggeister, denn als hülfreiche Hütchen und Hausgeister auftreten. Auf einer großen Waldwiese zwischen

Brotterode und der Ruhl, welche „der Mönch“ heißt, stand einst eine Schleifmühle, deren Besitzer ein Hausgeist fleißig diente. Sonach müssen diese Hütchen sich leichter als andere an das Geräusch der Klingen und Schleifsteine gewöhnt haben, als die Berggeister um Steinbach. Das Hütchen in dieser Schleifmühle schliff selbst unermüdlich, und der Schleifer brauchte seine Klingen nur in das Werk zu thun und sich dann nicht weiter drum zu bekümmern, er fand sie dann am andern Morgen nicht nur geschliffen, sondern auch poliert wieder. Zu Zeiten ließ sich das Hütchen auch erblicken — es trug sich wunderlich genug, erschien als ein kleines Männlein, so groß etwa als ein einjähriges Kind, hatte ein Hütchen auf, das einer umgestülpten Glockenblume oder einer Fingerhutblüte glich, und gab zu Zeiten einen eigentümlichen Ton von sich. Da wandelte eines Tages dem Schleifmüller in seltsamer Laune die Lust an, diesen Ton seines kleinen Hülfsgeistes spöttlich nachzuahmen, als das Hütchen sich zuerst vor ihm sehen und diesen Ton vernehmen ließ. Da verstummte der Geist und verschwand. Am andern Morgen lagen die Klingen ungeschliffen im Werke, am folgenden stand das Wasserrad — der Müller verfiel in große Armut, bis er zuletzt gar verdarb und selbst von seinem Hause nicht die kleinste Spur mehr übrig ist.

In einer andern Schleifmühle, welche 2 Brüder inne hatten, waren auch 2 Hütchen thätig, und die Brüder kamen zu gutem Ansehen und Vermögen.

Auch sie erblickten bisweilen die Hausgeisterlein, und zwar in äußerst dürftiger Kleidung, und da geschah es, daß sie miteinander eins wurden, auf gemeinschaftliche Kosten den Wichtlein neue und schöne Kleider machen zu lassen. Solches thaten die Brüder, ließen nach ungefährem Maßstabe rote Jäckchen, blaue Höschen und braune Mützchen machen, und legten diese Kleidungsstücke neben die zu schleifenden Klingen. Wie die Hütchen diese Stücke erblickten, wurden sie sichtbar und sprachen mit traurigen Abschiedsblicken:

Da liegt nun unser Lohn —
Jetzt müssen wir auf und davon! —

rafften die Kleider auf und kamen niemals wieder. Auch diese Mühle ging ein, und wo sie stand, blieb bloß am Boden der leere Schall des Namens: „Die Schleifmühle“ haften.

129. Erscheinende Jungfrauen.

Auch in und um Brotterode ist die so weit verbreitete Jungfrauensage heimisch. Über dem Orte soll das Schloß eines Grafen

Bruno oder Brunwart gestanden haben, daher der Ort früher Brunwartsrode, nach diesem ersten Herrn und Gebieter, genannt worden sei. Alle sieben Jahre zeigte sich diese Jungfrau, von einem Hündlein begleitet, und sprach leise vor sich hin:

Ein Knäblein, ein Knäblein,
Von sieben Jahren,
Mit weißen Haaren,
Kann von dem bösen
Bann mich erlösen.

Manche sagen, die Gräfin, die in der Burg gelebt, sei eine stolze und herrische Schönheit gewesen, die nichts lieber gehabt, als ihr schönes langes Haar, daher sie sich auch eigens eine Dienerin darauf gehalten, ihr das Haar zu strählen. Es konnte dabei nicht fehlen, daß die Herrin, die sehr ungeduldiger Natur war, mit solchen Dienerinnen oft wechselte, da es ihr keine zu Dank machte, und es sehr schwer war, das schöne lange Haar in Ordnung zu halten, und beim Strählen so zu verfahren, daß es die Besitzerin nicht zu Zeiten etwas wenig rupfte. Da kam auch einmal eine solche Strählersche, wie die Brotteroder statt Strählerin sagen, zu dieser stolzen und strengen Gräfin, das war ein Wünschelfräulein, dem die Gabe gegeben war, daß alles geschah, was es wünschte. Über dieselbe geriet bald genug die Gräfin, wie über alle, die vor jener dieselbe Stelle bei ihr bekleidet hatten, in grimmigen Zorn, und wünschte der Strählerin dies und das Schlimme und Ungute, und gab ihr so lange heftige Worte, bis in der Strählerin endlich auch der Zorn aufwallte, und sie die Worte ausstieß: Ei so wünsch' ich, daß Ihr samt mir und dem ganzen Schloß gleich zwanzig Klafter tief unterm Erdboden säßet. Krach! da erzitterte der Bau und begann alsbald zu sinken, und die Erde schloß sich über ihm und allen seinen Insassen. Nun aber hatte das Wünschelfräulein seinen letzten Wunsch noch zu thun, aber, statt sich die ewige Seligkeit zu wünschen, wünschte es nur von Zeit zu Zeit herauf ans Tageslicht zu kommen, um zu sehen, wie es da oben auf der Erde beschaffen sei, und sich dabei auch ein wenig sehen zu lassen. Viele sagen, die Gräfin dürfe dann auch mit herauf, um sich dann ihr Haar in der Sonne strählen zu lassen, müsse aber mäuschenstill dabei sein und dürfe nimmermehr wieder zanken. Das sei ihre Strafe, weil sie beim Erdenleben zuviel gezankt.

In einem Keller zu Brotterode, und zwar in dem des alten Gemeindewirtshauses, hat sich ein Geist in Gestalt einer Flitterbraut gezeigt, und in der Küche eine Brautzüchterin (anderorts Kränzlerin, Brautjungfer). Die letztere griff immer ängstlich und

hastig nach einer kleinen Lücke in der Wand, bis ein Mann gewahrte, daß aus der Öffnung einige Fädchen heraushingen. Er faßte sie, zog daran, und es folgte ein altmorsches Beutelchen von Leinwand, das nur ein paar alte schimmelige Silbergröschlein enthielt. Damit war die Züchterin erlöst. Die andere, die Flitterbraut, fand später ebenfalls ihre Erlösung. Sie war Hüterin eines Schatzes, der dadurch glücklich gehoben wurde, daß sie der Tochter des Hauses erschien, und daß diese sie anredete, weil sie glaubte, es sei eine Freundin, die an diesem Tage just Hochzeit hatte, und deren Hochzeit im Wirtshause ausgerichtet wurde. Der Schatz wurde gehoben, der Wirt wurde zum reichen Manne, aber die Tochter begann zu kränkeln, und starb bald darauf, nachdem sie die Erscheinung der Flitterbraut erblickt und mit derselben gesprochen hatte — denn es ist nicht gut mit Geistern zu sprechen, und man sagt, daß von denen, die der Hebung eines Schatzes beiwohnen, stets einer oder zwei bald sterben müssen.

Von Geistern und Schätzen gehen in Brotterode viele Sagen, die einander meist sehr ähneln. Auch Hirtensagen sind in diesen waldigen Gebirgshöhen und Thälern heimisch von vielerlei Spuk. Nahe beim Orte liegt ein Berg, der heißt „Ave Maria", darauf hat ein Kapellchen gestanden, in dem zum Ave geläutet wurde. Ein wunderlicher Felsen in der Nähe heißt „die Kirche", und ein anderer Fels daneben die Kanzel.

Auf dem Wege von Brotterode nach Tabarz kommt man an einer Felsreihe vorbei, die heißt „die ungeheure Mauer", nicht von ungeheurer Größe, sondern von der gespenstigen Ungeheuerlichkeit, denn vielen ist es begegnet, die dort vorbeigingen, daß sie wispern und sprechen hörten, und zwar wurde zu ihnen gesprochen, und doch sahen sie niemand und verstanden nicht, was gesprochen wurde, fast wie im Wisperthale und am Wisperbache unweit Lorch am Rhein.

130. „Karle quintes Junn."

In eigentümlicher Weise heftet die Sage sich gern an Helden- und große Kaisernamen; bannt deren Träger in Bergestiefen, und läßt sie mit ihren Wappner-Scharen herausziehen aus dem sich öffnenden Schoß der Berge. Man denke an Widukind in der Babilonie, an Karl den Großen im Gudensberge, an Friedrich den Rotbart im Kyffhäuser und im Untersberge, an die Kaiser unter der Burg zu Nürnberg und im fränkischen Guckenberge, an den Siegfried unter Burg Geroldseck 2c., und so wird auch Kaiser Karl der

Fünfte in diesen mythischen Sagenkreis hereingezogen, ja es widerfährt noch ungleich später glorreich aufgetretenen Helden ein Gleiches.

Wunderbar und ohne allen historischen Halt läßt denn auch die örtliche Sage die Gemahlin Karl V. auf einer Reise nach Brotterode gelangen, und dort, da Wehen sie überfallen, eine Niederkunft halten. Die Gemeinde zeigt sich stolz auf das ihr so unverhoffte Glück, wartet der hohen Wöchnerin und der Amme auf mit dem besten Bier, und hält die Kaiserin in höchsten Ehren. Das erfreut denn auch des Kaisers Herz und er begabt den Ort mit trefflichen Freiheiten, schenkt ihm einen großen Wald, auch das Blutgericht, und ein Fahnenlehen, welches besagt, daß, so lange die Brotteroder Kirmse währt, jeder Nachbar, will sagen Hausbesitzer, Bier schänken und auch selbst trinken darf, so viel er kann und mag; darf auch in „der Braut“ fischen, so heißt der Bergbach, der den Ort durchrollt, und tiefer unten die Lauter oder den Lauterbach aufnimmt, da denn beide vereinte Bäche „die Druse“ heißen, durchs Drusenthal und das Dorf Drusen rinnen, und endlich in die Werra fallen. Vom Drusenthale haben die übergelehrten Schriftler und Diftler viel gefabelt, daß weiland der Römerfeldherr Drusus hindurch gezogen und seinen Namen dem Thale, das nie einen alten Römer sah, zurückgelassen habe. Die Druse hieß am Anfang des zehnten Jahrhunderts Drusanda, und an Drusus dachte keine vernünftige Seele.

Die vom Kaiser Karl V. den Brotterodern zum Fahnenlehen verliehene Fahne verehrten sie wie ein Heiligtum, und erneuern sie noch heute, wenn ihr Tuch in Abgang kommt, denn alljährlich hängt sie acht Tage lang, so lange die Kirmse dauert, aus einem Schallloche des Kirchturmes. Man nennt sie in der örtlichen Sprache nur „die Funn von Karle quintes“. Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen; es ist auf das schwarze Tuch mit gelbem Garn ein Bergwappen; Keil und Schlageisen ins Andreaskreuz gelegt, darüber eine Krone eingenäht. Beim großen Brande im Jahre 1895 ist auch jene Fahne mit verbrannt.

131. Vom Inselberge und Rennsteige.

Im schönsten Teile Thüringens erhebt der Inselberg sein mächtiges Haupt. Lange Zeit hielt man ihn für den höchsten der Berge des Thüringer Waldes, ja überhaupt für den höchsten Berg in ganz Thüringen, und mühte sich mit allem Fleiße, seinem Namen eine falsche Ableitung zu geben. Da sollte er „Heunselberg“ heißen, von den Heunen, und Emsenberg, weil ihm ein Flüßchen entspringt, das die „Emse“ genannt wird. Einzelberg klang auch nicht übel,

da sein Gipfel vereinzelt über die Nachbarberggipfel emporragt, sonst liegt der Berg gar nicht vereinzelt. Oft aber hebt sich dieser Gipfel, einer Insel gleich, über dem ihn umwogenden Nebelmeere, das hat ihm den Namen verschafft. Das Volk spricht insgemein Inselsberg, wie es schmerzensreich, demutsvoll rc. spricht.

Über den Inselberg nicht nur, sondern auch über den ganzen Kamm des Thüringerwaldes hin, zieht sich der Rennsteig, Rennstieg, Rennweg, Rinneweg, Reinweg, über dessen Namen ebenfalls viel Fabulierens ist. Vor alten Zeiten mußte nach früherer, wichtiger Sitte, jeder Landgraf, sobald er zur Regierung gekommen war, mit seinen Vasallen diesen Rennsteig reiten, denn derselbe galt als Landesgrenze und Völkerscheide zwischen Thüringen und dem Frankenlande, daher findet man auch noch in Büchern die Benennung „Reiterstraße". Man überblickt vom Inselberg, schönste Aussicht genießend, einen großen Teil des Thüringer Landes mit zahlreichen Hochwarten der Sage wie der Geschichte: Wartburg und Hermannstein, Harz und Hainich, Sachsenburg und Kyffhäuser, Tenneberg, Hörselberg und die drei Gleichen, Schauenburg und Altenberge mit dem thüringischen Candelaber, Dolmar und Geba; Beerberg und Schneekopf, den Krainberg und den fernen Meißner — diese alle umziehen in weitem und mannigfaltig mit Städten, Dörfern, Schlössern und Bergen geschmücktem Rundbilde den Hochgipfel.

Um den Inselberg ist die Venetianersage vorwaltend; mehrere Bergklüfte und Höhen werden genannt, in denen Welsche gehaust haben sollen, und den Reichtum des Gebirges fortgetragen, Sagen, die sich in gleicher Weise in den engen Thalrinnen um den Schneekopf wiederholen, wie auf allen deutschen Gebirgen, und die auch in Tirol nicht minder häufig sind. Meist heftet die Sage diesen Venetianern etwas Dämonisches an, schreibt ihnen übernatürliche Kenntnis und Künste zu. Von einigen Orten am Fuße des Inselberges berichtet die Sage, daß sie Bergleuten, die vom Harzgebirge herüber gekommen, ihre Gründung verdanken, insonderheit Kabarz und Tabarz, die am Ausgange des Lauchagrundes liegen, der einst Goldkörner geführt haben soll.

132. Die weiße Frau auf Tenneberg.

Uber dem Städtchen Waltershausen erhebt sich das stattliche Haus Tenneberg, ein altes Schloß der Thüringer Landgrafen, noch baulich wohlerhalten und bewohnt. Einst war es Eigentum und Vatergeschenk des Bastards Landgraf Albrecht des Entarteten, Apitz,

der es aber bald wieder räumen mußte. Die Sage weiß vieles zu berichten von einer weißen Frau, die sich zur Nachtzeit erblicken läßt, hervorwandelt aus einem Turme, in dem ihr Grab sein soll, und dessen Fenster bisweilen lichthell blinken sollen. Man sagt, diese weiße Frau sei der ruhelose Geist einer geheimnisvollen Fremden, die vor dreihundert Jahren an den Hof Johann Friedrich des Mittleren, Herzogs zu Sachsen, kam, und aussagte, sie sei Anna von Cleve, geschiedene Gemahlin König Heinrich VIII. von England, die man zwar für tot ausgab, aber sie sei nicht gestorben, sondern der englischen Drangsal entflohen. Nun soll man aber auf die Vermutung gekommen sein, jene Frau sei nicht Anna von Cleve, Englands gewesene Königin, und habe sie auf Tenneberg eingekerkert, sehr übel behandelt, ja gefoltert, bis sie wahnsinnig wurde und sich selbst Teufelsumganges zieh. Sie saß in einem gemauerten Gewölbe des erwähnten Turmes, und trug ein langes weißes Kleid, und in diesem Turme soll sie denn auch gestorben sein, und nun umgehen mit vorwurfsvollem Blick, starrem Schmerz in ihrem erdfahlen Antlitz, eine trauervolle und unheilkündende Erscheinung; auch habe sie dem Hause des Landesherrn ihren Fluch gegeben, der am Herzog Johann Friedrich dem Mittleren sich genugsam durch das traurigste Geschick erfüllte, und fortwirkend haften blieb an jedem „Johann Friedrich“ durch frühen Tod oder Tod im Irrsinn, so daß ein Hausgesetz errichtet ward, diesen Namen nie wieder einem Prinzen beizulegen.

133. Fische auf Bäumen.

Dicht unterm Schlosse Tenneberg ist die freundliche Waldstadt Waltershausen erbaut, deren Namen man teils einfach vom Walde, teils gesucht von Balderich, dem Sohne des Königs Bisinfried von Thüringen ableitete. Heinrich der Finkler erhob den Ort zur Stadt, und umzog ihn mit Mauern. Er gewann vier Vorstädte, blieb aber doch klein. Die Stadt führt in ihrem Siegel einen schwimmenden Karpfen zwischen drei Bäumen, und soll es mit dieses Wappens Entstehung eine besondere Bewandtnis haben. Vor dem Waldthore am Strömelberge sprang eine schöne Quelle, welcher der sonst ziemlich wasserarmen Stadt das Trinkwasser zuführte. Da geschah es eines Tages, daß infolge einer Erderschütterung die Quelle so heftig ausbrach, daß sie als ein wilder Bergstrom sich in das Thal ergoß, der durch das Waldthor in die Stadt herein brauste, sie und die ganze Gegend furchtbar überschwemmte, und bis in die oberen Stockwerke der Häuser drang.

Da war guter Rat sehr teuer, zudem das Wasser, obschon die heftige Strömung bald nachließ, fort und fort allzustark hervorquoll. Man fand allerlei Fische, Aale, Karpfen, Hechte und Forellen auf Bäumen, und das wurde Anlaß zum Angedenken an diese Flut das Stadtwappen so zu bestimmen, wie es nach der Hand an vielen Urkunden ersichtlich ist. Der Stadtrat berief aber auch zugleich einen nekromantischen Mönch aus Reinhardsbrunn, daß er die Quelle besprechend stopfe, und dieser erheischte als Sühne für den zürnenden Wassergeist den berühmten Sammetärmel, mit dem sich in kleinen thüringischen Städtlein, wie man auch von Plaue bei Arnstadt, Blankenburg, Wasungen u. A. meldet, ehedem der Bürgermeister Sonntags aus dem Fenster legte, um die Leute glauben zu machen, er besitze einen völligen Talar von Sammet. Diesen Ärmel stopfte der Reinhardsbrunner Mönch unter gemurmelten Zaubersprüchen in die Quelle, und alsbald hörte sie auf zu fließen, und zwar so, daß auch kein Tropfen mehr ausfloß. Da war guter Rat abermals teuer, denn es gab nun kein Trinkwasser mehr zu Waltershausen, und das gute Bier, das man daselbst schon seit hundert Jahren braut, verstand man noch nicht zu brauen, ist auch schwer, Bier zu brauen ohne Wasser. Da wurde die Stadtgemeinde Waltershausen mit der Dorfgemeinde Wahlwinkel einig um einen Bach, den die erstere der letzteren um ein Stück Tannenwald abtauschte, und mit großen Kosten in die Stadt leiten ließ. Jene Quellstätte heißt heute noch „Der Sammetärmel".

134. Die Gründung vom Kloster Reinhardsbrunn.

Etwas Wunderbares geschah zu den Zeiten, als Graf Ludwig II. von Thüringen, der Sohn Ludwigs mit dem Barte und der Erbauer der Wartburg regierte. Dieser Graf hatte sein väterliches Erbteil wesentlich vermehrt, den Pfalzgrafen Friedrich zu Sachsen ermordet, dessen Witwe geheiratet, war von der Veste Giebichenstein bei Halle entsprungen, und wohnte mit seiner Hausfrau auf der Veste Schauenburg, wo beiden die Reue ankam über das, was sie im Einverständnis Schlimmes gegen den Pfalzgrafen gethan. Darauf wallte Graf Ludwig gen Rom, und empfing vom Papste Stephan Vergebung der Sünden unter der Bedingung, daß er ein Kloster stifte, und in demselben selbst als Mönch seine Sünden abbüße.

Zu derselben Zeit wohnte in dem Waldthale, das sich unweit Waltershausen und Tenneberg nach Friedrichrode erstreckt, ein Töpfer, Namens Reinhard, in der Nähe eines starkfließenden Brunnens. Dieser erblickte plötzlich Nacht um Nacht zwei brennende

Lichter, die hellen Glanz verbreiteten, so wie er aber auf dieselben zuging, verschwanden sie, und sobald er sich entfernte, leuchteten sie wieder. Von dieser Erscheinung empfing Graf Ludwig Kunde, ritt selbst an den Ort, und sah die wunderbaren Flämmchen. Und da er die ganze Zeit her gesonnen, wohin er das gelobte Kloster erbauen solle? nahm er sie für ein göttliches Zeichen, das hier und nirgends anderswohin der himmlische Vater das neue Kloster haben wolle. Er ordnete den Bau an und gab dem neuen Hause von dem Töpfer und dem Borne den Namen Reinhardsbrunn. Als das Kloster fertig und geweiht, auch mit Mönchen des Benedictinerordens versehen war, begab sich der Stifter und Gründer selbst in dasselbe, starb darin und ward darin begraben.

135. Das Landgrafenbegräbnis zu Reinhardsbrunn.

Wie sich Graf Ludwig von Thüringen, zubenannt „der Springer oder Salier", in dem von ihm gegründeten Kloster hatte begraben lassen, so that auch die Mehrzahl seiner Nachkommen ein Gleiches. Als Ludwig, der erste Landgraf, des genannten Sohn, auf Wartburg gestorben war, wurde er gen Reinhardsbrunn geführt und dort beigesetzt, und da Landgraf Ludwig der Eiserne auf seiner Neuenburg an der Unstrut im Sterben lag, legte er seinen um ihn versammelten Vasallen noch zur Buße ihrer Aufruhrgelüste auf, ihn im Sarge von Freiburg bis nach Reinhardsbrunn auf ihren Schultern zu tragen, ein schweres Stück Arbeit, auch wenn ihrer viele waren, und oft gewechselt werden mochte, denn die Weglänge betrug mehr denn 10 Meilen, aber sie gelobten es ihm in die Hand bei Treu und Glauben, weil sie gelernt hatten, ihn, seit er vom Schmiede in der Ruhl hart geschmiedet war, mehr als den Teufel selbst zu fürchten; ja sie hatten zu befürchten, er möchte etwa sich tot stellen, sein Begräbnis anordnen, und wehe ihnen dann, wenn er noch lebendig war, und sie ihn nicht trugen. So hielten sie denn ihr Gelübde, und trugen ihn, wie unerträglich ihnen auch solches Tragen fiel und vorkam. Ludwig der Milde starb in Accon und seine Gebeine kamen nach Reinhardsbrunn in das landgräfliche Erbbegräbnis. Gleichermaßen die seines Sohnes Ludwig des Heiligen, der ganz besonders Reinhardsbrunn schätzte und schützte, der die von einem Herrn von Salza auf dem Altenberge zum Schaden des Klosters aufgeschlagene Bergfriede brach, und jenem Urfehde abdrang; der um ein den immer durstigen Mönchen geraubtes Stückfaß Wein bis tief nach Franken hinein eine Heerfahrt that, und den Räuber zur

Wiedergabe zwang. Seine Gebeine wurden aus Otranto nach der Gruft in der Reinhardsbrunner Klosterkirche geführt.

Der letzte Landgraf, dessen irdische Überreste im Kloster Reinhardsbrunn ihre Ruhestätte fanden, war Friedrich der Einfache, mit ihm erlosch zugleich das Thüringer Landgrafentum.

136. Der fromme Bäcker.

Im Kloster zu Reinhardsbrunn lebte, als es noch im hohen Flor war, ein frommer Bäcker, des Namens Wolfhart, der ganz das Gegenteil seines Namens war, weder ein hachiger Wolf, wie so viele seines Zeichens, noch hart gegen die Armen. Da fiel eine Zeit schwerer Teuerung und Hungersnot ein, und die Bettler drängten sich in ungewöhnlichen Scharen, Almosen des Klosters zu heischen. Nun hatte der Abt des Klosters seit lange dem Bäcker, dessen Redlichkeit, Frommsinn und Menschenliebe ihm bekannt war, die Austeilung der für die Armen bestimmten Brotspende übertragen; da er nun sah, daß der Bäcker weit mehr Brot austeilte, als sonst, und keinen Armen ohne Spende aus der Klosterpforte gehen ließ, so fürchtete der Abt, es möge bei dem eingetretenen Kornmangel zuletzt dem Konvente selbst an Nahrung gebrechen, und sprach darüber mit dem Bäcker, der aber erwiderte getrost: „Wir haben des Kornes vollauf, und dürfen nicht sorgen.“ Gleichwohl gebot der Abt dem Bäcker die äußerste Sparsamkeit, und verordnete, nur an bestimmten Tagen die Armen zu speisen — aber gleich am andern Tage, welcher keiner der bestimmten Tage war, sah der Abt den Bäckermeister mit bauschenden Geren (Rockschoß) voll Brot über den Hof kommen und nach der Pforte zu schreiten, wo die Armen harrten. Rasch trat der Abt ihn an, wie Landgraf Ludwig vordessen die heilige Elisabeth am Wartburggange, mit der Frage: „Was trägst Du?“ — „Späne! Herr Abt Gnaden!“ antwortete der Bäcker. Da riß der Abt ihm den Rockschoß auf, und da fielen eitel Hobelspäne heraus. Der besorgte Abt aber begab sich nun in eigener Person auf den Fruchtboden, und erschrak nicht wenig, als er denselben fast leer fand, und so wenig Vorrat, daß damit der Konvent unmöglich ausreichen konnte, und wenn auch gar kein Brot an die Armen gegeben wurde. Sehr erzürnt ließ der Abt den Bäcker nun zu sich entbieten und schalt ihn übel, und sagte ihm, der Fruchtboden sei ja fast leer, und wohin er denke? Woher er Brotfrucht nehmen wolle? — Der fromme Bäcker hörte des Abtes Strafpredigt

ganz geduldig an und sprach dann: „Herr Abt Gnaden, ich kann's nicht glauben!" — „So sollst Du es schauen, folge mir!" — gebot der Abt, und der Bruder Kornrentner mußte abermals mit hinauf und den Fruchtboden öffnen. Und da stand Kornes die Fülle, Sack an Sack, genug auf Jahr und Tag und schier fürs halbe Land. Da traute der Abt kaum seinen Augen, erhob seine Hände betend und lobpreisend, und sprach zu dem Bäckermeister: „Bruder, Du solltest des Klosters Abt sein, denn dein Glaube ist mächtiger, wie der meine. Walte im Segen Deines Doppelamtes!"

137. Der steinerne Kopf.

Das Waldstädtchen Friedrichrode nahe bei Reinhardsbrunn und dicht unter der Schauenburg, berühmt durch sein herrliches Wasser, durch seine Leinwandbleichereien und seine Sommerfrischen, ist ziemlich alt. Zwei Brüder, Friedrich und Ernst, welche den Boden dieser waldigen Gegend zuerst gerodet, sollen die ersten Urheber von Friedrichrode und Ernstrode gewesen sein. Der erste Ort hatte früher vielleicht mehr als jetzt von der Spottsucht seiner Nachbarn zu leiden. Letztere dichteten auf Friedrichrode ein arges, garstiges Spottlied — das hin und her auch auf Brotterode, Orlamünde und andere kleine Berg- und Landstädtlein gesungen wird. Wer es hören will, mag in Friedrichrode danach fragen, und frage daselbst insonderheit nach dem letzten Vers, der wird ihn traun erbauen.

Im Rathaus zu Friedrichrode ist ein steinerner Mannskopf eingemauert, mit weit aufgesperrtem Munde. Davon erzählen die neckluftigen Spötter: Einst kam ein fremdländischer Wanderer weit her gereist, sah Friedrichrode vor sich liegen und begegnete einem Friedrichroder Manne; den fragte er alsbald: „Guter Freund! Was ist das für ein Dorf? Wie heißt dieses Dorf?" — Darauf antwortete der Friedrichroder beleidigt: „Guter Freund! Das ist kein Dorf, und das heißt kein Dorf! Das ist die Stadt Friedrichrode!" — Wie der Eingeborne selbes sagte, blieb dem Fremdling vor Verwunderung und Staunen der Mund weit offen stehen, und konnte ihn nimmer wieder zubringen. Darauf wurde vom hochweisen Rate zu Friedrichrode beschlossen, zum warnenden Wahrzeichen einen solchen Kopf, der das Maul vor Staunen aufsperre, am Stadtthore anbringen zu lassen, damit sich jeder ein Beispiel daran nehme.

138. Vom Sankt Johanniskirchlein.

Von Friedrichrode wandelt man zum Teil auf den herrlichgrünen Bleichwiesen und durch waldige Gehege oder auch über Bergpfade nach Georgenthal, einem stattlichen Amtsdorf, in welchem vormals ein berühmtes Kloster stand, von dessen Kirche Mauergrund und Säulenreste in neuerer Zeit ausgegraben wurden. Wandelt man über die Berghöhen, so wird das Dorf Altenberga berührt, und mit ihm ein geheiligter Boden, denn gleich über Altenberga erhebt sich ein freistehender und weit sichtbarer Bergkopf, und auf diesem hat, der alten Sage nach, Bonifacius-Winfried nächst jener Kapelle bei Schloß Altenstein, die erste Christenkirche in Thüringen begründet, und dieselbe in die Ehre Sankt Johannes des Täufers geweiht. Es war aber auch diese Höhe schon vor Bonifacius Ankunft ein geheiligter Ort, und wenn die auf genaueren Forstkarten am Abhange dieses Berges verzeichneten Namen „Ölberg" und „Heiligenholz" auf christliches Altertum hinzeigen, so erinnert der Name des Waldes, der den Bergscheitel unmittelbar bedeckt: „Hain" an die vorzeitliche Bedeutsamkeit dieser Stätte. Oft faßte das kleine Kirchlein nicht die Menge der Hörer, wenn der Gottesmann predigte, und die Menge der auf dem Berge versammelten Raben, Dohlen und Krähen störte durch ihr Geschrei die Predigt. Da der fromme Bischof diese Störung zum Heile der neuen Gläubigen nicht dulden wollte, so wünschte er unter Gebet die Vögel weg, und siehe da, augenblicklich zerstreuten sich deren Scharen nach allen Winden, und kamen niemals wieder. Die ersten Christen der Gegend fanden auch ihre Ruhestätte droben bei dem Kirchlein, das später, als es baufällig wurde, Graf Ludwig mit dem Barte wieder herstellen, und darin seinen erstgeborenen Sohn taufen ließ. Allmählich wurde aber das St. Johanneskirchlein zu eng, und der Kirchhof zu klein, um die zuströmende Menge der Lebenden und Toten zu fassen. Da beschlossen die den Berg zunächst umwohnenden Dorfgemeinden, das Kirchlein abzubrechen, und am Fuße des steilen und beschwerlich zu erklimmenden Bergkegels bei dem Dorfe Altenberga, das an dessen Fuße, aber doch noch beträchtlich hoch liegt, wieder erweitert aufzubauen. Aber Sankt Johannis Kirchlein wollte nicht im Thale oder am Bergesfuße stehen, sondern auf der Höhe bleiben, auf der es stand, und so geschah es, daß sich an jedem frischen Morgen das Tages zuvor herabgeschaffte Baumaterial wieder droben befand. Da mußte man das alte Kirchlein wieder leidlich herstellen, und wenn man in Altenberga eine Kirche haben wollte, eine neue daselbst aufrichten, und dann hat das Sankt Johanniskirchlein noch lange

gestanden, bis es von selbst verfiel. In neuer Zeit wurde an seiner Stelle der große thüringische Candelaber zur Erinnerung an die Bedeutung dieser hehren Stätte von Sandstein errichtet, ein Riesenleuchter, aus dessen Becken drei Flammen, die drei christlichen Hauptconfessionen, schlagen, und ist auch von Priestern der drei Kirchen in christlich brüderlicher Liebe eingeweiht worden.

139. Asolverod.

Ein Graf von Kevernburg, des Namens Sizzo, erbaute hinter dem Sankt Johanniskirchlein auf der Berghöhe noch eine Kirche, und weihte sie dem heiligen Georg; noch heißt der Platz, wo diese Kirche stand: „Sinn Jörgen." Dann faßte der Graf mit seiner frommen Gemahlin Gisela und beider Söhnen Heinrich und Günther den Entschluß, ihre fromme Stiftung zu erweitern, fanden aber auf dem alten Berge keinen Raum, wohl aber im nahen Thale, daselbst ein Mann, mit Namen Asolv, bereits die Waldung gerodet hatte, dessen Land erkürten jene, erbauten darauf die Kirche und das Kloster und nannten es Asolverod, und da man früher den Ort, wo die erste dem heiligen Georg geweihte Kirche stand, Georgenberg genannt, so nannte man die Klosterstätte nun Georgenthal. Zum Grafen Sizzo kam ein Verwandter, Graf Eberhard von Berg und von der Mark, der auf einer langen Pilgerfahrt durch die Lande reiste, frommen Sinnes und geistlich geworden war, der wurde der erste Abt des Klosters, doch starb er nicht in Georgenthal, sondern pilgerte weiter, und gründete später mit seinem Bruder Adolph das Kloster Altenberge in der Rheingegend, und gaben diesem Mönche aus dem Kloster Morimont. Den Namen Altenberge hatte Graf Eberhard aus Thüringen mitgebracht. Das männliche Geschlecht der Grafen von Kevernburg starb gegen das Ende des 14. Jahrhunderts mit Graf Günther aus, der auf dem Berge Sinai verschied. Seine Gebeine wurden nach Thüringen auf das Schloß Kevernburg, die Stammburg des alten Geschlechtes, gebracht, und von da über Arnstadt und Ohrdruf geführt, um bei den Cisterziensern in Georgenthal in der Ahnengruft beigesetzt zu werden. Vor zwei Jahren wurde sein Grab aufgefunden und mit einer Gedächtnistafel versehen.

140. Der heilige Bonifacius in Ohrdruf.

Da Winfried-Bonifacius auf seinen Bekehrungszügen mehr denn einmal in Thüringen verweilte, so kam er nach Gründung der

Bergkapellen auf dem Altenstein und auf dem Altenberge, von letzterem aus in das nahe Thal der Ohre, von wo er nicht weit hatte zur Hofburg der Landesherren, der Grafen von Kevernburg, die er zum Christentum bekehrte, und die ihm in ihrem Waldgebiete Land schenkten. Die Legende dieses Heiligen erzählt mehr als ein Wunder, das er in diesen Gegenden gethan; wie ihm und seinem Diener Speise gebrochen, und letzterer darob kleinmütig geworden sei, aber alsbald ein Fischaar einen großen Fisch gebracht und auf den Tisch niederfallen lassen, auch wie am Ohra-Ufer den Gottesmann himmlischer Glanz umleuchtet, und in diesem Glanze der Erzengel Michael ihm erschienen sei und ihn ermutigt habe zum großen und schweren Werke der Heidenbekehrung. Bald darauf erbaute Bonifacius zu Ohrdruf eine Kirche und ein Kloster und weihte beide dem Erzengel Michael.

Der Name der Stadt Ohrdruf ist verschiedentlich abgeleitet worden, und mehr als eine dieser Ableitungen verrät wenig Geist. Es habe an Wasser gefehlt, und ein Mönch aus dem Michaeliskloster sei deshalb ins Waldgebirge gegangen, und habe sein Ohr auf einen Platz im Walde gelegt, worauf er das Wasser habe in der Tiefe rauschen hören, und es ergraben; so sei die Ohre entsprungen und habe ihren Namen erhalten. Ohre und Dorf bildeten einfach den Namen der heutigen Stadt Ohrdruf.

141. Die Jungfrau des Heidentempels.

Wie auch Bonifacius sich mühte, das Heidentum in der Gegend um Ohrdruf zu überwältigen, dennoch blieb ihr ein mythischer Anhauch aus Heidenzeiten, der nicht hinwegzutilgen war. Über der Stadt soll auf einem Berge ein Schloß gelegen haben, vielleicht hatten die Kevernburger dort auf der Stelle eines Fanum, heidnischen Götterkultusortes, einen Bau errichtet, denn des Schloßberges Lage dicht am Walde mit freier Aussicht über das Hügelland gen Osten nach Arnstadt und der Kevernburg, und gen Norden nach Erfurt und den drei Gleichen hin, zeigt sich gar günstig und bedachtvoll gewählt, unten am Bergesfuße aber quillt der Hörlingsbrunnen.

Eine alte Nachricht kündet, es sei nur zu gewiß, daß auf dem heut zu Tage also genannten Schloßberge, wo von einem Schlosse keine Spur mehr zu erblicken, ein Tempel des Thor oder des Wodan gestanden habe, d. h. ein Heiligtum (fanum) dieses Gottes gewesen sei. Der Berggipfel ist felsig, mit einem Graben umzogen, in die Felsen sind Löcher gehauen, von Mauerwerk findet sich keine Spur;

von unterirdischen Gängen und Gewölben aber, wie sie häufig unter altgermanischen Tempelstätten angebracht sind, ist viel die Rede. Zu Zeiten läßt sich eine weiße Jungfrau um die Mittagsstunde mit einem Schlüsselbunde am Gürtel sehen, wandelt den Schloßberg herab, badet sich im Hörlingsbrunnen, und geht dann wieder hinauf. Solche Jungfrauenerscheinungen auf und an Schloß- und Burgbergen, zumal wenn die Sage mit ihnen das Baden in einem nahen Brunnen, Weiher oder Teiche verbindet, deuten stets nach der früheren mythischen Zeit, wir aber vermögen sie kaum zu deuten. Ob diese Jungfrau gleich anderen, die ihr gleichen, auch Schätzehüterin, hörte ich noch nicht aussprechen, wohl aber sind der Sagen von reichem Gut in den Bergen dieser Gegenden viele vorhanden, und auch sie sind oft nur Nachhalle ungleich älterer Sagen von manchem Goldhort. Im Kienberge, hinter dem Stutzhaus im Ohrathale fand sich, nach alten Welschenbüchern, Gold und Silber, Kupfer und Zinn; Quellen und die Ohre selbst werfen Goldkörner aus; bei Schwarzwald heißt ein Brunnen noch der Goldborn, bei Ohrdruf ein Berg noch der Goldberg. Auch mythische Namensanklänge fehlen der Gegend nicht. Ein Hof zwischen Ohrdruf und Wölfis heißt Herda, nahe dabei die Harth, ein Gehölz; der heilige See, eine Moorwiese. Ob der Dorfname Dietharz, thalaufwärts über Ohrdruf, wie manche früher gethan haben, auf einen Gott zu deuten sei, bleibe dahin gestellt; Diet ist mittelhochdeutsch so viel als Leute, Volk („gerndes Diet" Bettelleute, Spielleute, Sänger), aber auch zu Dietharz soll Bonifacius eine Kirche gebaut haben. Unweit davon liegt eine Felshöhle: das Hülloch (Heulloch), wieder mit dem halbverklungenen Nachhall alter Sagen, daß man in ihm Geheul und Geschrei verdammter Seelen vernommen, was aber die verjüngende Sage weit späterer Zeit zugeeignet und so umgeformt hat, daß darinnen von vor Kriegsdrangsalen in der Hünenzeit und in noch späterer hinein Geflüchteten solches Heulen und Schreien vernommen worden. Der Name des unten am Hülloch, das manche auch Hun- oder Hünenloch genannt wissen wollen, vorbeifließenden „Marterbaches" kann auf die eine, wie auf die andere Zeit bezogen werden. Gleichwohl klingt Hünensage im Volksmunde hier nicht durch, obschon in der Nähe unweit der hohen Linde und dem Rosengarten nicht weniger als drei Hünberge, ein vorderer, ein mittlerer und ein hinterer liegen. Im Thale der „trocknen Apfelstedt" hinter Dietharz starrt auch ein mächtiger Fels empor, der Bilstein geheißen.

142. Der Falkenstein.

Im Dietharzer Grunde, dem man aber eine gute Strecke in seiner Thalenge folgen muß, erhebt sich ein Felskoloß, der Falkenstein, auf dem eine Ritterburg gestanden haben soll, welche jedoch in der Geschichte verklungen ist, und geht es mit ihr, wie mit der Drachenburg bei Dietharz; in der Nähe stand auch das Haus Waldenfels, dessen Trümmerstätte so beschränkt ist, daß nur ein Turm darauf gestanden haben kann, doch lebt dasselbe noch im Volksmunde als der „Ale Filsch“ (Alte Fels). Gleichwohl soll auf der Burg Falkenstein, deren Name sich auf dem Harz in einem stattlichen, noch erhaltenen und auch sagenreichen Burgbau wieder findet, ein Raubritter gehaust haben, der die Reisenden fing und diejenigen, welche nicht vermochten, sich loszukaufen, oder sich loskaufen zu lassen, den steilen Felsen herabstürzte, daß ihr Blut an Zacken und Klippen ablief. Aus diesem Blute sind die vielen Blutnelken entsprossen, die zwischen den Klippen und Klinsen des Falkensteins wachsen und blühen. Eine Abwandlung dieser Sage läßt jedoch diese Blumen dem Blute eines Ritters entsprießen, welcher auf dem Falkenstein ermordet wurde.

Einst verstieg sich eine Frau am Falkenstein, an dessen Rückseite, wo derselbe zugänglich ist — denn vorn erhebt er sich schroff und senkrecht — ziemlich hoch, um das Waldgras abzusicheln, als auch Heilkräuter zu sammeln. Sie hatte ein ganz kleines Kind bei sich, und mit hinauf genommen, und setzte es, da es ihr bei ihrer Arbeit hinderlich war und noch nicht laufen konnte, an eine sichere Stelle, gebot ihm, allda ruhig zu bleiben und mit Blumen und Steinchen zu spielen, worauf sie ihrer Arbeit nachging und oblag. Das Kind spielte auch eine Zeitlang, aber bald genug wurde es ihm langweilig, immer an einer Stelle zu sitzen; es rutschte fort und weiter und weiter vor bis zum jähen Felsenabhang und noch weiter vor, und mit einem Male hörte die Mutter ihr Kind einen durchdringenden Schrei ausstoßen. Entsetzt schaute sie auf, starrte nach der Stelle, wo sie das Kind hingesetzt hatte — fort war es, doch Spur genug im Grase war vorhanden, wohin es sich bewegt — und vom steilen, turmtiefen Felsenabhang war es hinabgestürzt. Die Frau knickte in die Kniee vor Schreck, dann kroch sie zitternd und bebend hinab, und umlief den Fels im weiten Umweg, die arme kleine zerschmetterte Leiche heim zu tragen. Und wie sie an die Stelle kam, wo diese liegen mußte, da saß ihr Kindlein frisch und munter und spielte mit drei roten Nelken und stammelte freudig: „Mutter! Mit Engel defloge! Mit Engel despielt — Engel Blumme gebe.“

143. Wasser in Bergen.

Nahe bei Dietharz liegt ein Stück Bergwald, das hat auf Forstkarten den Namen: „dem Stift St. Petri zu Erfurt", und es knüpft sich an diese Benennung die Sage an, daß der „Sperrhügel", eine bedeutende Höhe (über 2700 Fuß) des Gebirgsrückens, über den der Rennsteig hinzieht, innen voll Wasser sei. Dieses Wasser könne möglicherweise dereinst hervorbrechen und dann werde eine grausame Überflutung des Thüringer Flachlandes erfolgen, und die Städte Ohrdruf und Erfurt würden ganz und gar in einer zweiten Sündflut untergehen. Deshalb müsse unablässig gebetet werden, daß solches nicht geschehe, und diese Fürbitte erfolge stetig im St. Petri Stift zu Erfurt, wo eine ewige Messe deshalb fundiert worden, dafür sei die Nutznießung jener Waldparzelle diesem Stifte eigen. Das Wasser werde sich in das Bette des Wedelbaches stürzen (so genau giebt die Sage alles an), mit diesem in die Apfelstedt und Ohre, dann in die Gera, und mit dieser gen Erfurt strömen. Vom nachbarlichen Schneekopf geht eine ähnliche Sage, nur daß diese dann Arnstadt statt Ohrdruf nennt, weil das Schneekopfwasser gleich in die Gera, die an diesem Berge entspringt, strömen werde. Ebenso fand dieselbe Sage einen Wiederhall am Singerberge bei Stadtilm, nur daß derselbe noch poetischer klingt. Über das Wesen der verwandten Thüringer Flutsagen, denen von der gewesenen, wie denen von der möglicherweise kommenden Flut, wenn Gebet und Fürbitte aufhören sollten, würde tiefere Forschung wohl lohnen, es liegt in beiden, die rückwärts, wie vorwärts an der Grenze der Zeiten stehen, etwas tief geheimnis wie tief bedeutungsvolles.

144. Haderholz und Falkenberg.

Wenn man vom Sperrhügel abwärts einer Quellrinne folgt, deren Wässerlein „die dürre Floh" heißt, und längs der kalten Wasserwand niedersteigt, so kommt man auf die alte Straße, die von Schmalkalden nach Tambach und Georgenthal über den „Rosengarten", weil daselbst keine Rosen wachsen, führt — und erreicht ansehnliche Dörfer. Wer in Bezug auf Goethe's schönes Lied:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

scherzend fragen wollte, welcher Monarch oder welches Land in Deutschland den größten Floh besitze, dem müßte die Antwort

werden: Preußen, denn das in diesem Thalkessel liegende Dorf Floh umfaßt eine beträchtliche Häuserzahl. In dessen naher Nachbarschaft liegt das Dorf Seligenthal, an seinem Bächlein die Selige, volksmündlich Silge, welcher Name an die mythischen Bergfeinen Tirols, „die Seligen" erinnert, bei denen an den christlichkirchlichen Begriff des Wortes „selig" nicht zu denken ist. Auch bei Salzungen ist ein Bach gleichen Namens. Eine Strecke davon erheben sich zu beiden Seiten des Haderholzwassers zwei felsgekrönte Bergköpfe; auf beiden sollen Burgen gestanden haben, darinnen Ritter wohnten, die einander gegenseitig bitter haßten und befehdeten. Des einen Burg war die Falkenburg, der Name der zweiten ging verloren. Heftig stritten und haderten beide Ritter um eine der Falkenburg gegenüberliegende Waldstrecke, welche davon noch bis heute den Namen des Haderholzes trägt. Während nun die beiden Ritter einander grimmig haßten, liebten beider Kinder, der Sohn des einen die Tochter des andern, einander inniglich, und kamen, da ihre Liebe nicht kundbar werden durfte, heimlich an einem traulichen Quellbrunnen zusammen, erbauten dort ein Hüttchen, in welchem Raum war für ihre Liebe und verlebten darin minneselige Stunden, was leider nicht ohne sichtbare Folgen blieb, worauf der Vater der Maid sie mißhandelte und verstieß. Sie floh nach ihrem Hüttchen, gebar dort und starb samt ihrem Kinde, hülflos und unselig. Wie ihr Geliebter kam, und sie also tot fand, stürzte er sich in sein Schwert. Nun lassen sich bisweilen die Geister der Liebenden in dem stillen unheimlichen Thalgrund sehen, besonders der der Maid, der im klaren Bache Kinderwäsche reinigt, und auf der Waldwiese unterm Haderholze trocknet. Diese Sage kennt in Schnellbach, Floh und Seligenthal jedes Kind, und auf den Lippen der Dörflerinnen lebt sie sogar im Liede fort.

145. Walenkunden.

Wenn man alle Schätze in den Bergen des Thüringer Waldes aufzufinden vermöchte, von denen die alten Welschenbücher Meldung thun, so wäre dieser Wald ein Kalifornien und Eldorado. Und wer weiß, ob es nicht irgendwie lohnend ist, auch auf diese Fingerzeige alter Sagen Acht zu haben. Führt doch der Ort Goldlauter noch heute seinen Namen nicht vom Blei oder Kobalt, deutet doch die goldene Brücke hoch am Schneekopfgipfel nach einstigem Reichtum, quillt doch noch heute tiefer im Thale und fern diesem Gipfel nach Ilmenau zu der Silberborn. Ein solcher Born, darin sich Silberkörner fanden, quillt aus dem Dietharzer Grunde;

in der Tambacher Leube steht eine Kluft an, in der fließen zwei Bächlein und in denselben sollen Goldkörner und Silber gefunden werden. Eine Meile ostwärts vom Dorfe Asbach, unweit Schmalkalden, kannte man ein Silbergehege. Sollten die Alten für nichts und wieder nichts, bloß um zu täuschen, solche Nachrichten niedergeschrieben haben, von denen das Gebirge voll ist? So lautet eine Stelle aus einem solchen Buche in Bezug auf eine Örtlichkeit dieser Gebirgsgegend: „Über Asbach im Grunde nach Helmers zu sind zwei Felsen gegen einander, da gehe zwischen hin, frage nach dem „Sprengberge", da liegt ein Brunnen mit starkem Ausfluß, von diesem ab lasse die „bloße Haide" zur linken, und gehe den „Rudolphshayn" hinan, (auf Karten Rudelshagen, dem Sperrhügel südlich gegenüber) da stößest Du auf die große Buche, daran Sonne und Mond geschnitten, da findest Du in einem Steinfels ein ziemlich Loch, da gehe hinein, darin findest Du einen ziemlichen viereckigen Raum als ein Stüblein, darin suche mit Fleiß, so findest Du ein anderes Loch, das ist gar wohl verlegt, da lasse Dich auch hinein, so kommst Du auf zwei Quellen, die führen gar edeln Goldsand. Der Berg heißt der Silberberg. Der dies aufgeschrieben, hat groß Gut herausgebracht und heim gelangt."

Von solchen Nachrichten könnte man Bücher füllen; sie beglaubigen zum mindesten, daß sorglich nach edlem Metalle im thüringischen Gebirge geforscht wurde.

146. Das versunkene Dorf im Ebertsgrunde.

Wenn man von Schmalkalden durch die malerische Felsenpforte gleich hinter Asbach, wo die Sage einen Brunnen kennt, der bisweilen etwas trübe fließt, und an welchem sich eine gespenstige Wäscherin blicken läßt — auf der Straße nach Steinbach und Hallenberg fährt oder wandert, kommt man durch einen hügeligen Wiesengrund, über den sich die Straße allmählich erhebt und den die Sage kennzeichnete. In diesem Grunde lag vor Zeiten eine Ortschaft, Ebersdorf oder Ebertsdorf geheißen, und war dieselbe sehr reich, hatte vielen Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer. Aber der Erzreichtum machte die Bewohner erzschlecht. Sie logen und trogen, prangten und prunkten, sprachen guter Sitte Hohn und gingen nicht mehr in die Kirche, ja sie beleidigten und erzürnten den Himmel mehr, als es zu sagen ist. Da geschah es an einem Sonntage, daß eine fromme Magd aus Springstille, die in Ebersdorf beim reichsten Bauer diente, von ihrer Herrschaft Urlaub nach

Hause begehrte, um daheim mit den lieben Ihrigen das heilige Abendmahl zu genießen. Mit Schelt- und Hohnworten über ihr gottseliges Vorhaben wurde ihr die Erlaubnis gegeben, so daß sie weinend und von Herzen betrübt ihres Weges ging. An diesem Tage ging etwas in tiefster Stille vor zu Ebersdorf. Es war so still, so gewitterschwül, aber es kam kein Gewitter. Es waren keine Wolken am Himmel, aber die Sonne schien nicht mehr. Niemand wußte, wohin die Sonne war. Und den Leuten wurde so seltsam, sie wußten nicht wie — und verwunderten sich nur, als auf einmal in aller Stille die unteren Fensterbrüstungen mit dem Erdboden in einer Linie sich befanden, und daß es nach und nach dunkler wurde, und immer dunkler, und endlich ganz Nacht, aber in aller Stille. Nur die Hähne krähten noch. Wie die Magd nun von Springstille zurück kam, fand sie kein Ebersdorf mehr; nur einen großen Hügel erblickte sie, darauf ein goldenes Grabkreuz stand — als sie näher kam, fand sie, daß es das Kreuz auf dem Turmknopf war — so tief war alles schon gesunken. In der Tiefe krähten noch immer die Hähne. Nun sprang die entsetzte Magd wieder nach Springstille zurück, und sagte ihren Angehörigen, was sie gesehen, aber niemand wollte ihr glauben. Einige gingen am andern Morgen mit ihr — da war auch das Kirchturmkreuz vollends hinabgesunken, und es krähte kein Hahn mehr, weder im Dorfe, noch nach dem Dorfe. Da nahmen die Springstiller die Ebersdorfer Felder in Besitz, und besitzen sie teilweise noch heute. In des Thalgrundes Mitte erblickt man immer noch den Hügel, der die Kirche deckt, wie ein großes Grab.

147. Burg Hallenberg über Steinbach.

Vom Ebertsgrunde führt die Straße eine Höhe hinan, und über das Dörfchen Rotterode nach dem langgebauten, häuserreichen preußischen Marktflecken Steinbach-Hallenberg. Dicht über dem Orte hingen die malerischen Trümmer der Burg Hallenberg auf schroffen Felsen, einst Hennebergsche Grafenburg und lange Zeit Amtssitz. Der Sage nach erbaute derselbe Baumeister, welcher Schloß Henneberg erbaute, auch Burg Hallenberg, dieser Sage Grund ist aber sehr dunkel, denn die Trümmer beider Burgen zeigen nicht die geringste bauliche Ähnlichkeit. Hallenberg war mehr ein eng von Mauern umgrenzter Turmbau, Henneberg aber war eine stattliche Hofburg, von nicht geringerem Umfange und noch breiterem Flächenraume, wie die Wartburg. Weiter sagt man, innerhalb der Hallenburg sei noch eine eiserne Thüre verborgen, die einen Gang

verschlossen halte, der bis in das ehemalige Johanniterhaus Kühndorf am Dolmar führe. Von einer weißen, wandelnden Jungfrau, von einer Höhlung im Gemäuer, darin ein Särglein mit den Gebeinen eines eingemauerten Kindes gestanden, auch hier die so häufig wiederholte Sage, letztere namentlich auch auf den Bergschlössern Henneberg, Liebenstein, Krainberg. Am Berge steht ein altes Malzhaus, bis zu diesem wandelt die Jungfrau; auf dem Hause ist ein kleiner Turm mit einer Glocke, die früher auf der Burg hing, und das Silberglöckchen heißt, weil ihr Klang so silberhell und rein. Schwarzaer Juden wollten die ganze Höhlung dieser Glocke mit Silber füllen, wenn man ihnen dafür die Glocke geben wollte. Die Steinbacher Gemeinde aber hat sie nicht hergegeben. Man findet an der Glocke viele Feilenstriche — die Leute brauchen die Feilspäne dieses Glockenmetalles als Epilepsiemittel, und lassen sie auf Butterbrot einnehmen.

Das Dorf Steinbach soll seinen Namen führen von dem hellen Bach, der über lauter Steine hindurch und in die Hasel fließt. Dieser Bach hieß der Erbisbach, auch „der Steinbächer.“ Ein Teil des Dorfes, durch welches der genannte Bach fließt, wird das „Erbisthal“ genannt. In früheren Zeiten waren hier zwei Orte, Ober- und Untersteinbach, welche durch einen Tannenwald getrennt waren. Dieser wurde aber später niedergehauen, und mit Häusern bebaut, daß der Ort so groß, wie er jetzt ist, und ein Marktflecken wurde. Den Platz, wo der Wald gestanden, nennt man immer noch „zwischen den Dörfern.“ In der Steinbacher Kirche ist eine meisterhaft gearbeitete Stein-Kanzel eines Nürnberger Künstlers, welche der Hammermeister Hans Happ zu Unterschönau für 60 Thaler kaufte, und 1658 der Kirche schenkte. Ein sonderbares Naturereignis hat man vom Jahre 1710 aufgezeichnet, daß nämlich damals zwischen Michaeli und Weihnachten Hunderttausende von wilden Tauben aus Thüringen und Sachsen dort und in der Umgegend eingefallen. „Sie waren alle kahlköpfig, ohne Kuppen, ganz schlecht; viele davon sind gefangen und zum Flug behalten worden.“ Oberhalb Steinbach wieder die „Silberlöcher“ mit Venetianersagen, eine Höhle unter dem Wasser, das durch die Silberlöcher fließt, und in der ein schwarzer Hund mit Feueraugen den Schatz hütet, den diese Höhle in sich hält.

148. Die Ritter im großen Hermannsberge.

Unweit Steinbach-Hallenberg, nach Suhl zu, erheben sich der große und der kleine Hermannsberg, der erstere ein bedeutender,

weit sichtbarer Hochgipfel der Thüringischen Gebirgskette, und einer der bevorzugten mythischen Sagenträger. Schon der Name Hermann deutet auf frühe Zeit hin, und daß die spätere Sage auch hier wieder Riesen der Mythe zu Ritter des Mittelalters verjüngte, beweist, daß sie in dem hohen Porphyrfelskamm, mit dem der große Hermannsberggipfel gekrönt ist, die Trümmer eines Schlosses erblickt, von dem keine Urkunde zeugt. Auch hier ist der Ritter der jüngeren Sage wieder der in den Berg verwünschte und gebannte Held der alten Mythe, gleich dem Eckhart, dem Tanhäuser, dem Rotbart. Auch hier hört man des Nachts wildes und entsetzliches Geschrei des Ritters und seiner Wappner; ersterer hat, um großer Schätze teilhaft zu werden, 12 Seelen geopfert. Bisweilen sind die Ritter außerhalb des Bergesinnern Kegel schiebend erblickt worden (offenbarer Hinweis nach der Riesensage, wie in Sage 2.) und haben einmal einem Hirtenknaben, der ihnen die Kegel aufsetzen mußte, das ganze Spiel, doch ohne die Kugeln geschenkt. Er hatte schwer daran zu tragen, doch trug er's heim, und warf es unter die Treppe. Ein anderes Mal traf er die Ritter wieder im Freien, wieder Kegel schiebend an, setzte ihnen wieder auf, und erhielt jetzt auch die Kugeln. Als nun daheim der Hirte mit seinen Kameraden an einem Sonntage auch Kegel schieben wollte, waren Kegel und Kugeln in Gold verwandelt. In einem Dorfwirtshause am Fuße des großen Hermannsberges, wahrscheinlich Schönau, sagte der Wirt seiner Magd, weil sie schläfrig war und abends am Spinnrocken einnickte, sie solle hinauf auf den Hermannsberg gehen, und dort Wein holen, weil doch droben in dem Ritterkeller, ganz wie im Singerberge und im Ringelsteine, Fässer voll steinalten Weines lägen. Das Mädchen befolgt schlaftrunken den Befehl ihres Herrn, sie geht, sie empfängt Wein und weiß nicht wie! Dem Herrn war's nur ein Scherz gewesen — er und seine Gäste sind ganz erstaunt, als nach langem Außenbleiben die Dirne mit Wein zurückkehrt. Der Wein wurde gekostet, er war uralt und schwer und brannte wie Fegefeuer. Einst ging ein Wanderer, von einem Führer geleitet, über die Trift von Steinbach-Hallenberg nach Mehlis zu, zwischen dem Hermannsberge und dem Berge, welcher das Triegelloch heißt. Trigel (Trügel) ist ein Name der Wichtlein und Erdzwerge, der die neckische, meist täuschende und unzuverlässige Seite ihres Charakters zeigt — und die kaum irgend in der Nähe solcher Wunderberge, Fegefeuersitze und mythischer Hochgipfel fehlen — dem begegnete eine Gestalt wie ein Mensch, die stumm an ihm und dem Führer vorüberschritt. Sie hatte kein Gesicht. Es war

ein Märzmorgen und hatte frisch geschneit; die Gestalt aber hatte in dem Schnee keinerlei Fußtapfen zurückgelassen. —

149. Musikanten spielen auf am Hermannsberge.

In Steinbach-Hallenberg war Kirchweihe, dort kamen viele Musikanten hin, um zum Tanz zu spielen, unter anderen auch ein Häuflein gar armer Virtuosen aus Ober-Schönau. Als sie in den Ort kamen, wurden sie nicht angenommen, weil schon allzuviele andere Genossen ihrer Kunst daselbst sich mit Musizieren zu Tanze und Kurzweil wacker hören ließen. Die Armen gingen betrübt hinweg, doch grämten sie sich nicht allzulange und nicht allzusehr, denn ein Musikant muß ein fröhliches Herz haben. Sie kamen über den Hermannsberg auf ihrem Rückweg, dort ruhten sie aus, und huben an zu singen und zu spielen. Sangen auch andächtiglich das schöne Lied: Herr Gott Dich loben wir! Das klang feierlich durch den dunklen herbstlichen Wald. Siehe da ward ihnen der Berg aufgethan, sie sahen viel wunderliche Erscheinung, wurden gespeist und getränkt, und hielten mit Musizieren ihre Kirmse wacker im Hermannsberg. Kamen auch ungeschädigt wieder heraus, reichlich belohnt und begabt. Als die anderen Musikanten von deren Glück hörten, machten auch sie sich habsüchtig auf, kamen, sangen und spielten am Berge. Aber sehr übel wurde ihnen mitgespielt, denn es kam ein ganzer Hagel von Steinen geflogen, es regnete dabei unsichtbare aber sehr fühlbare Maulschellen, und statt der Goldstücke trugen sie schwer genug an blauen Flecken.

150. Die Ruppbergs-Jungfrauen.

Ein Nachbar des großen Hermannsberges ist der Ruppberg, der spitzeste und zuckerhutförmigste unter allen Bergen der Thüringerwaldkette. Zwischen beiden Bergen liegt der Donnershauk, eine ehemals aussichtsreiche, jetzt aber bewaldete Höhe. An ihm entspringt „der kalte Brunnen". Auf dem Ruppberge stehen hohe Porphyrfelsen nackt zu Tage; auch dort soll einst ein Schloß gestanden haben, und vieles weiß die Sage nicht nur von einer Ruppbergs-Jungfrau, sondern von mehreren zu erzählen, die aber nicht stets zusammen erscheinen, sondern bisweilen eine allein, bisweilen zwei, bisweilen auch drei. Ist letzteres der Fall, so haben sie gewöhnlich einen Weich (eine Wäsche), die sie dann auf einsamen Waldwiesen ausbreiten und trocknen. Alle diese Sagen von Wäschen und Leinenbleichen deuten auf Flachspflege, auf Spinnen und Weben hin —

alle diese Jungfrauen sind Dienerinnen der Hulda, ebenso jene, welche Leinknotten in der Sonne dörren, den Samen des Flachses — gleichsam die Priesterinnen der deutschen Frauengöttin im Tempelvorhofe. Zu dem Bärenbacher Hirten, der am „kalten Brunnen“ unterm Donnersberge hütete, kam eine der Ruppbergs-Jungfrauen und zeigte ihm einen Stein und sagte ihm, daß unter diesem Steine ein großer Schatz ruhe; er solle nur den Stein und dann den Schatz heben, so werde er sie aus ihrer Pein erlösen. Der Hirt ging hin, und wollte dem Gebote Folge leisten, aber da fand er eine große Schlange auf dem Steine liegend, die sich mit aufgesperrtem Rachen zischend gegen ihn aufbäumte. Zaghaft entfloh er — später hat man dort weder den Stein noch die Schlange, noch die Jungfrau erblickt — vielleicht war die Erlösunghoffende bei einem andern glücklicher. Auf dem Ruppberge und im Grunde des droben gestandenen Schlosses liegt ein großer Schatz, der ist versetzt mit drei Erstgeburten, die alle J o h a n n e s heißen müssen, d. h. nur drei erstgeborene Söhne, die den Vornamen Johannes führen, welcher in dieser Gegend so allgemein ist, daß sicher $^2/_3$ aller Mannsleute ihn v o r ihren übrigen Namen führen, ohne daß er der Rufname zu sein braucht, können entweder diesen Schatz heben, oder ein vierter Schatzheber muß diese 3 dem Bösen opfern. Letzteres klingt insofern seltsam, als nach dem Volksglauben der Teufel über den Namen Johannes gar keine Macht hat, und demselben daher äußerst aufsässig ist. Daher sind auch Johanneskraut oder Johannisblut (Hypericum perforatum) Johannisgürtel, (Wermut, Artemisia vulgaris) und die Johannishand, (zugeschnittene Wurzel des Adlerfarren, Pteris aquilina), dem Teufel und allem von ihm ausgehenden Schaden an Menschen, Vieh und Wohnungen magisch entgegenwirkende Mittel. Den Schatz auf dem Ruppberge zu heben, soll von vielen versucht worden sein, ist aber noch keinem gelungen.

Mit dem Ruppberge gleichsam zusammenhängend und ein Ausläufer von ihm ist der R e i s s i g e n -, besser r e i ß e n d e S t e i n, dessen schroffe Absenkung aus dem Thale der Lichtenau zwischen Mehlis und Benshausen aufsteigt. In alten Büchern steht von ihm als „denkwürdig“, daß an ihm „zur Nachtzeit nicht viel Ruhe ist, indem die Steine von oben herab in die gerade unten vorbeiziehende Landstraße springen, wodurch viele Leute erschreckt worden; dem Vernehmen nach lassen sich allda viele Gespenster sehen.“ Das sind eben die Ruppbergjungfrauen. Dem Reissigen-Stein gegenüber ging ein Frauchen mit einem Schlüsselbunde um, das ließ sich immer in der Mittagsstunde sehen, und schrie wehklagend: „Drei Viertel für ein Pfund! Drei Quärtchen für eine Kanne!“ Es war eine

Handelsfrau aus Mehlis oder Benshausen, die beim Leben stets ihre Kunden um $^1/_4$ des Gewichtes oder Maßes betrogen hatte. —

In der Nähe, hinterm reißenden Stein, liegt der Häselberg, in welchen ein Amtmann verwünscht ist, der in dortiger Gegend als Feuermann umgehen und spuken muß, weil er ein Unterthanenschinder war. Auch ein Schloß voller Lichter hat man droben auf dem Häselberge brennen sehen. Im Gröhles bei Benshausen (von Gegröhle, Geheul) rollen auch Feuerklumpen, und erschrecken die Wanderer.

151. Farnsamengewinnung.

Auf dem Wege von Virnau nach Benshausen ist ein Fleck, darauf spukt ein Jägergeist, weil er, da er noch lebte, dort Farrsamen gewann, d. i. den unsichtbarmachenden Samen des Farnkrautes, dessen Besitzer ungesehen hinfahren kann, wohin er will. Er trat zur Sonnenwendezeit in der Mittagsstunde auf eine Waldblöße, breitete ein weißes Tuch aus, auf das er sich stellte, und schoß gegen die Sonne. Da fielen drei Tropfen Blutes herab, die mußte er auffangen und wohl bewahren, das war der Farnsamen, dessen Gewinnung den Jäger freilich dem Teufel weihte. Der Jäger kannte seinen Todestag, sagte ihn sogar voraus und that an demselben einen schrecklichen Schrei. Nun sitzt er dort am Wege in der Mittagsstunde auf einem Stein, hat einen gedrückten altmodischen Jägerhut auf und drei weiße Hündlein bei sich, wie der Wode, zu jeder Seite eins und eins auf dem Schoße — die weichen nimmer von ihm.

152. Heidengrab und Ottilienstein.

Über der Bergstadt Suhl oder Suhla, in und um welche die Sage manchen ihrer immergrünen Kränze hing, erhebt sich der Dell- oder Döllberg, auf dessen Kuppe ein Hügel ruht, der das „Heidengrab" heißt. Dunkle Kunden lassen ahnen, daß auf diesem Berggipfel ein Fanum der alten Germanen sich befand; unter den Kriegen Karls des Großen gegen die heidnischen Deutschen haben die Bewohner dieser Gegend sich auf dem Dellberge geschart, um ihr Heiligtum zu verteidigen. Lange hätten die Krieger Karls das Lager der Heiden gesucht, bis aufsteigender Rauch es ihnen verraten, dann wären die Heiden alle erschlagen und ihr Heiligtum zerstört worden. Die Leichname ruhen in dem großen Hügel, den man noch das Heidengrab nennt. Es war auch ein Bergwerk am

Dellberge, in welchem täglich 300 Knappen aus- und einfuhren. Schroff erhebt sich unmittelbar über der Stadt Suhl zur Linken die waldige Wand des Domberges, an der ein riesiger Felsblock zu Tage tritt, der Ottilienstein geheißen. Auch von ihm die Sage von einer weißen gespenstigen Jungfrau, die ihre Erlösung hoffend, umwandelt. Vielleicht wohnte da droben zur Heidenzeit eine Alrune, und es ist nur die jüngere Sage Nachhall einer verloren gegangenen älteren von solcher Prophetin, daß einst eine Frau auf dem Ottilienstein gesessen habe, und bei ihr ein Hirt, und die Frau habe begonnen zu weissagen: bald werde Suhl im Feuer untergehen und es werde schrecklich allda hergehen. Über diese ihm mißfällige Prophezeihung habe sich der Hirt so erbost, daß er die Weissagerin vom Felsen hinunter gestoßen habe — sie sei aber ohne Schaden vom jähen Absturz und unverletzt hinweggegangen, bald darauf aber sei Suhl wirklich abgebrannt. Im Mittelalter stand auf dem Felsen, den heute ein Lusthäuschen in Form einer Kapelle ziert, eine wirkliche Kapelle, die der heiligen Ottilie gewidmet war. Ein armer Kupferschmiedslehrling sieht häufig am Ottilienstein zur Nachtzeit ein Lichtchen schimmern, und beschließt endlich, hinzugehen und zu sehen, was es damit für eine Bewandtnis habe. Er klettert zum Stein hinauf, kommt an den Ort, den er sich genau gemerkt, und findet kein Licht. Aber ein Kober stand dort, und dieser Kober war voll gelber Frösche. Flugs schüttete er den Kober aus — da wurden die Frösche zu eitel gelbgrünen leuchtenden Johanniskäfern, die in die Büsche flogen. Den Kober nahm der Lehrling mit — zu Hause sah er nach, ob noch etwas darin sei, und da waren allerdings noch ein paar Frösche darin. Wie er auch diese ausschüttete, wurden keine Johanniswürmchen daraus, sondern blanke Goldstücke. So fand auch einst die Enkelin einer armen Frau, welche in dem Lautergrunde nahe bei Suhl einen kleinen Garten hatte, mitten im Wege einen Topf, der voll lebendiger Roßkäfer war, die heraus und herein krochen. Das Kind sammelt einige dieser Käfer, und bringt sie zu ihrer Großmutter, die heißt es eilend gehen und den ganzen Topf holen. Aber als das Mägdlein wieder in den Garten zur Stelle kam, waren Topf und Käfer verschwunden, und nur die wenigen, die es eingefangen, hatten sich in Petersbatzen verwandelt.

153. Der rote Stein.

Wenn man aus Suhl die Straße nach Zella zu geht, steht, ehe man in das sogenannte „Oberland“ gelangt, unweit des Weges ein rotfarbiger Porphyrfels nackt zu Tage, der heißt der rote

Stein. An seinem Fuße entspringt eine Quelle, deren Rinnsal man das rote Bächel nennt. In diesen Stein ist eine Jungfrau gebannt und gezaubert, welcher vergönnt ist, alle sieben Jahre zu erscheinen; da sitzt sie, gleich der verwünschten Jungfrau bei Eisenach droben auf dem Stein, strählt ihr Goldhaar, und niest. Ein Mann hörte sie sechsmal niesen, und rief ihr freundlich sein: „Gott helf'!" hinauf — als sie aber zum siebenten male nieste, ward er zornig, und schleuderte einen Fluch zum roten Stein hinauf. Da rief eine klagende Stimme: „O hättest Du nur noch einmal gewünscht, daß Gott mir helfe, so wäre mir geholfen und ich erlöst worden! Nun muß ich im Stein bleiben bis zum jüngsten Tage!" Bisweilen geht, wenn sie erscheinen darf, die Jungfrau bis zum roten Bächle herab, überschreitet es und wäscht sich darin. — Eines Tages schritt ein Hochzeitszug am roten Stein vorüber, vielleicht hinauf zum Gasthaus „zum fröhlichen Mann", da ging es wie bei dem weißen, weissagenden Vöglein in Dillstädt, nur daß nicht gesungen, sondern von einer hellen Stimme aus dem Stein heraus gekreischt wurde: „Heute rot! Übers Jahr tot!" — so daß allen im Brautzuge das Herz erschrak. Und ein Jahr darauf war die junge Frau tot, der als glücklicher Braut die schaurige Weissagung gegolten hatte.

Es ist eine innige Verwandtschaft dieser deutschen Jungfrauen der noch lebenden Sage mit den Berg- und Quellnymphen der antiken unverkennbar — und namentlich da, wo beide in der Gabe der Weissagung völlig zusammenklingen. Das Gebanntsein solcher Jungfrauen an den Berg, an den Fels, an die Quelle, an den Weiher, an den Fluß, selbst an den Baum, obschon letzteres in Deutschland selteneren Vorkommens, mahnt augenscheinlich an die Oreaden, Potamiden, Limniaden, Leimoniaden, Dryaden und Hamadryaden der hellenischen Sagenwelt, ohne daß darunter die erste urdeutsche Abstammung von Disen und Idisen, wie von Ividien, letztere in geistiger Wesenheit den griechischen Nymphen völlig verschwistert, einen Abbruch erleidet.

154. Die Goldlauter.

Der Ort: Die Goldlauter, eine Stunde über Suhl, dankt seinen Ursprung wie seinen Namen dem Bergbau, der vor Zeiten in dieser Gegend schwunghaft betrieben wurde. Davon zeugen noch häufige Halden, und die Namen der Stollen, wie die Überlieferungen von reichen Funden an edlen Erzen. An der Hohenleite, am Rosenberg, an der Hirschzunge, lauter Namen von Bergdistrikten, in denen sich Gruben befanden, fand man reichlich Silber.

Dort an der Hirschzunge war der „tiefe Stollen", am Rosenberge der Stollen, genannt „die weiße Lilie", an der Hohenleite der Stollen „die güldene Rose". Man fand gediegenes Silber und goldene Nierlein, hat auch Nachricht von alten Rutengängern, daß die erzhaltigen Flötze vom Rosenberge sich bis hinauf zum Schneekopf, unter die Teufelskreise ziehen, und durch den Schneekopf hindurch bis in den Gräfenröder Grund.

Ein Handelsmann von Willersdorf traf außerhalb Thüringen einen Mönch, der, als er erfahren, daß der Mann in dieser Gegend zu Hause sei, nach der Goldlauter fragte, und nach deren Bergwerken. Da nun jener klagte, daß der Bergbau zum Erliegen gekommen sei, so antwortete der Mönch, er glaube das gern; das Bergwerk könne nicht in die Höhe kommen, weil dasselbe versetzt sei mit dem linken Fuße einer Stute, in welchen 3 Nägel eingeschlagen seien. Würde der Zauber gehoben, so würde man nicht mehr sagen „Goldlauter", sondern „Lauter Gold". Wie der Reisende heim kam, wurden ihm Vorwürfe gemacht, daß er nicht tiefer in den Mönch gedrungen habe, um von demselben zu erfahren, wie denn jener Zauberbann vom Bergwerk zu heben und zu lösen sei? — Jener versprach nun, bei seiner nächsten Reise dem Mönche nachzuforschen, allein er kehrte nicht wieder heim, denn er hatte das Unglück, in der Elbe zu ertrinken. Noch heißt eine Felswand nahe der Goldlauter „die Hoffnungswand", und heißt die Vertrauenden hoffen, und in der Hirschzunge steht ein ganz goldener Hirsch, der einst erschossen werden wird.

155. Teufelsbad und Teufelskreise.

Aus der Goldlauter führen steile Waldpfade hinauf zum Forst- und Gasthaus „zur Schmücke" und zu dem dieser nahen Schneekopfgipfel, den jetzt ein steinerner Turm als Lug ins Land ziert. Wie der Brocken des Harzwaldes, gilt der Schneekopf des Thüringerwaldes der Sage als eine der Leibresidenzen des Meister Urian, denn er hat auf dieser Höhe sein Bad, was ihm auf dem Brocken mangelt, wo nur sein Brunnen quillt und seine Kanzel steht, auf der er vor 58 Jahren zum letztenmale gepredigt haben soll. Das Teufelsbad ist ein Moortümpel, so tief, wie der Schneekopf hoch ist. Wer da hineinfällt, kommt nie wieder heraus. Einem Bergmann aus der Goldlauter begegnete eines Abends in der Dämmerung ein großer Reiter in einem feuerfarbenen Mantel, fragte nach dem Wege zum Schneekopf und nahm ihn zum Führer und Wegweiser an. Als er in die Nähe der Teufelskreise, welches weit

und breit verrufene Sumpfstrecken sind, mit dem Bergmann kam, stieg er vom Rosse ab, hieß dasselbe dem Führer halten, und breitete seinen Mantel auf die Erde. Dann stieg er in die Sumpflache hinab und nahm zu seiner Erfrischung ein kaltes Bad; sowie er in den Sumpf stieg, zischte es und es wallten Dämpfe auf, als wenn ein glühendes Eisen in kaltem Wasser gelöscht würde. Als sich der Rotmantel gehörig abgekühlt hatte, stieg er wieder aus dem Bade, und ließ sich samt seinem Roß wieder auf die Straße geleiten, dabei gebot er dem Bergmann, er solle seinen Kober voll Laub pflücken und dieses mit nach Hause nehmen, das solle sein Führerlohn sein. Innerlich unzufrieden, aber von Furcht überwältigt, that der Bergmann wie ihm geboten war, und wie er das Abpflücken des Laubes vollendet hatte, so war sein Reiter verschwunden. Daheim wartete die Frau mit Scheltworten statt mit der Abendsuppe auf, daß er so spät heim komme, und da sie statt etwas Mitgebrachtem an Eßwerk nur das Laub im Kober fand, wurde das häusliche Gewitter gar schwer und drohte mit Einschlagen. Das Laub schüttete die erzürnte Frau gleich zum Fenster hinaus auf den Mist. Am andern Morgen that sie ihrem Manne, da er wieder an die Arbeit gehen mußte, ein Stück Brot in den Kober, da hingen noch einige Blättchen von dem Laub im Korbgeflechte, und schimmerten so schön grüngoldig, und waren eitel Dukatengold. Jetzt war es an der Zeit, daß der Mann aufbegehrte, gleich solle die Frau gehen und das weggeworfene Laub wieder holen. Sie eilte schon aus eigenem Antrieb danach, es war aber draußen kein Laub mehr vorhanden, wohl aber in ihres Mannes Hand ein dürrer Stecken — o weh!

156. Der Jägerstein.

Eine Strecke unter den Teufelskreisen auf dem Schneekopf, an denen es niemals geheuer ist, und wo es die Reisenden schon oft geneckt, irre und in bodenlose Sümpfe geführt hat, steht ein Denkstein mit einer alten, jetzt kaum noch lesbaren Inschrift zum Gedächtnis einer Unglücksthat, welche die Sage des Volkes zu einer zauberischen Verblendung umgewandelt hat. Ihr zufolge lebte zu Gräfenrode, am jenseitigen Fuße des Schneekopfes, nach Arnstadt zu, ein Förster, der hatte einen Jägerburschen, mit welchem er in Unfrieden lebte, und den er daher auf mancherlei Weise tückte und ärgerte. So gab er ihm, der noch dazu sein Vetter war, den Auftrag, einen Feisthirsch zu schießen, der seinen Stand im Schneekopfreviere hatte, und dort herum wechselte und sich sehen ließ, das war

ein prächtiger Hirsch von sechzehn Enden oder noch darüber. Aber der Jägerbursche, der Caspar Greiner hieß, vermochte nie den Hirsch zu schießen, obschon er denselben oft ganz nahe sah und schußgerecht vor sich hatte; entweder versagte sein Gewehr oder der Schuß ging fehl, und der Hirsch ging gemächlich seiner Wege, sah sich auch wohl noch einmal nach dem Jäger um, und machte ihm mit dem stattlichen Geweih eine Reverenz. Kam nun der Caspar abends nach Hause, und hatte den Hirsch nicht geschossen, so regnete es Spott- und Stichel- und Stachelreden — was für ein geschickter und jagdgerechter Schütze er sei, und die Hirsche würden ihm demnächst eine Dankadresse dafür überreichen, daß er sie so menschen- und hirschfreundlich zugleich behandle, und sie schone, und ob vielleicht seine Büchse nicht mehr töte? da solle er doch einen Feuermolch oder Unk hinein laden, und dergleichen — und das alles wurmte den Caspar sehr, ging daher zu einem alten Jäger, der bewährt war in Jägerkünsten, guten und schlimmen, und klagte diesem Miß- und Ungeschick. Der alte Jäger schüttelte den Kopf und sagte: „Dir soll bald geholfen werden. Gehe morgen in aller Frühe nach Gehlberg in die Glashütte; nimm Deine Kugelform mit, und forme Dir eine Kugel aus reiner Glasmasse. Auf alle Fälle hat Dir ein Feind einen Weidmann gesetzt, aber das Glas widersteht allem Zauber und allem Bösen, deswegen können sich auch der Teufel und die Hexen nicht im Spiegel sehen. Mit dieser Kugel, die Du stillschweigends in Deine Büchse laden mußt, schieße Du nur in Gottes Namen auf den Hirsch. Caspar befolgte diesen einleuchtenden Rat, ging abends abermals wegen des Hirsches auf den Anstand, und brauchte gar nicht erst zu warten, so kam der kapitale Bursche und äsete sich, und schaute sich um. Ein Blitz — ein Ruf: „in Gottes Namen!“ und da brach der Hirsch zusammen, und freudig eilte Caspar zu ihm hin, ihm den Genickfang zu geben, falls er nicht völlig gut dahin getroffen haben sollte, wohin er gehalten, nämlich nach dem Kopfe. Aber o Schreck — da lag kein Kapitalhirsch — da lag mausetot der Prinzipal und Vetter, der sich durch böse Weidmannspraktiken selbst in den Hirsch verwandelt hatte. So hatte er seinen Lohn dahin. In das Kirchenbuch zu Gräfenrode wurde aber der Unglücksfall folgendermaßen eingetragen: „A. 1690, den 16. Septbr. ist der Fürstl. Sächs. Forst-Knecht, Herr Joh. **Valentin Graner**, abends nach 4 Uhr von seinem Vetter Caspar Greiner, der ein Jäger-Bursch war, im Walde am Schneekopf, in Verblendung einer Hirschgestalt, an den Schlaf durch den Kopf geschossen worden, da Knall und Fall eins gewesen.“

157. Die Kirche zu Schmiedefeld.

Von Suhl aus ostwärts führt eine gute Fahrstraße, welche ganz nahe beim Dorfe Schmiedefeld auf die schöne Hochstraße stößt, die von Schleusingen nach Ilmenau geführt ist. Auf diesem Wege kommt man über den Totenberg, einige sagen auch roten Berg, und der letztere Name erinnert wieder an den „roten Stein“, zumal dort dieselbe Sage wie von letzterem wieder begegnet, denn es läßt sich dort auch alle 7 Jahre eine Jungfrau sehen, die als Hüterin eines Schatzes erscheint, daran ihre Erlösung geknüpft ist. Sie bezeichnet die Stelle, wo der Schatz ruht, ganz genau. Es müssen aber nur Berufene und Reine sein, die den Schatz gewinnen können. Einmal kamen zwei Schmiedefelder Bauern, der eine hieß Hans Toffel und der andere Michel Henner, und machten sich an die Schatzgräberei, da kam plötzlich ein grausames Hagelwetter über die beiden, und ein Hagel von Steinen obendrein, der an ihren Köpfen vorbeisauste und ihre Pelze traf — da ließen beide ab vom Schatzgraben.

Eigen erging es beim Bau der jetzigen Kirche zu Schmiedefeld. Es war für dieselbe ursprünglich ein ganz anderer Platz bestimmt, als der, auf dem sie jetzt steht. Man fuhr die Steine an, die gezimmerten Balken auf den bestimmten Bauplatz, und andern Tages lag alles anderswo, aber in guter Ordnung. Die Maurer gruben am Grunde, aber am andern Morgen war alles wieder zugeworfen, niemand vermochte zu ergründen, von wem? Es ging damit also seltsam her, wie mit dem Bau zu Altenberga, als man die Johanniskirche vom Berggipfel, wo Bonifacius sie begründet hatte, unten hin, an des Berges Fuß bauen wollte. Und so wählte man den heutigen Platz, worauf sich dann der Bau wundersam und gleichsam von selbst förderte, und die Kirche schön und stattlich erbaut ward.

158. Das Gottesfeld.

Drei Stunden von Schleusingen in der Richtung nach Suhl zu erhebt der Adlersberg seinen breiten, kahlen und unfruchtbaren Gipfel. An ihm liegt das Gottesfeld, eine verrufene Stätte, über welche auch im heißesten Sommer die Luft kalt hinstreicht. Eine Stadt lag einst auf dieser aussichtreichen Höhe, reich und schön, und beherrschte rings das Land. Aber die Tugend und die Gottesfurcht wohnten nicht in ihr, und ihre Einwohner waren gottlos und lasterhaft, und forderten durch Missethaten aller Art die Strafe des Himmels so lange heraus, bis er sie traf. Die Stadt

versank mit allen ihren Bewohnern, und das Feld, das der Zorn Gottes getroffen, wurde ein großes weites Grab. Einst wühlte ein wildes Schwein auf dem Berge, und ein Hirt fand an dem Orte, wo dasselbe gewühlt, das Öhr einer großen Glocke dem Boden entragen, warf etwas auf sie, und grub sie dann vollends aus. Darauf wurde die Glocke nach Schleusingen gebracht, und dort geläutet. Aber ihr Ton war schauerlich, und beim dritten Male Läuten zersprang sie. Darauf wurde sie umgegossen, allein es war derselbe Schall, wie der vorherige; es klang immer ohrzerreißend: „Sau aus! Sau aus!“ und dann zersprang die Glocke abermals. Noch zweimal goß man die Glocke um, aber der Ton war und blieb derselbe, worauf man, da man sie zu Gottes Ehre nicht läuten konnte, sie bestimmte, bloß als Sturm- und Feuerglocke geläutet zu werden.

Nicht weit vom Gottesfeld steht ein dritter Fels, welcher der rote Stein heißt, häufig aber auch der Schlüsselheinze-Stein, an welchem es nicht geheuer ist. Ein Reiter ohne Kopf läßt sich dort erblicken, der einst samt seinem Roß von der Spitze des hohen Porphyrfelsens hinab stürzte und sich den Kopf abfiel.

159. Die Wasserminnen.

Die Stadt Schleusingen hat von uralten Zeiten her zum Wahrzeichen eine Wasserminne, ein Wesen, welches man im heidnischen klassischen Altertum eine Sirene nannte; dieses Zeichen kann man auf dem Schilde des dortigen Rathauses im frischen Farbenschmucke der Erneuerung täglich prangen sehen. Ein reicher Graf soll, als er in dieser Gegend jagte, ein weißes Reh aufgejagt und unablässig verfolgt haben, das in eine Grotte sich flüchtete, und wie er auch hier nachfolgen wollte, wäre ihm über drei Quellen eine herrliche Wasserfee erschienen, die ihm anvertraut habe, jenes Reh sei ihre verzauberte Tochter, die er erlösen könne. Dieses Erlösungswerk habe der Graf auch glücklich vollbracht, das Reh sei das schönste Fräulein geworden, welches er gefreit, und den Namen von der Brunnenstätte angenommen habe. Er sei der Gründer der Stadt Schleusingen geworden, habe auch zuerst das Schloß daselbst zu bauen begonnnen, und zwar über dem Quellbrunnen, darin die Wasserminne noch immer wohnen soll. Man hat später diese Sage mit allerlei neuromantischem Beiwerk verbrämt und sie verwässert. Jedenfalls blieb aus sehr alter Zeit die Überlieferung von einer Brunnenstätte und einer deren Grotte vielleicht bewohnenden Alrune oder Idise haften, an welche die Sage von der Toten-

lache anklingt. So heißt nämlich ein ziemlich umfangreiches Wasserbecken ohne sichtbaren Zufluß im Schleusethale, das mit mehreren nachbarlichen Brunnen und Bergquellen in unterirdischer Verbindung stehen soll, und von welchem die bekannte Nixensage in bester Form im Munde des Volkes lebt. Ein Nixlein kam aus jener Lache auf die nahe Hudel- oder Ruderburg, einem Wirtshause, zum Tanze, trieb Kurzweile mit einem hübschen Burschen, tanzte fleißig mit ihm, verliebte sich in ihn, und machte ihn in sich, in das Nixlein, verliebt. Darüber kam die Verspätung und in deren Gefolge das Abschiedsherzeleid, und die Furcht vor dem zürnenden Wassergeiste im tiefen Schoße der Totenlache. Wenn deren Wasser am nächsten Morgen hell und grün sei, so sei es gut; wäre es aber rot, so habe das Nixchen seine irdische Liebe mit dem Tode gebüßt. Am andern Morgen ging der Friedel nach dem kleinen See — der war blutrot, und da zog ihn die mächtige Liebe ihr nach und hinein zum tiefen Grunde. In einer alten Schrift wird von diesem Wasser berichtet: „Alte Leute haben erzählt, daß kurz vor dem dreißigjährigen Kriege und besonders vor dem Kroatischen Einfall in Schleusingen Wassermenschen aus der Lache hervorgegangen und unterschiedlich gesehen worden sind.“

IV. Sagen des oberen Saal-, Elster- und Orlathales.

---

160. Reichmannsdorf.

Überm Gebirgskamme drüben jenseits von der Steinheide liegt der Marktflecken Reichmannsdorf, an dem in noch ungleich höherem Grade, wie um Steinheid, die Bergmannssage blüht. Der Goldberg war es, der überreiche Ausbeute gab; schon im zwölften Jahrhundert war der Bergbau dort in hohem Flor. In Goldgewändern prunkten Männer und Frauen einher, mit goldenen Kugeln schoben sie nach goldenen Kegeln. Es waren allzumal reiche Mannen, das gab dem Orte den Namen, den er bis heute führte. Das Kegelschieben ist Nachhall alter verklungener Riesensage, denn ein Thal in der Nähe des Ortes heißt noch der „Riesenbach.“ Aus dem Reichmannsdorfer Bergsegen wurde die herrliche St. Johanniskirche zu Saalfeld erbaut. Ein bis zwei Meilen rund um Reichmannsdorf verbreiteten sich die 122 Gold- und Silbergruben. Einst fand man einen gediegenen Goldklumpen, der war 4000 Gulden wert. Es giebt auch Dukaten aus Reichmannsdorfer Golde.

Einst besuchte ein Herzog von Sachsen das Bergwerk, auf einen goldenen Stuhl ward er gesetzt; ein junger Bergknappe fuhr mit ihm an im reichsten Schacht, und zeigte ihm drunten alles Sehenswerte. Der Herzog belohnte seinen Geleiter sehr reich, und dieser prunkte mit dem empfangenen Golde. Da erwachte Verdacht gegen ihn, daß er das Bergwerk bestohlen habe. Er wurde verhaftet, und ihm durch die Folter das Geständnis eines Verbrechens abgepreßt, dessen er nicht schuldig war. Dann wurde er hinausgeführt und

als Dieb gehenkt. Seine alte Mutter aber in ihrer Verzweiflung füllte ein Maß mit Mohn, schritt zur reichsten Grube, schüttete allen Mohn hinab und verwünschte das ganze Bergwerk. „So viel Körnlein Mohnes jetzt da hinab fallen, so viel Jahre soll das Reichmannsdorfer Bergwerk verwünscht und verflucht sein! Des bringe ich mich selbst zum Opfer dar!“ — und stürzte sich dem Mohne nach, und starb dem Sohne nach. Von Stunde an war es zu Ende mit dem Bergsegen, die Stollen und Schachte brachen, wurden ersäuft, kamen zum erliegen, und der so reiche Ort verarmte.

Am Goldberge wiederholt sich die Venetianersage. Wichtiger noch ist der Venusberg, in welchem eine weiße Frau wohnt, die zu Zeiten auf demselben wandelnd erblickt wird — die offenbar keine andere ist, als die Frau Venus der deutschmittelalterlichen, die Frau Hulda der urgermanischen Mythe.

Viele Sagen gehen auch von besonderen Schätzen, die unter den Trümmern einer alten St. Brandanskirche ruhen sollen. Die Stätte heißt insgemein Gebramets-Kirchen. Zu Schmiedefeld hat vordessen ein Köhler gelebt, der hieß Christoph Seifert — dem sollen die Schätze beschieert gewesen sein, er hat sie aber nicht gehoben. Auch ein Schloß soll nahe dabei gestanden haben.

161. Schloß Wespenstein.

Über dem Städtchen Gräfenthal, 1 Stunde von Reichmannsdorf, erhebt sich auf steilem Thonschieferfelsen unmittelbar über der Kirche das alte Schloß Wespenstein, ein Herrensitz der Reichsmarschälle Grafen von Pappenheim, die für Gräfenthal sehr wohlthätig wirkten, und on denen mehrere in der Kirche Denkmäler erhielten. Ein Teil des Schlosses ist bereits Ruine. Die Sage geht, daß der Erbauer des Wespensteins, der aus dem Schwarzburgischen war, von seinem ganzen Verdienste, als er den Bau vollendet gehabt, nicht mehr von dannen trug, als 21 Groschen. Und um dieser 21 Groschen willen sei der arme Mann von Räubern, welche wunders glaubten, wie viel seines Lohnes er mit sich führe, auf dem Walde angefallen und erschlagen worden. Im Mittelalter hieß der Wespenstein nur „das Hus von Grevental.“

Unter dem Bergschlosse sollen ungeheure Gewölbe befindlich sein, und zu Pferdeställen gedient haben, ebenso soll ein unterirdischer Gang vom Schlosse hinab in die Kirche zu Gräfenthal geführt haben, 5 Stollen hoch. Vom Gräfenthaler Kirchturme, so wird erzählt, wurde einst ein Kurrendeschüler durch die schwingende Glocke aus dem Schallloche, in das er sich aus Übermut gestellt — herab-

geschleudert, kam aber, von seinem wehenden Mantel, wie von einem Fallschirm getragen, glücklich und unversehrt auf dem Boden an.

162. Schätze in der Bärenwand.

Eine gute Stunde von Gräfenthal liegt ein einsames Vitriolwerk in der Wüstung Arnsbach, in einem wilden, felsreichen Grunde. Dort zeigt man noch die Stätte eines alten Schlosses, Namens Laubes, das haben Raubritter bewohnt, welche die Straße unsicher machten, die von Gräfenthal nach Judenbach zieht, und die der Rennsteig auf dem Kamm des Gebirges durchschneidet. Unweit davon ist die Bärenwand mit gewaltigen Felsen, von denen eine Gruppe die „Königsfestung und die Teufelskanzel" heißt. Innerhalb dieser Felsenwand ruht ein großer Schatz. Ein Prinz, der in den Berg verwünscht ist, hütet denselben, und spielt darin zur Zerstreuung mit goldenen Kegeln und Kugeln. Oft schon haben Wanderer den rollenden, klingenden Klang gehört, und wußten ihn nicht zu deuten. Der ganze Grund ist nicht geheuer. Auf der hohen „Baalskuppe", die ihn überragt, sieht man zu Zeiten ein flackerndes Flammenfeuer. Dann tritt der Teufel als Baalspfaffe auf seine Kanzel und predigt Aufruhr und Hochverrat.

163. Suinenburc.

Sonneberg, die Welthandelsstadt des Thüringerwaldes, der keine zweite auf irgend einem andern deutschen Gebirge es jemals gleich gethan oder gleich thut, ein Knotenpunkt wichtiger Handelsstraßen, hieß vormals „das Städtlein an der Rotin" (die Röten, ein Flüßchen) und nur eine Burg über ihr empfing den Namen von der Sonne, aber auch nur mittelbar, denn der alturkundliche Name Suinenburc (noch 1144) läßt eine ganz andere, minder sonnige Deutung zu. Doch heißt die Stadt nun einmal Sonneberg, weil ein Nachfolger Crafts von Suineburc (1144) Heinrich, sich 1206 von Sunnenberg schrieb, und von ihr selbst lautet die kennzeichende alte Priamel:

Wer in Steinheid ist und fühlt keinen Wind,
Durch Steinach geht und sieht kein Kind,
Und von Sonneberg kommt ohne Spott,
Ist ein Gesegneter vom lieben Herrgott.

Die alte Stadt drängte sich nicht so wie die heutige, teilweise in einen engen Grund ein, sie lag freier, vorn in der lachenden Ebene der Herrenaue, und hatte zu Oberherren die Herzöge von Meran.

Dann kam Sonneberg an die Grafen von Henneberg, die es zur Stadt erhoben.

Daß die Burg Sunaburg geheißen, ein Frankenherzog Süno sie erbaut habe u. dgl., sind neue Fabeleien, die mit anderen Spielwaren von Nürnberg nach Sonneberg verpflanzt wurden. Aber von unterirdischen Gängen der alten Suineburg, welche die Verbindung des Schlosses mit dem Städtlein an der Röten unterhielten, und im Schloßberg noch verwahrten Schätzen meldet die örtliche Sage mancherlei. Die Burg brannte im Jahre 1596 nieder und es blieb kein Stein von ihr auf dem Berge. Jetzt ziert ihre aussichtsreiche Stätte ein Gesellschaftshaus und ein Turm. Auch hier die Sage, daß eine weiße Jungfrau vom Schloßberge abwärts wandle, und auch unterirdisch in einen in der Stadt gelegenen Keller gehe.

164. Der Hexenstein.

Nachhall des Hexenglaubens spukt noch durch alle Gaue und Gebiete Thüringens, mehr als man glauben sollte. Schon die Namen der vielen „Hexenberge, Hexenrasen, Hexenbächel" u. s. w. erinnern daran. Bei Effelder an der Straße von Schalkau nach Sonneberg und Neuhaus ist ein Hexenberg, auf dem verirrt sich jeder, der ihn überwandert, wenn er nicht zuvor die Strümpfe wechselt. Von Sonneberg nach Neuhaus zu kommt man über das Dörfchen Malmerz, da steht außerhalb des Ortes ein Stein, der heißt der Hexenstein und ist weit und breit verrufen. Eine Frau soll denselben, nachdem sie als Hexe angeklagt war, um ihre Unschuld zu beweisen, und dadurch ihr Leben zu retten, von Ober-Lind heraufgetragen haben, und wollte ihn noch weiter tragen, aber sie erlag der Last, vielleicht auch der Last eines schuldigen Gewissens, und starb an der Stelle, an welcher der Stein steht. Dieser Stein nun, den die Hexe getragen, soll sich, ein wenig Staub von ihm abgeschabt, und auf Butterbrot, oder auch ohne Butter statt Salzes gestreut, gar trefflich gegen hexenhaftes Bezaubern und Anthun erzeigen. Weither, aus dem Bayrischen sogar, kommen noch immer die Leute und schaben vom Hexensteine Pulver ab. Die uralte Homöopathie des Aberglaubens — similia similibus curantur.

165. Schloß Voigtsberg.

Nahe bei Oelsnitz erhebt sich ein Berg mit dem alten Stammschlosse Voigtsberg, welches nicht nur dem Amte, sondern dem

ganzen Voigtlande seinen Namen verlieh. Eine sehr alte Sage führte die Erbauung bis zu des Römers Drusus Germanicus Zeiten hinauf, der hier Lager geschlagen haben soll, und spätere Dichter reimten:

> Druse, der edle römisch Voit
> Baute diesen Berg in Not,
> Da er Kriegs in Deutschland pflag,
> Voigtsberg heißt es auf diesen Tag.

und ferner:

> Vom Voigtsberg das ganz umliegend' Land
> Ward allenthalben das Voigtland genannt,
> Die Burg, die stund viel manche Jahr
> In der Herrn von Plauen Hand ohn' G'fahr.

Karl der Große soll zuerst dem Lande einen deutschen Schirmvoigt gegeben haben, und dieser habe Eckebrecht geheißen. Einer der drei Söhne desselben hieß Heinrich, und war der Fromme zubenamt. Dieser hinterließ abermals drei Söhne, von denen der mittlere wieder Heinrich hieß, den Beinamen: der Reiche führte, wie denn dieser Name bedeuten soll Heim-reich, d. h. der ein reiches Heim oder Erbe hat. Dieser Heinrich hinterließ vier Söhne, welche die Stammväter der vier Linien des Reußenlandes wurden, und war dieser Name Reuß von Ruzzen, einem wendischen Volksstamme, abgeleitet, daher im russischen Czarentitel es wiederum also lautet: „Selbstherrscher aller Reußen."

166. Frau Bertha von Reuß.

Die Gemahlin des oben erwähnten Heinrich des Reichen war Frau Bertha, Tochter eines Herzogs in Tirol und Kärnten und Kaiser Heinrichs VI. nahe Verwandte. Diese liebte ihren Gemahl herzinniglich, und begehrte von ihm, er wolle doch, weil er selbst Heinrich heiße, und auch der Kaiser, ihr naher Freund, diesen Namen führe, und aus Ehrerbietung gegen denselben ihren vier Söhnen den Namen so bestätigen, daß bis an der Welt Ende kein Herr des Voigtlandes einen andern Namen als Heinrich führen sollte und dürfe. Und dies wurde auch wirklich im Jahre 1194 zugesagt und bestätigt. Andere sagen, schon Kaiser Heinrich der Finkler, der die Voigte in das Land gesetzt, habe den Namen Heinrich also geliebt und ihn zu führen anbefohlen. Ob nicht an den Namen jener frühen Landesmutter sich die zahlreichen im Voigtlande wie in Tirol umgehenden mythischen Sagen von der Bertha oder Perchtha (Perchtl) knüpfen und knüpfen lassen? Klangen doch Berthasagen aus der

Göttersage in die Heldensage, und von dieser in die Volkssage verjüngt durch Italien, Elsaß, Thüringen, Voigtland, Salzburg (wo Berchtesgaden an sie erinnert), Tirol und andere Länder, und der alte in Frankreich, Italien und Deutschland heimische Spruch: „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann“, bezeichnet jenes mythische Wesen vorzugsweise als Spinnerin, wie sie denn in den voigtländischen Sagen als solche und als Obhüterin des Spinnens noch heute fortlebt.

167. Der Reußen Mannlichkeit.

Die alten Chroniken rühmen hoch die Mannlichkeit der Ahnherren des Hauses Reuß, das sich in späterer Zeit noch in mehrere Äste, als die erwähnten, teilte, von denen einige abstarben, andere aber kräftig fortblühten und die Fürstenwürde erlangten. Schon im Jahre 1115 stand ein Ruzo de Plauen in großem Ansehen bei dem Sachsen-Herzog Lothar und half als ein Führer in der Schlacht am Welfesholz den Sachsen Sieg erkämpfen, ja er erlegte sogar den freudigen Kriegsmann und kaiserlichen Feldherrn Hoyer, Grafen von Mansfeld. Ein anderer Herr von Plauen zog 1189 mit dem Barbarossa gegen den Sarazenensultan Saladin, damals als auch König Philipp von Frankreich und König Richard Löwenherz dem großen Kreuzzuge sich angeschlossen hatten, und der Herr von Plauen führte dem Kaiser Einhundert Streiter zu, zeigte sich auch gar tapfer und ritterlich, erlag aber durch der Griechen Untreue in der Erstürmung von Ptolomais. Im Jahre 1191 schlug Kaiser Heinrich VI. bei den Feierlichkeiten seiner Krönung zu Rom unter andern Grafen und Herrn auch einen Heinz Ruzo de Gera auf der Tiberbrücke zum Ritter. Und als Kaiser Friedrich II. seinen Kreuzzug vollendet, wurden aus seinem Gefolge Heinrich der Ältere, Voigt von Plauen, und sein Sohn, Heinrich der Jüngere, vom Papst Innocenz III., weil sie so viel ritterliche Mannheit bewiesen, zu den ersten Rittern des neugestifteten Marianischen Ritterordens geweiht. Diese beiden Helden zogen auch mit einer großen Schar eigener Reisigen gegen die in Deutschland eingedrungenen Tataren. Der Kaiser rühmte ihre Tapferkeit hoch, und begnadete beide unterm 10. Mai 1232 mit dem Bergbau auf Gold und Silber und auf alle anderen Metalle, und mit dem Recht, goldene und silberne Münzen zu schlagen. Andere Herrscher fügten den früher verliehenen neue Gnaden hinzu. Auch wurden zwei Grafen des Namens Heinrich Reuß von Plauen Hochmeister des deutschen Ordens. Andere zeichneten sich aus in Schlachten oder

bekleideten hohe Ämter an den deutschen Kaiserhöfen, verbanden sich auch durch Ehebündnisse mit vielen angesehenen Fürsten- und Grafenhäusern des Reichs, als Anhalt, Henneberg, Hohenstein, Lauenburg, Mansfeld, Schwarzburg, Solms und anderen.

168. Götter und Geister.

Mehr als in irgend einem Bezirke oder Landstriche Thüringens begegnet die deutsche Mythenforschung im Voigtlande, im Elstergebiete und dem oberen Teile des diesem nachbarlichen Saalegebietes einer reichen Fülle mythischer Wesen, welche in zahlreichen Einzelsagen auftreten, aber gewissermaßen eine in sich verschlungene, sich durchdringende und gegenseitig ergänzende Götter- und Geisterwelt bilden. Um über diese Dämonenschar sich selbst klar zu werden, muß man sie in Gruppen teilen, und diese sind hauptsächlich:

I. Der wilde Jäger und die wilde Bertha; die von Bertha geschirmten und geschützten Heimchen: die vom wilden Jäger verfolgten Holzmännel, Holzweibel, Moosleute.

II. Riesen und Zwerge, welche letztere in Erdzwerge, Bergzwerge und hülfreiche oder neckische Hausgeister, Hütchen und Kobolde sich abzweigen.

III. Die Nixen und Nixenmänner der Elster und der Saale.

IV. Der Teufel mit seiner Sippschaft, den Drachen, den Bilbzen- und Binsenschnittern, den Pestgeistern, den Hexen.

V. Als Schätzehüter oder sonstige Spukgestalten und Erscheinungen dämonischer Natur Feuermänner, Irrlichter, wandelnde Lichter, Lindwürmer, Hunde, Katzen und sonstige spukende Tiere.

Die Schilderung des eigentümlichen Wesens jeder dieser mythischen Gestaltungen würde zu einer Abhandlung anschwellen, dasselbe erhellt aus den örtlichen Sagen selbst, nur die Hauptzüge sollen hier festgestellt werden.

Der **wilde Jäger** ist dieselbe altgermanische Gottheit, die im deutschen Norden wie im Süden als Wode, Wuthan, und unter einer Menge anderer Einzelnamen, wie Abel, Elbel, Bernd, Bernddietrich, Hackelbernd u. s. w. auftritt, mit oder ohne Frau, mit oder ohne Hunde, mit oder ohne sonstiges Gefolge. Er straft sehr hart die, welche ihn durch Anruf höhnen, zeigt sich selten gütig, und rechtfertigt seinen Namen durch stete Wildheit und unbegrenzte Jagdwut.

Die **wilde Bertha** ist eine mythische Doppelerscheinung, sie ist teils Gesellin, Genossin, Frau des wilden Jägers, teils selbständige Herrscherin, und in beiden mit der Hulda ganz ein und dasselbe Wesen. Sie heißt auch Bildabertha, Hildabertha (hier klingt die Hulda an) eiserne Bertha, Perchta und Prechta. Der letztere Name lebt als Prechtl in Tirol, wo sie Herrin der seligen Fräulein (Saligen) und Spinnefrau ist, ganz wie die thüringische Hulda. Ihr Gefolge bilden die Heimchen, ein zartes, schwaches Geschlecht, Seelchen (an die Seligen anklingend) ungetaufter Kinder, die niemals schreckhaft oder schadenfroh auftreten, gleich den Hullenpöpeln und die Bertha, welche im nahen Orlagau Prechta heißt, ist ihre Königin. Manchen verwandtschaftlichen Zug haben die Heimchen zu dem Geschlechte der Erdmännchen. Sie heißen daher auch Erdmännele, Heimele, Butzelmännele, und werden als äußerst klein von Gestalt gedacht. Sie bringen den Menschen gute Gaben dar, tanzen in großen Scharen auf Wiesen, lassen sich bisweilen in Abendstunden und im Mondschein sehen, sie sind weiß gekleidet, und ähneln sonach den Licht-Elfen skandinavischer und britannischer Mythen. Die Holzweibel und Holzmännel sind von den Heimchen verschieden, die Sagen von ihnen sind im Voigtlande allgemein verbreitet; früher war es auch der Glaube an sie, und noch jetzt versichert mancher Alte, selbst noch solche kleine Wesen gesehen zu haben. Ihre Aufenthalte waren die größeren Waldungen. Man beschrieb ihr Ansehen so, wie man anderwärts die Kobolde, Hütchen, Elfen und Trollen schildert, doch stimmen sie mit keinem dieser dämonischen Wesen in ihrem eigenen ganz überein. Minder geistig wie Elfen, minder bösartig wie Trollen, minder neckisch wie Hütchen, hatten sie Freuden und Leiden, welche jene Elementargeister nicht kannten, und der Leiden mehr, wie der Freuden. Sie haben einen mächtigen Feind, das ist der wilde Jäger. Der jagt sie und hetzt sie, und nur gewisse Baumstämme gewähren ihnen vor diesem Feinde Asyle, Stämme, in welche beim Fällen, während der abgesägte Baum schallend stürzte, schnell von 2 Leuten 3 Kreuze eingehauen wurden. Darum baten sie oft kläglich die Leute, welche Stöcke rodeten, solche bezeichnete Stammreste nicht heraus zu thun. Von den Hirten bettelten sie Brot, segneten aber dafür die Kühe, daß sie mehr Milch gaben; in den Häusern nahmen sie gern mit Brot und Klößen vorlieb, waren aber hülfreich dafür, bisweilen stahlen sie auch was Weniges. Aber was gezählt war, mußten sie unberührt lassen, ein guter Grund, Ordnung im Hauswesen zu halten. Den Hirtenmädchen halfen sie stricken, oder begabten sie außerdem. So erhielt ein Mädchen, das

einem Holzweibel auf sein Bitten Brot darreichte, einen Knauel Garn mit der Weisung, dieses in ihre Lade zu legen, und den Faden zum Schlüsselloch heraushängen zu lassen. Sie that's und das Garn nahm nicht ab, so viel sie davon abwickelte. Sie hätte Garn genug gehabt ihr Lebelang; aber da kam eine Freundin zu ihr, und sah nun das viele, viele Garn, das jene bereits abgewickelt hatte, und unbesonnen vertraute die Hirtin der Freundin das Geheimnis ihrer Garnquelle. Diese wünscht sich auch etwas abzuwickeln, und die Besitzerin giebt es unbedacht zu; kaum hat aber die Freundin angefangen zu wickeln, so hat sie das Ende des Knauels in Händen und der Garnschatz war damit auch zu Ende. Ein Holzhauer erhielt auf eine ähnliche Gabe die Versicherung, er werde immer genug haben, und so geschah es auch. Wer mild war gegen die Holzweibel, dem schützten sie Tag und Nacht sein Arbeitsgerät vor diebischen Händen. Schmerz litten sie ungern. Eine Frau traf eines beim Heurechen mit der Zinke auf die Ferse, da schrie es überlaut und that sehr garstig. Die Holzweibel sangen bisweilen in stillen Mittags- oder Mitternachtsstunden gar lieblich, dies thun auch nach Tiroler Sagen die Saligen, doch unterschied niemand ihres Gesanges Worte. Von den Holzmänneln sah man selten eines, viele Leute wollen gar nichts von ihnen wissen. Die Kleidung dieser sei grün gewesen mit roten Aufschlägen, sie hätten dreieckige schwarze Hütchen getragen, die breit und niedrig gewesen. In späterer Zeit rodete man alle Stöcke aus, und schonte nicht der bekreuzten, backte Kümmel unters Brot, fluchte öfters, und so zogen in einer Nacht die Holzweibel und die Holzmännel über die Elster, weit, weit fort, gegen Morgen hin, und was nahmen sie mit? die gute Zeit. Manche Forscher mutmaßen in diesen Holzleuten, die, ähnlich den Wichteln anderer deutschen Gaue, als ein schwaches, scheues Völklein geschildert sind, — frühere Bewohner, die riesen- und kernhaften Eindringlingen weichen mußten, und sich vor ihnen in die Einsamkeit von Wald, Geklüft und Bergeshöhlen bargen und retteten.

Die Moosleute sind in den Sagen von den Holzleuten kaum unterschieden, nur daß ihre Gestalt anders gedacht wird. Jene sind bekleidet, die Moosleute sind zottig, struppig, ähneln Alraunen, und sie dienen vorzugsweise dem wilden Jäger als Wild und Jagdbeute, sie vertilgt er scharenweise, von ihnen wirft er Hälften oder Viertel denen als Beute-Anteil zu, die mit ihm jagten, ja nur ihm höhnend zuschrieen, oder hängt sie ihnen vor die Hausthüre, welche Stücke nur unter Umständen wieder fortzuschaffen sind, und greulich stinken.

Die Riesen treten in den Sagen dieser Gegenden, wie überall, vereinzelt auf, sie hüten Schätze, wohnen in Bergen und Felsen, lassen sich zu Zeiten sichtbar erblicken, haben aber keine Beziehung zu den „wilden Männern" anderer Sagen, auch keine zum wilden Jäger.

Die Zwerge der Voigtlandsagen erscheinen nicht als Diener und Boten verzauberter Kaiser oder Helden, wie die am Kyffhäuser, auch nicht als für sich arbeitende kunstreiche Schmiede u. dgl., sondern mehr den Koboldeu verwandt. Häufig gedenken ihrer die Bergmannssagen in der Gegend von Saalfeld; sie sind selbst als Baumännchen über der Erde hülfreich, und wenn sie als Hausgeister Dienste leisten, heißen sie Gupel, vielleicht aus Kobold verdorben, wenn man nicht an Güetel denken will. Noch lebt diese Benennung in den Familiennamen Göpel und Göbel fort.

Nixer und Nixen reden für sich selbst, bedürfen keiner Erläuterung. Oft ist für jeden Fluß nur von einer Nixe die Rede, z. B. Donauweibchen, Ilmnixe u. a.

Hier zu Lande haben die Flüsse deren auf alle Fälle mehrere. Die Nixe, die in Saalfeld in die Fleischbänke geht, dürfte schwerlich dieselbe sein, die unter der Saale bei Halle ihr Wochenbett hält. Eigentümlich ist dieser Gegend, daß das sonst in Thüringen seltenere Vorkommen des Nix das der Nixen überwiegt. Auch in einzelne Weiher und Teiche sind Nixen gebannt, die in örtlichen Sagen leben.

Der Teufel, dieser alte Überall und Nirgends, ist überall derselbe, mindestens im mittleren Deutschland; im Voigtlande aber und in der Saalgegend manifestiert er sich, statt wie in Tirol als Jäger, meist als Drache, welcher seinen Bündnern Milch oder Geld bringt, und zwar gewöhnlich in Gestalt von Feuerballen, die sich in die Schornsteine senken. Er wartet auch mit Butter, Mehl und Eiern auf, und heißt guter Drache, wenn er Gaben zuführt, armer Drache hingegen, wenn er als langer Wiesbaum durch die Fensterzwickel in die Häuser fährt, und nichts hinterläßt als höllischen Gestank. Damit ist dann nichts gedient. Dem guten Drachen werden gereinigte Gefäße hingestellt, in die er seiner Bürde sich entledigt, und diese Gefäße werden aus Hölzern gefertigt, die an heiligen Tagen gefällt sind, Linde, Wachholder, Eibisch. Die Rahmtöpfe haben teilweise noch immer altgermanische Formen. Der Dualismus zwischen dem guten Drachen und dem armen ist sehr eigentümlich und reicht über die jüdisch-christliche Teufelsidee hinaus in die germanische, vielleicht noch mehr wendisch-slavische Frühzeit. Endlich giebt es auch Gelddrachen, sie bewachen Schätze, sind feurig, speien Feuer, und gehören mehr zu den Lindwürmern.

Bilbzen oder Binsenschnitter sind zum Teil Teufelsbündner, welche mit an die Beine gebundenen Sicheln durchs Getreide schreiten und was sie auf diese Weise absäbeln, führt ihr Patron ihnen, wenn das Getreide reif ist, doppelt und dreifach zu — es hat jedoch die Bilbzenkunst manches aber — anderntеils sind die Bilbzen elbische Wesen, welche sich bisweilen in Kugelgestalt, drachenartig, durch die Felder rollen, und ungeheuren Schaden anrichten; sie erscheinen aber auch in menschlicher Gestält, weiß gekleidet, mit fliegenden Haaren, oder sie wehen und drehen als Wirbelwinde einher, und führen Heu und Getreide weit durch die Lüfte von dannen.

Teils gegen die Bilbzen-Geister, teils gegen die teuflischen Bilsen- oder Binsenschnitter giebt es magische Mittel; Messer, die auf der Klinge drei Kreuze haben, werden der Bilbze entgegen geworfen mit den Worten: „Da hast Du es Bilbze!“ — da wird sie machtlos. Erblickt jemand einen Binsenschnitter und ruft ihn an während seines verderblichen Ganges, oder schießt mit einer Flinte über ihn weg, so muß der Binsenschnitter noch in demselben Jahre sterben. Wer sein Feld zuerst von außen rings umackert und bestellt, befreit dasselbe gegen den Bilsenschnitt. Wird Getreide gedroschen, das durchschnitten war, so stellt sich der Bilsenschnitter ein und will etwas borgen. Giebt man ihm nichts, so behält man jenen Zehnten am Getreide, den der Teufel außerdem seinem Bündner zugeführt hätte. Werden beim Ausdrusch einige Wachholdersträucher unter die Garben gelegt, und auch diese geschlagen, so trifft jeder Schlag den Bilsenschnitter, der dann kläglich bittet, anders anzulegen.

Die Pestgeister treten vereinzelt auf, wie der lange Mann in Hof, der Pestmann zu Schleiz, und oft sind sie nur ein Dunst, aber daß man in diesem Lande die Pest mythisch personifizierte, ist eigentümlich, und bereichert die vaterländische Mythologie.

Hexensagen und Hexenwesen zeigen sich nur in der allgemeinen Färbung, und ungleich weniger in den Vordergrund tretend als die Welt dämonischer Elementargeister.

Unter den spukenden Erscheinungen ist es für den mythischen Standpunkt nicht unwichtig, neben andern Tieren auch Stiergestalten und Fischen zu begegnen.

Noch klingt außer all diesen manches Mythische in den Voigtländischen und Orlagausagen hindurch, was nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist, obschon sehr ehrenwerte Gewährsmänner es

überlieferten. Dahin gehört die Frau Welle auf der Hohewart mit ihrem Namensanklang an Velleda, von der weiter unten die Rede ist.

169. Ursprung der Stadt und des Namens Plauen.

Da, wo jetzt Plauen steht, war sonst nach altüberlieferter Sage ein heiliger Götterhain, in welchem die Wenden opferten. Hier trat einst zu dem Götzenbilde ein Heidenbekehrer und sprach: „Unser Christengott ist dort oben!" und zeigte mit diesen Worten nach dem Himmel. Höhnend entgegnete ihm ein Heide: „So will ich Deinen Gott treffen!" und schoß einen Pfeil in die Höhe. Der Pfeil kam nicht wieder zurück, aber ein blaues Kreuz senkte sich aus den Wolken nieder und blieb auf der Erde sichtbar. Da sanken die heidnischen Bewohner der Gegend auf ihre Kniee nieder und die Christenpriester legten den Grund zu einer Kirche. Vor dieser ältesten Kirche des Voigtlandes bezeichnet noch heute ein blaues Pflasterkreuz den Ort, wo das himmlische Kreuz sich herabsenkte. Häuser entstanden um die Kirche und erhielten von dem blauen Kreuze den Namen Plauen.

170. Die steinerne Nonne.

An der Friedhofsmauer zu Plauen, unweit des sogenannten Nonnenturmes, erblickt man ein Nonnenbild von Stein in Form eines Grabsteines. Die Sage geht, daß einst eine Nonne des nahen Klosters sich vergangen. Sie liebte, bevor sie Nonne wurde, einen Ritter, den sie nicht lieben sollte, und wurde gezwungen, den Schleier zu nehmen. Ihr Geliebter wurde Deutschordensritter, und focht unter dem Comthur Reuß von Plauen tapfer gegen die Ordensfeinde. Einst zog er nun im Geleite des Gebieters vom fernen Marienburg nach der Heimatsstadt, und die alte Liebe erwachte mit Allgewalt, aber die Geliebte war Nonne. List und Liebe im Bunde verschafften beiden, denn auch in ihrem Herzen glühte noch die frühere Flamme, eine heimliche Zusammenkunft. Die Flammen loderten allzuheiß, das Stelldichein blieb nicht ohne Folgen. Ein Fluchtversuch scheiterte an der Aufmerksamkeit der Wächter, und die furchtbare Strafe für den Bruch des Keuschheitsgelübdes: Einmauerung, ward an der Unglücklichen vollzogen. Hinter dem Steinbilde in der Kirchhofsmauer soll sie sitzen, neben sich eine erloschene Lampe.

171. Der Schäfer.

Im Jahre 1463 richtete eine ansteckende Krankheit in Plauen große Verheerungen an. Ein betrunkener Schäfer war in der Neustadt auf freier Straße eingeschlafen; da man ihn für einen an der Krankheit Verstorbenen hielt, so wurde er auf einem Wagen auf den Kirchhof gefahren, wo man ihm sein Plätzchen unter den übrigen bereits dorthin geschafften Toten, die wegen ihrer Menge nicht gleich alle beerdigt werden konnten, anwies. Als er erwachte, wußte er zwar nicht, wo er sich befand, war aber gar fröhlichen Mutes, langte nach seiner Sackpfeife und blies, darüber der Totengräber gar sehr erschrak und es dem Rate meldete. Schade, daß die Toten nicht nach seinem Reigen tanzten. Man fand den totgeglaubten Schäfer, der darauf noch viele Jahre lebte und noch oft auf seiner Sackpfeife schallmeite.

172. Thauma und Losa ist auf.

Nahe bei Plauen liegen zwei Dörfer, Thauma und Losa, von denen haben die Umwohner das Scherzwort, daß sie sagen, wenn sich irgend ein Rumor begiebt oder ein gewaltiger unnützer Lärm: „Thauma und Losa ist auf“. Vom Ursprunge dieser Scherzrede erzählt man: Als der Bauernkrieg im Thüringerland entbrannte, kam die Nachricht von der Erhebung der Bauernschaft auch nach Thauma, fand dort Anklang, und der ganze Ort geriet in Aufruhr. Bald scholl die Kunde des Alarms auch nach Losa hinüber und auch hier waffnete sich die Bauernschaft in großer Eile. Bald strömten andere Dörfer hinzu, und es vereinigte sich das Bauernheer in der Nähe beider Orte, und rückte nun bedrohlich gegen Plauen; Thauma und Losa voran. Die Stadt ward in der That angegriffen, die Dobenau beschädigt, und das Bauernheer, das auf einer Aue an der Elster lagerte, mehrte sich täglich. Da kam aber dem Herrn Reuß von Plauen Hülfe durch den Kurfürsten von Sachsen. Eine auserlesene Reiterschar schlug die Bauern an der Bassig aufs Haupt und trieb sie zu Paaren. Schwer büßten sie ihre Erhebung. Aber die Erinnerung an jenen Heereszug lebt noch in dem Sprichworte fort: „Thauma und Losa ist auf.“ Solches „Auffein“ bekommt zu allen Zeiten sehr übel.

173. Der Lindwurm bei Syrau.

In einem Hölzchen, das nur einen Büchsenschuß nordöstlich von Syrau bei Plauen liegt, hauste vor Zeiten ein Lindwurm (Linwurm in der Volkssprache). Diesem mußte an gewissen Tagen des Jahres von Syrau ein Schaf gebracht werden, unterblieb dies, so holte er sich einen Menschen und doch noch ein Schaf. Das drückte die Einwohner von Syrau hart, doch niemand war so mutig, sich mit dem Ungeheuer in Kampf einzulassen. Endlich fand sich ein Ritter, welcher diesen Wurm zu erlegen sich vornahm. Er gelobte der heiligen Jungfrau eine Kapelle, wenn er siege, und bestand glücklich den Kampf. An demselben Orte, wo dies Ungeheuer gehaust, und von dem Ritter erlegt worden war, wurde dann von ihm eine Kapelle, genannt die Liebfrauen-Kapelle, gegründet, die später in Ruinen verfiel. Auf den Trümmern dieser Kapelle wurde vor geraumer Zeit eine kleine Glocke ausgegraben, welche auf dem Syrauer Turm hängt und eine alte Inschrift hat.

174. Der Stelzenbaum.

Unweit des Dorfes Stelzen bei Plauen steht auf einem Hügel weit sichtbar ein Baum, der Stelzenbaum geheißen. Der Name rührt daher, daß eine arme Hexe herausgeführt wurde, lebendig verbrannt zu werden, und war doch keine Hexe, sondern ein unschuldig Mägdlein, der die Tortur das Bekenntnis sündiger Teufelsbuhlschaft abgezwungen. Und wie sie ihren Todesweg ging, stand ein dürrer Pfahl auf der Höhe, den rührte sie an mit der Hand und sagte: „So wahr ein Gott lebt, so wahr muß an den Tag kommen, daß ihr mich als eine Unschuldige mordet, denn bei Gott ist kein Ding unmöglich, und er kann es machen, so er in seiner Weisheit will, daß dieser dürre Pfahl hier zum blättervollen Baum werde und grünend von mir zeuge noch in später Zeit.“ Man achtete aber ihrer Reden nicht und nicht ihrer Thränen, und führte sie zum Tode. Alsbald, wie die Arme gestorben war, und einige Heimkehrende bei dem Pfahle stehen blieben, trieb dieser sichtbarlich Keime und Zweiglein und Blätter, fürwahr ein großes Wunder, darüber sich alle entsetzten, und so machte Gott des Mägdleins Unschuld offenbar, und das Volk schrie nun Wehe über die ungerechten und unbarmherzigen Richter, und es wurde niemals wieder eine Hexe verbrannt oder hingerichtet. Der Wunderbaum aber wuchs und breitete seine starken Äste ringsum, und hieß nun von dem nahen Orte der Stelzenbaum im ganzen Lande.

Eine ganz andere Sage vom Stelzenbaum lautet: Ein Herrenschäfer hütete nahe bei Stelzen seine Herde auf dem abgeernteten Felde jenes Hügels, als eine Anzahl Bauern von Stelzen auf ihn zuliefen und ihn mit harten Drohworten begrüßten, daß er auf ihren Feldern hütete, und von den harten Worten kam es noch zu härteren Schlägen, denn die Wut der Bauern war grenzenlos. Der Schäfer stieß seinen Stab in den weichen Boden, klammerte sich daran, indem er auf seine Kniee fiel und rief: „Dieser dürre Stecken soll bezeugen, daß ich that nach meines Herrn Gebot, und nicht, wie ihr sagt, aus eigenem Antrieb, und daß ihr mich Unschuldigen hier zu Tode geschlagen! Grünen soll er und blühen, euch zum Verderben!" Noch ein Knüttelschlag, und der Schäfer hörte auf zu leben. Die Mörder flohen. Man hatte des Schäfers Leiche gefunden, aber niemand hatte sich um den Stab gekümmert, der war unbeachtet in der Erde stecken geblieben. Wie der Frühling kam, bestellten die Mörder ihr Feld auf ihrem Hügel, und da sahen sie eine unliebe Erinnerung ihrer Unthat, den Schäferstab, und einer ging hin, den Stab aus der Erde zu ziehen; er zog und zog, aber der Stab folgte seiner Hand nicht, denn er war festgewurzelt, und hatte frische Triebe, die schon ausschlugen. Der Stab war zum Baum geworden, und stand als Zeuge der Unschuld des Ermordeten. Die Mörder alle nun vernahmen's und sahen's, das göttliche Wunder, und erbebten tief im Herzen. Zwar verhehlten sie auch ferner ihre That, aber sie schlichen bleich umher, und in ihrem Innern zehrte der Wurm, der nie stirbt, brannte das Feuer, das nie verlöscht.

Der Stelzenbaum liegt hoch und ist weit sichtbar. Auch erzählt die oft sich abwandelnde Sage noch von ihm, daß einem träumte, er werde auf der Brücke zu Regensburg einen Schatz finden. Als derselbe richtig die weite Reise gen Regensburg gemacht, traf er auf der Brücke einen Bettler an, der erzählte ihm, es habe ihm geträumt, er werde unter dem Stelzenbaum bei Plauen im Voigtland einen Schatz finden. Nun wußte jener genug, ging heim und hob den Schatz unterm Stelzenbaum.

Der Stelzenbaum hat in seiner Gegend eine solche Bedeutung gewonnen, daß man ihn sogar auf Landkarten des Neustädtischen Kreises eigens neben dem Orte Stelzen hinzeichnete, und Stelzenbaum dazu schrieb. Er ist ein wichtiges Seitenstück zu den übrigen grünenden Stabwundern.

175. Die schöne Nixe.

Der Fluß Elster, der von den Höhen des Fichtelgebirges herab, und das ganze Voigtland durchfließt, ist von Nixen bewohnt, deren eine in der Nähe der Stadt Elsterberg ihre Wohnung im Grunde des grünen Gewässers hat. Die Elsternixe sah in seiner Jugend ein jetzt bejahrter Bauer aus Lossengrün in dem romantischen Elstergrunde, der das Steinigt genannt wird, und erzählte davon folgendermaßen:

„Ich und mein Bruder hüteten an der Elster unseres Vaters Vieh. Auf einmal entsteigt aus den Wellen der Elster ein weibliches Wesen, nähert sich dem Ufer, breitet mit ungeheurer Geschwindigkeit eine Menge feine Wäsche daselbst aus und verschwindet damit in kurzer Zeit wieder. Wir näherten uns diesem Platze und sahen zu unserem Erstaunen, wie dieses Wesen dasselbe weiter unten ebenfalls that, was es früher oberhalb des jetzigen Waschplatzes gethan hatte. Neugierig versuchten wir dieses Wesen näher zu betrachten; indes, auf einmal fängt sie an gewaltig mit den Händen zu klatschen, rafft ihre Wäsche schnell zusammen und verschwindet in die Fluten der Elster. Entsetzliche Furcht und schnelle Flucht folgte dem Geschehenen. Nachdem wir das Abenteuer unserem Vater erzählt hatten, antwortete dieser ganz geheimnisvoll: „Das war die schöne Nixe. Hütet euch vor ihr, ihr Jungen und seid froh, daß ihr so weggekommen seid.“ —

176. Die lederne Brücke.

Vor Zeiten lag vor der Stadt Elsterberg, welche ihren Namen dem Flusse dankt, der an ihr vorüber fließt, am Fuße der sogenannten Weßnitz, auf einem steilen Hügel ein Schloß, genannt das alte Haus oder die Elsterburg, und dann wurde späterhin ein zweites Schloß, das jetzt noch vorhanden ist, erbaut. Beide Schlösser verband eine lederne Brücke, so geht in Elsterberg die allgemeine Sage, wie fabelhaft dies auch klingen möge. Auch durch unterirdische Gänge standen beide Burgen in Verbindung mit einander, davon lassen sich noch bis heute Spuren finden. Es war aber das alte Haus ein Doppelschloß, und dies mag wohl Verbindung durch eine schwebende Luftbrücke gehabt haben. Man sagt, daß jenes alte Haus ein Raubnest gewesen sei. Im Jahre 1354 wurde es erstürmt und man fing 13 Räuber. Zwölf davon wurden auf dem obern Markte und zwar da, wo jetzt der obere Röhrkasten steht, geköpft, der dreizehnte entsprang. Von der erwähnten Weß-

niß, einem Walddistrikte, wird erzählt, daß durch sie hin, durch die Stadt und den Steinmühlengrund hinauf, vor alten Zeiten die Nürnberger Landstraße führte. Auch wird ferner erzählt, daß auf dem Schlosse ein großer Goldschatz, eine ganze Braupfanne voll, verborgen liege. Eine weiße Jungfrau bewacht ihn, die ist mit einem großen Schwert bewehrt. Schatzgräber, die nach dem Goldhort strebten, sind übel weggekommen.

177. Der tiefe Brunnen.

Auf dem Schlosse zu Elsterberg ist ein sehr tiefer Brunnen befindlich; als das Schloß noch von den Herren von Lobdaburg, denen Elsterberg einst gehörte, bewohnt wurde, fiel es einem der Diener ein, eine lebende Ente in diesen Brunnen zu werfen, nachdem er dieselbe mit einem roten Bändchen um den Hals gezeichnet hatte. Und siehe, am andern Tage fand man dieselbe Ente unten tief im Grunde auf der Elster schwimmen, in die sie durch den unterirdischen Kanal, der den Brunnen mit dem Flusse verband, gekommen war. Es soll auch ein Brunnengeist in der Tiefe des Gewässers wohnen, und sich bisweilen sehen lassen in Gestalt eines grünen Nix, der die Kinder gern anlockt und in die Tiefe zieht.

Ganz genau wiederholt sich diese Sage mit der Ente und dem Brunnengeist auf dem gräflichem Schlosse Castell in Franken, nur daß daselbst statt eines Nix, fünf Nixen in dem Brunnen wohnen.

178. Silberglocken.

Auf der Stadtkirche zu St. Lorenzen in Elsterberg hing ein silbernes Glöckchen, damit läutete man in katholischen Zeiten die Messe ein. Das wurde auch das Gnadenglöcklein geheißen, darum, weil sich der Ablaß so weit erstreckte, als des Glöckleins Schall vernommen ward. Da man unter andern auch im Dorfe Bünau das Glöcklein hörte, so gaben die Bünauer Bauern dafür der Geistlichkeit alljährlich ein Fuder Getreide. Nun ist zwar Bünau jetzt nach Dobia eingepfarrt, welches Dorf Bünau ganz nahe liegt, doch ist infolge jenes Ablasses noch heute üblich, daß es an das Elsterberger Pastorat einen Zehnten leistet. Dabei ist wieder die Bedingung, daß der Pfarrer von Elsterberg diesen Zehnten in eigener Person mit seinem Geschirre abholt, und jedem Kinde unter 14 Jahren einen Pfennig mitbringt. Der Elsterberger Ablaß war so berühmt,

daß sogar, wie die Sage geht, Bürger von Nürnberg sich auf dem dortigen Kirchhofe begraben ließen, um dessen teilhaftig, und desto eher aus dem Fegefeuer erlöst zu werden. Auch haben, so sagt man, Nürnberger Kaufleute das Spital, das unten bei der großen Brücke im sogenannten Spitalgarten stand, erbauen lassen und unterhalten.

Von der mittleren Glocke zu Elsterberg erzählt man für wahr, daß sie zur Hälfte aus Silber bestehe. Ein General, des Namens Bose, nahm im dreißigjährigen Kriege die Stadt Groß-Glogau in Schlesien ein, und entführte von dort nicht nur diese mittlere Glocke, sondern auch die übrigen Kirchenglocken, und schenkte die erstere nach Elsterberg, die andern dem nahen Orte Netschkau. Vergebens forderte später die Bürgerschaft von Groß-Glogau ihre Glocken zurück, und als sie dieselben nicht erhielt, erließ sie ein Gebot, daß weder ein Elsterberger, noch ein Netschkauer ihre Stadt jemals betreten solle.

179. Der Venetianer.

Wie im Thüringischen Gebirge, auf dem Harze, dem Erz- und Riesengebirge u. a. findet man auch im Voigtlande die Sage weit verbreitet, daß Venetianer Erz und andere Schätze daselbst gesucht und gefunden hätten. Vor ungefähr 200 Jahren lebte auch ein solcher Venetianer oberhalb einer Brettmühle in einer Höhle; den Eingang dieser Höhle sah man recht gut von der Ferne, jedoch nie in der Nähe. In dieser Höhle vernahm man häufig starkes Pochen und Hämmern. Einst erblickte zur Mittagszeit der Sohn des Brettmüllers den Venetianer in sehr zerlumpten Kleidern vor dem Felsen stehen; der junge Müller war so keck, nach dem Fremdling mit Steinen zu werfen. Ein Stein traf unglücklicherweise das Auge des Italieners und verletzte es bedeutend. Sogleich wurde der junge Brettmüller sinnlos, stürzte wie betäubt zu Boden, und als er wieder zu sich kam, befand er sich in Venedig, was er auf sein Befragen, wo er wäre, erfuhr. Aus dem Palaste, vor dem er stand, sah ein vornehmer einäugiger Mann heraus. Dieser rief den Knaben auf sein Zimmer und fragte, wo er her sei? Der Knabe erzählte, aus der Brettmühle bei Greiz; nun fragte der fremde Mann, wie er hierher käme? Offen gestand der Knabe den Hergang. Als nun der Herr dem Knaben versicherte: er sei der Mann, welcher die Höhle bei der Brettmühle bewohnt habe, so wollte dies der Knabe durchaus nicht glauben. Nun ging der

Herr in ein Nebenzimmer, legte die Prunkkleider ab, und zog die Lumpen an, worin ihn der Knabe schon einmal erblickt hatte. Jetzt wurde es dem Knaben klar, daß er diesen Herrn verletzt hatte. Er bat flehentlich um Verzeihung, erhielt sie, und wurde ebenso schnell, wie er nach Venedig gekommen, in seine Heimat gebracht, und alles Geschehene dünkte ihm der Traum eines Augenblickes. Nie sah man den Venetianer wieder, und nie fand man den Eingang zu der goldreichen Höhle.

180. Holzleute in der Schlee.

Bei Teichwolframsdorf erstreckt sich eine große ausgedehnte Waldung, diese heißt die Schlee. Darin lebten vor Zeiten auch Holzmännel und Holzweibel. Ein Pärlein derselben hatte sich von Baumwurzeln ein Häuslein erbaut und darin lebten sie, und lebten auch von Baumwurzeln, wenn sie kein Brot bekamen. Sie verkehrten gern und freundlich mit den Menschen, waren aber klein und häßlich. Noch immer soll es im Walde dergleichen geben. Im Jahre 1830 ging ein junger Mann, Namens Nier, der von der „wilden Taube“, einem Gehöfte in der Umgegend, war, durch die Schlee. Da begegneten ihm, als bereits die Dämmerung eingebrochen war, auf einem Kreuzweg zwei Holzweibel. Sie sahen grau aus, hatten ganz bemooste Gesichter, alte graue Kleidung, und waren sehr klein. Auf dem Rücken trugen sie Körbe von ungeschälten Weiden. Eins davon strickte an einem grünlichen Strumpfe. Der junge Mann ließ sie ungestört ihres Weges ziehen und drückte sich schweigend an ihnen vorüber.

Auf der „wilden Taube“ wohnt ein Bader, an dessen Fenster klopfte es eines Abends und war jemand draußen, dessen Gestalt er nicht recht erkennen konnte. Dringend bat ihn dieselbe mit feiner Stimme, mitzugehen, da seine Hülfe Not thue, und so verließ der Bader sein Haus. Als er nun der Gestalt näher kam, war's ein kleines graues Holzmännel, das in der Hand eine Gerte trug. Da grauste dem Bader und er wollte nicht gehen, das Holzmännel aber bat gar flehentlich und sagte, sein Weiblein habe den Arm gebrochen. Es werde ihm nichts geschehen. So ging er denn mit und wurde in die Schlee geführt und in das Hüttchen der Holzleute, und da richtete er des Holzweibels zerbrochenen Arm ein und schiente ihn. Dreimal holte ihn das Holzmännel ab zum Verband, und brachte ihn immer auf gutem Wege wieder nach Hause. Beim letzten Gang bezahlte es den Bader so, daß er zufrieden war, nämlich mit fünf alten Thalern. Hernach hat der Bader aus

Neugier am Tage die Holzleute besuchen wollen, allein vergebens mühte er sich, den Waldweg wieder zu finden, den er des Abends geführt worden war. Er fand ihn nimmermehr.

181. Der Trappengeist.

In der Nähe von Großkundorf und Markersdorf liegt ein Berg, der Trappenberg; auf diesem haust ein Gespenst, der „Trappengeist,“ welcher Wege und Stege unsicher macht. Einst waren ein Einwohner zu Markersdorf, Namens Böttger, und ein alter von Zehmen'scher Jäger, Namens Pfeifer, in Großkundorf zum Bier gewesen, gingen des Nachts nach Hause und kamen auf den Trappenberg; plötzlich erfaßte es beide wie ein Sturmwind, sie wurden über eine tiefe Thalschlucht unweit des Teufelsgrabens und auf die Anhöhe gegenüber, worauf Markersdorf liegt, rasch und durch einen mächtigen Schwung geführt, und fanden sich unversehrt auf einmal bei einem Gitter, das noch heute steht. Das hatte ihnen der Trappengeist vielleicht zum Schutz, vielleicht zum Schabernack gethan. Im nahen Teufelsgraben steht auch die Teufelskanzel, auf welcher der Herrgottsaffe weiland gepredigt haben soll.

182. Die wohlfeile Burg.

Unweit Berga liegen die Orte Groß- und Kleinkundorf. In der Nähe von Großkundorf liegt eine Wüstung, heißt die Fichtelburg, und es gehören dazu viele Wiesen, Felder und Wälder. Vor alten Zeiten soll die Fichtelburg ein Raubschloß gewesen sein; jetzt ist von der eigentlichen Burg keine Spur mehr zu finden. Im dreißigjährigen Kriege, als allgemeiner Mangel eintrat, hat der Besitzer der alten Fichtelburg, die schon damals dem Verfalle nahe war, dieselbe für ein hausbacken Brot hingegeben. In späterer Zeit stieg sie wieder etwas im Preise, da kaufte sie ein gewisser Hans Köhler vom Amte Weida um 5 Thaler. Der Eigentümer wird insgemein „Burglies“ genannt, und bei kirchlichen Verkündigungen, wenn sein Name in solchen genannt wird, darf nicht vergessen werden, daß er als „Besitzer der Fichtelburg“ aufgeführt wird.

183. Gespenstiger Spuk im Burggraben.

In der hinter dem Schlosse Berga befindlichen tiefen Schlucht, dem sogenannten Schloßgraben, soll es zur Nachtzeit ehedem gar nicht richtig gewesen sein. Die Wanderer auf dem nach Berga

durch das enge Thal führenden Fußsteg sahen entweder ein graues Männchen, oder einen beweglichen Klumpen in Form eines Erbsenbüschels, wenn gerade die Geisterstunde sie überraschte. Das graue Männchen sah manchem gar unheimlich ins Gesicht, klatschte dann in die Hände und schlug eine laute Lache auf, dann war es plötzlich hinweg und verschwand. Der Erbsenschotenbüschel purzelte den Wandernden rauschend quer vor die Füße, und dann rauschte er, wie von unsichtbarer Hand gezogen, hinweg aus ihren Augen, ohne daß sie eine Hand erblickt, die ihn bewegte.

184. Schloß Trifels und der Kreuzstein.

Zu Berga stand vor Zeiten ein altes Schloß Trifels oder Dreifels mit einem sehr hohen Wartturm, dessen Mauer 6—8 Ellen dick gewesen sein soll, darin sich das Verließ befand. Da man das neue Schloß erbaute, wurde dieser Turm mit weggerissen, und seine Steine wurden zum Neubau benutzt. Als das alte Schloß Trifels einmal von einem Feinde belagert und mit Pfeilen beschossen wurde, wehrten sich die Bewohner wacker, und töteten den feindlichen Anführer, der auf einem weißen Schimmel ritt. Dieser wurde in der Flur begraben, und ihm jener merkwürdige Stein errichtet, den man noch heute bei Albersdorf sieht, und den Kreuzstein nennt. Dieser Oberbefehlshaber spukt noch und läßt sich sehen auf seinem Schimmel reitend und ohne Kopf auf der Mühlstraße, und sieht immer nach der Stelle, wo das alte Schloß und der Wartturm steht.

Auch dieser Schimmelreiter scheint eine Gestalt verjüngter Sage zu sein, und deutet nach dem schimmelreitenden Wode nordischer und schwäbischer Sagen hin.

185. Geister im Schlosse Berga.

Auch in dem neuen Schlosse zu Berga treibt mancherlei Geisterspuk sein Wesen. In dem alten Hintergebäude im zweiten Stock, wo die Gesindestube befindlich, ist neben dieser Stube ein Gewölbe, daraus hat man sonst zum öftern einen Geist treten sehen, in Gestalt einer weißen Frau mit einem Schlüsselbunde. Dieser Geist erschien zumeist um Mitternacht und durchwandelte die Stube, ohne aber jemanden zu schädigen, außer dem Schreck, den die Leute von seinem Anblick hatten. Viele alte Leute haben diese Gespensterfrau wandeln sehen.

Auch hört man von einem Kobold im Schlosse zu Berga erzählen, der lange dort sein Gaukelspiel gehabt. Sein liebster Aufent-

halt war im Backhause. Er neckte Knechte und Mägde gern, und warf die Drescher, wenn sie abends dort vorbei und nach Hause gingen. Ein Jäger, Namens Winterstein, hat vielfach von dem Kobold erzählt, der hie und da auf dem Schlosse sein Wesen treibe. Ein alter Hofknecht hatte stets die besten und fettesten Pferde, und gab ihnen doch nicht mehr Futter, als die anderen Pferde erhielten. Wenn er nun befragt wurde, wie das komme, daß seine Pferde so wohl genährt seien, so lächelte er geheimnisvoll und antwortete: „Der Gupel hilft mir beim Füttern."

186. Der wilde Jäger im Rußthale.

Ein alter Einwohner von Untergeisendorf bei Berga erzählte, daß auch in dem sogenannten Rußthale, das nach Großkundorf zuführt, im dortigen Gehölze der wilde Jäger sein Wesen getrieben. Man sah die Schatten zusammengekoppelter Hunde, und hörte ihr Gebell, vernahm auch Jagdrufe von einer dumpfen Menschenstimme hervorgestoßen, und dieses Jagdgetöse ging von dem sogenannten hohen Holze aus und zog sich nach dem Eulengraben hin. Viele alte Leute der Gegend haben solchen Spuk gehört, ja manche ihn gesehen, und alle haben diese Wahrnehmung beglaubigt.

187. Der Nixenstein.

In dem Dorfe Wolfsgefärth am Elsterfluß steht ein bedeutender Felsen, welcher der Nixenstein genannt wird. An demselben ist in der Elster eine Tiefe, wo sich Nixen aufhielten und daselbst ihr Wesen auf verschiedene Art trieben. Wenn in dem zunächst der Elster gegenüberliegenden Dorfe Meilitz Tanz gehalten wurde, kamen die Nixen unter die Tanzenden und tanzten mit den jungen Burschen. Von alten Leuten kann man dort noch heute hören, daß ein alter aus dem Dorfe Großdraxdorf gebürtig gewesener Einwohner, mit Namen Friedrich, vor Zeiten als Bauernknecht in dem Dorfe Untitz unfern Meilitz diente, und viele Mal erzählt hat, selbst mit einer solchen Nixe in Meilitz getanzt zu haben. Ein alter Hofknecht zu Meilitz warnte den Burschen und sagte ihm: „Tanze nicht mit diesem Mädchen, sie ist eine Nixe und hat ein grünes Hemd an." Das hörte die Nixenjungfrau in ihre Ohren hinein und nahm es sehr übel. Binnen drei Tagen schon war der Hofknecht tot. Er hatte aus der sogenannten über Wolfsgefärth oben gelegenen kleinen Mühle Mehl geholt, und fuhr bei dem Nixensteine unweit der Tiefe durch

die Elster, da kam es herauf aus dem Wasser und zog ihn hinab in die Nixentiefe, daß er ertrank.

Auf dem Nixenstein sollen die Nixen auch oft ihre Wäsche trocknen.

Zwischen Meilitz und Großdraxdorf liegt Wünschendorf, ob der Name nach Winden, dem Volksstamme, oder nach dem Wode, dem „Wunsch“ deutet, ist die Frage. In Wünschendorf war es üblich, daß fast jeder Nachbar eine „Hausotter“ hielt, und dieselbe mit Milch fütterte, die in kleinen Näpfchen hingestellt wurde.

188. Klosterstätte Querfurt.

Gar nicht weit von Berga und nahe bei dem Dorfe Pöltzschen hat vor Zeiten ein Nonnenkloster gestanden, dessen Namen Querfurt war, und das mit einem Walle umgeben gewesen sein soll. Man zeigt noch die Stätte, wo die Kirche stand, etwas abseits von den Klostergebäuden, die in dem schönen Thale lagen, das die Culmitsch durchfließt, und an einem See, der jetzt Wiese ist. Auch eine Mühle, die Untz, gehörte zu dem Kloster. Alles wurde vor langer Zeit zerstört, man weiß nicht, ob im Hussiten- oder im Bruderkriege. Nur dunkle Sagen leben davon im Munde der Umwohner. Uralte Leute konnten sich noch erinnern, Rudera mit Vogelbeerbäumen und Mauerreste des Klosters und der Kirche in ihren jungen Jahren gesehen zu haben, und daß sie als Kinder mit der Fähre hinüber ins alte Kloster gefahren wären. Beim Aufrichten eines Gebäudes auf dem Klostergebiete fanden sich Knochen und Schädel, auch ein Münzfund kam vor. Man nahm die alten Steine zum Aufbau neuer Häuser. Viel ist von vergrabenen Schätzen die Rede, die teils gehoben sein, teils noch in den verborgenen Kellergewölben ruhen sollen; auch die Kirchenuhr soll vergraben worden sein.

Im Kloster Querfurt lag ein Schatz, der brannte nächtlicher Weile lichterloh. Alte Einwohner zu Pöltzschen erzählten vom Hörensagen ihrer Eltern und Großeltern: Einst kamen zwei fremde Männer nach Pöltzschen, der eine war ein Venetianer, den andern hieß man den Wirt, die sprachen zu den Leuten: „Drüben im alten Klostergarten liegt ein Schatz, wer ihn hebt, der hat zeitlebens genug.“ Darauf ging der Venetianer allein hinüber, blieb eine lange Weile weg, und als er wieder kam, trug er etwas unter seinem Mantel. Er sagte nicht, was es sei, und gab auch nichts davon ab. Bald darauf ging er noch einmal hinüber und kam nimmer-

mehr wieder, ward auch nirgends gesehen noch gehört. Der Mann, der ihn hergeführt, mußte sich in seine Heimat betteln.

Zu anderer Zeit kam nach Pöltzschen ein Jesuit, sprach bei einem Bauer ein, sagte diesem, daß er in der Absicht da sei, den Klosterschatz zu heben, er möge ihm, gegen gute Belohnung, helfen. Um Mitternacht gingen beide, der Jesuit und der Bauer, auf die verrufene Stätte. Der Jesuit zog einen Kreis und hub an zu beten, da hob sich allmählich aus dem Boden eine Braupfanne voll Goldes, oben darauf aber lag ein großer schwarzer Hund mit feuriger Zunge. Der Bauer zitterte und bebte, und der Jesuit zitterte auch und betete fort, und wurde irre, und da that es auf einmal einen Schlag, als würde eine Kanone dicht vor ihren Ohren losgeschossen, daß beide zu Boden fielen. Weg war der Hund und weg war der Schatz. Klagend gestand der Jesuit dem Bauer, daß er etwas in der Formel versehen, und ging traurig von dannen.

Von Berga fuhr einst ein Tabakshändler aus Erfurt, der im Wirtshause zu Culmitzsch seine Niederlage hatte, des Nachts mit einem Schiebekarren über den Steinberg hinaus. Als er auf den Wachtelberg kam, traf ihn, es war in der zwölften Stunde, ein graues Männchen an, und fragte ihn, wohin er wolle? Er solle mit ihm gehen sprach das Männchen zum Bauer, und zugleich sah dieser, daß in den alten Klostertrümmern ein Licht brannte. Nicht ohne Furcht folgte er dem gespenstigen Führer, der ihn geradezu in das Kloster hineinleitete; da fand er statt des Lichts eine Kohlenglut, warf etwas darauf und ward glücklich. Das graue Männchen geleitete ihn noch bis an die Brücke zu Berga und verschwand dann mit einem Male. Dieser Tabakshändler soll einen guten Teil des Schatzes auf seinem Karren hinweggefahren haben.

Ein Dienstjunge in Pöltzschen ging eine Zeit lang jeden Morgen stillschweigend in das Kloster, da fand er jedesmal einen Groschen, diese gefundenen Groschen sammelte er zu Hause und gab sie nicht aus. Einstmals fragte ihn sein Dienstherr, der des Schatzes ansichtig wurde, woher er die vielen Groschen habe? So sagte der Junge: „Drüben in den Klostermauern ist ein altes hölzern Schränkchen, da finde ich jeden Morgen einen Groschen.“ Der Herr wollte das auch sehen, allein es ward kein Schränkchen gefunden, und niemals fand der Junge wieder einen Groschen. Er hatte das Geistergeheimnis verplaudert, und mußte damit den Schaden tragen.

189. Tanzende Katzen.

Sehr häufig hat man innerhalb der alten Klosterstätte Querfurt tanzende Katzen erblickt, das sind böse Hexen gewesen, die gar zu gern Katzengestalt annehmen. Wenn es nun geschah, daß jemand zufällig einen solchen Katzentanz gewahrte, und unter den tanzenden seine eigene erblickte, und am andern Morgen ihr sagte: „Du warst heute Nacht auch dabei, so wurden diese Katzen furchtbar wild, fauchten, bissen, kratzten, fuhren wie toll durch die Fenster und kamen niemals wieder. Das haben mehrere Einwohner des nahen Dorfes Pöltzschen erlebt und erzählt. Eine, die geleuchtet hatte, und der ihr Herr das spöttisch vorwarf, sprang an ihm hinauf, zerkratzte ihm das Gesicht und fuhr von dannen.

190. Mönchsstein und Kroatengraben.

In dem Ölsengraben, am Wege von Weida nach Berga, ein lieblicher Aufenthalt wegen seines Schattens und Vogelgesanges, befindet sich ein großer Stein, welcher mit vielen Kreuzen versehen ist. Dieser Stein wird der Mönchsstein genannt, und soll diese Benennung daher erhalten haben, weil in alten Zeiten die Mönche, wenn sie von Mildenfurt in das Kloster Querfurt bei Berga, um Messe zu lesen, gingen, dort auszuruhen pflegten. In demselben Graben befindet sich gegen Zifra zu eine Schlucht; hier wurde vor Zeiten ein Spion von den Kroaten derartig getötet, daß sie ihn an den Schwanz eines Pferdes anbanden und so fortschleiften. Davon heißt die Schlucht der Kroatengraben. Es ist dort herum nicht geheuer.

191. Der ausgerissene Grenzstein.

Bei der Schäferei des Rittergutes Tausa bei Weida trieb vormals ein Geist sich um mit gar wunderlichem Wesen. Er trug einen großen Stein auf den Schultern, schaute und deutete immer hin und her und rief dazu mit kläglicher Stimme: „Wo soll ich ihn hin thun? wo soll ich ihn hin thun?“ Einem Schäfer, dem er besonders oft erschien, wenn ersterer vom Schafstalle abends zurückkehrte, wurde der unheimliche Frager so zur Last, daß er zu seinem Seelsorger nach Schöndorf lief, dem seine Not klagte, und um Rat und Beistand bat. Der Pfarrer gab guten, geistlichen Rat, wie der Schäfer sich verhalten solle, und segnete ihn ein. Als er abends die Schafe eingetrieben hatte und aus dem Schafstalle heraus trat,

da war auch der geisterhafte Steinträger da mit dem Angstrufe: „Wo soll ich ihn hin thun? wo soll ich ihn hin thun?" Da sprach der Schäfer, wie ihm gelehrt worden war: „Thu' ihn hin, wo du ihn hergenommen hast!" Alsbald warf der Geist den schweren Stein von der Schulter, daß er tief in die Erde schlug. „Nun habe ich ihn gerade 100 Jahre durch getragen," sprach er, und verschwand.

Seitdem ist er nicht wieder gesehen worden. Der Stein ragt aber noch heutiges Tages aus dem Erdboden heraus, nicht weit von der gutsherrlichen Schäferei von Tausa.

192. Die Sägespäne.

In einem Forste in der Nähe von Steinsdorf unweit Weida machten einst zwei Männer längere Zeit Holz, und zu diesen gesellte sich täglich um die Mittagsstunde ein Holzweibel, das bat Brot von den beiden. Einer der Holzmacher aber verspottete das Holzweibel, während der andere von mitleidigem Sinn ihm stets gern etwas von seinem Brote gab. Da nun die Arbeit zu Ende ging, wußte das Weibel dies, ohne daß es ihm einer gesagt, und sprach zu dem Mildthätigen: „Ihr werdet nun hier so bald nicht wieder arbeiten, und mich auch nicht mehr sehen. So will ich Dir, der es immer gut mit mir gemeint, auch einen Lohn geben". Darauf füllte es den Kober jenes Mannes mit Sägespänen und verschwand hinweg. Da hatte der andere unbegabte nun seinen Spott über die Maßen mit seinem Kameraden. „Das ist ein rares Geschenk das!" sagte er. „Blitz, damit kannst du dick thun, und Dir ein Schloß kaufen," und dergleichen Reden mehr. Darüber wurde der Begabte ärgerlich und schüttete, um nur ungeneckt zu bleiben, die Sägespäne aus dem Kober mitten auf den Weg. Nur einige wenige blieben noch im Korbe hängen. Es vergingen einige Tage, bis er wieder in das Holz wollte, und den Korb von der Wand nahm, da klang es darin, und wie er ihn öffnete, fielen ein paar Goldstücke heraus, und ein paar andere hingen noch am Flechtwerke fest. Das waren die Sägespäne des Holzweibels, und hätte der gute Tropf die andern nicht ausgeschüttet, so wäre des Spötters Wort wahr gewesen: er hätte sich ein Schloß kaufen und als ein Edelmann leben können.

193. Der merkwürdige Traum.

Einer Frau in Weida träumte einst, sie solle zu ihrem Bruder in Triptis gehen, es würde ihr Glück sein. Als sie diesen Traum

ihrem Manne sagte, redete er ihr zu, die Reise nach Triptis zu unternehmen. Bei ihrem Bruder angekommen fragte dieser nach der Ursache ihres Kommens, und sie erzählte ihm den gehabten Traum. „I!“ sagte dieser darauf: „träumte mir doch auch, ich sollte auf der Burg bei Weida unter einem Birnbaume nachgraben und ich würde einen Schatz finden“. Zu Hause angekommen, erzählte die Frau ihrem Manne des Bruders Traum. Dieser säumte nicht, sofort auf der Burg nachzugraben, und fand glücklich einen großen Schatz, wofür er das schönste Haus in Weida kaufte.

194. Die Schlachtwiese.

Unfern Weida heißt noch jetzt eine Wiese die Schlachtwiese und zwar von einem traurigen Treffen zwischen den katholischen und protestantischen Einwohnern Weidas.

Als der größte Teil der Bewohner Weidas Protestanten geworden waren, gab es fortwährend Kämpfe zwischen ihnen und den bei der katholischen Religion verbliebenen Einwohnern. Letztere unterlagen jedoch meist; um Rache zu üben, zogen sie nach Erfurt, holten dort Beistand, lagerten sich in dem Forste und warteten die Nacht ab, um dann die protestantischen Bewohner Weidas zu überfallen. Diese erhielten aber Kunde hiervon, zogen bewaffnet ihren Feinden entgegen und fanden sie auf einer Wiese bei dem Forste gelagert. Es kam hier zu einer großen Metzelei, wobei die Katholischen unterlagen.

195. Der Geist in der Wiedenkirche.

Unfern der alten in Ruinen liegenden Wiedenkirche zu Weida wohnte ein Tuchmacher, dessen Frau erschien in einer Nacht ein Geist und ermunterte sie mit in die Kirche zu gehen, es würde ihr Glück sein. Des andern Tages erzählte sie es ihrem Manne, dieser ermahnte seine Frau unter der Bedingung mitzugehen, wenn er, ihr Mann, sie begleiten dürfte. Der Geist erschien ihr wiederum, und gestattete die Begleitung des Mannes, doch nur bis zur Kirchenthüre. Als die Frau nun in die Kirche kam, warf ihr der Geist eine goldene Kette um den Hals. Die Frau aber, den kalten Gegenstand plötzlich um ihren Hals verspürend, schrie laut auf, worauf der Geist sogleich verschwand. Der Mann, welcher seine Frau schreien hörte, wollte zu ihr, konnte jedoch nicht, da die Kirchthüre verschlossen war. Nachdem er von dem Küster den Schlüssel erhalten,

geht er in die Kirche und findet seine Frau vor Schrecken ganz erstarrt, jedoch noch mit der goldenen Kette behangen.

196. Holke.

In Weida war vor dem dreißigjährigen Kriege ein durchtriebener, böser Bube, Namens Holke. Dieser empfing einst wegen schlechter Streiche öffentlich sogenannte Stockschillinge. Er verließ hierauf in einem Alter von 13 Jahren seine Vaterstadt mit der Drohung, sich einst für die erhaltene Züchtigung zu rächen. Bettelnd strich er längere Zeit in Böhmen herum, nahm, größer geworden, Kriegsdienste und rückte endlich bis zum General hinauf. Einst während eines Waffenstillstandes erbat er sich Urlaub, um in seine Heimat zu reisen. Als er diesen erhalten, bat er, sein Regiment mitnehmen zu dürfen, um sich in seiner jetzigen Macht zeigen zu können. Auch dies wurde ihm gestattet. Als er zu Weida angekommen war, machte er sogleich alle Löschanstalten unbrauchbar, dann ließ er die Stadt beschießen, und äscherte so diese schöne und reiche Stadt bis auf das letzte Haus ein. Die jetzt noch in Ruinen liegenden Kirchen zeigen von Weidas Pracht und Holkes Grausamkeit.

Wie weit diese Sage im historischen Boden wurzelt, ist nicht ermittelt. Heinrich von Holcke, Wallensteins und Tillys Feldherr und zuletzt Graf und Feldmarschall, war jener Holke wohl nicht, denn derselbe stammte von der Insel Alsen, starb aber in A d o r f.

197. Der gefundene Schatz.

In der jetzigen Försterwohnung zu Cronschwitz oder Cronspitz, welche auf und aus den Ruinen eines ehemaligen Augustinerinnen-Nonnenklosters erbaut worden ist, treibt ein graues Männchen gewaltigen Unfug, neckt und erschreckt die Leute mannigfach. In den Kellern und unterirdischen Gängen, die aus dem Kloster stammen, ist es besonders nicht geheuer. Der Nachtwächter und ein anderer Cronschwitzer wollten in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den unterirdischen Gang, welcher nach Mildenfurt führt und einst das Mönchskloster zu Mildenfurt mit dem Nonnenkloster zu Cronschwitz in Verbindung setzte, durchwandern. Sie waren ungefähr bis zu der Gegend vorgedrungen, wo der Gang unter der Elster wegführt, als Gerippe und andere grauenhafte Erscheinungen sie zum Umkehren veranlaßten und in dem Gemüte des Nachtwächters einen solchen Eindruck zurückließen, daß er bald darnach starb.

Im Jahre 1782 befahl der damalige Oberförster zu Cron-

schwitz abends 10 Uhr seiner Tochter, aus dem ehemaligen Klosterkeller Äpfel zu holen. Hier angelangt, bemerkte die Tochter in einer Vertiefung einen großen Stein, welcher, was früher nicht der Fall war, hervorstand, auch war der Stein geborsten. Sie leuchtete mit der Laterne hin, zog den Stein mit leichter Mühe hervor und bemerkte darin einen Nöselstopf, welcher verschimmelt war und in welchem lauter weiße, glatte und platte Steinchen lagen. Die Finderin kehrte sogleich um und erzählte es ihrer Mutter, welche alsbald wieder mit in den Keller ging, hier aber nur einen leeren Topf und den Stein vollkommen in die Mauer eingefügt fanden. Die Leute meinen, daß dies offenbar ein Schatz gewesen, der dadurch verschwunden ist, daß dessen Fund vor 9 Tagen verraten wurde. Der Stein ist später von Cronschwitzern wohlweislich herausgenommen und als Grundstein zu einem Hause verbraucht worden.

198. Der Mönch zu Mildenfurt.

In den noch bewohnten Wirtschaftsgebäuden des alten Klosters Mildenfurt bei Weida verkehrte ein Mönch, dem von dem Gesinde für jede Nacht ein Bett zurecht gemacht werden mußte. Des Morgens war das Bett eingerammelt, wie jenes des Kaisers Friedrich Barbarossa im Schloß zu Kaiserslautern. Eine neue Magd war angezogen und hatte leichtsinnig dem Mönch sein Bett zu machen versäumt. Sie selbst hatte ihr Lager auf der Ofenbank genommen. Da kam der Mönch, angethan mit einem bräunlichen Biberrocke, der bis an die Ferse reichte, und um den Leib mit einem seidenen Bande gebunden war; er fühlte und krabbelte auf der Bank hin, bis er die säumig gewesene Magd erreichte, sprach dabei:

„Da war's, dort war's,
„Dicker, fetter Pumpars“'

und warf sie von der Bank herunter. Zum Glück fuhr die Magd schnell unter den Tisch. Dort war sie geborgen, denn auf und unter den Tisch können die umgehenden Geister nicht kommen. — „Ich glaube, das Bett muß dem Mönche noch bis auf diese Stunde gemacht werden,“ schloß der Erzähler.

199. Der böse Vogel in Gera.

Vor Jahren herrschte eine furchtbare Pest in Gera, von der mancherlei erzählt wird, unter andern diese Sage: Zwei fremde

Gesellen saßen bei einander in einer Stube, darinnen etliche Personen an der Pest darnieder gelegen und gestorben waren. Die Gesellen zechten zusammen, da sahen sie von ungefähr in einem Winkel der Stube einen blauen dünnen Rauch, wie einen Nebel, ganz sachte aufsteigen, welchem sie mit Verwunderung zusahen, und wahrnahmen, daß er sich allmählich in eine Spalte in der Wand hinein verschlich. Darauf lief einer der Gesellen hinzu und schlug aus Kurzweil einen Pflock in das Loch, und dachte nach der Zeit nicht wieder daran, bis nach etlichen Jahren, da man von keiner Seuche mehr gewußt, dieser Mensch in ebenderselben Stube sich wieder befand, und von ungefähr gewahr wurde, daß der Pflock, den er vor etlichen Jahren in die Wand geschlagen, noch an seinem vorigen Orte stak. Dadurch wurde der Gesell bewogen, aus Scherz gegen die Anwesenden zu sagen: „Siehe da! vor einigen Jahren habe ich einen Vogel dahinein gesperrt, ich muß doch sehen, ob er noch darinnen ist?“ Zog darauf den Pflock aus der Wand, da denn von Stund an der giftige, blaue Dunst aus dem Loche wieder hervorzog, worauf alsbald nicht allein etliche Personen im Hause von der Pest befallen, sondern auch die ganze Stadt von neuem wieder, und zwar schrecklicher als zuvor, heimgesucht worden ist.

200. Frontanz in Langenberg bei Gera.

Einst fuhr am zweiten Pfingstfeiertag Kaiser Heinrich durch Langenberg und zerbrach ein Rad an seinem Wagen. Es waren gerade die Bewohner des Ortes und der Umgegend im Tanze begriffen, und keiner machte Anstalt, dem Kaiser beizustehen. Schmied, Wagner und andere antworteten auf geschehene Aufforderung, den Schaden herzustellen: „Sie müßten jetzt tanzen!“ Seit jener Zeit wird nun alljährlich in Langenberg ein Frontanz nebst Rügegericht gehalten. Bis 1656 wurde dieser Tanz am zweiten Pfingstfeiertag gehalten; hernach am dritten, und seit 1728 am vierten Wochentage oder Mittwoch nach Pfingsten. Es müssen Paare aus den Dörfern Rindersdorf (eine Stunde von Langenberg), Niederndorf, die von der Zwicke, von der Grüna, Zschippach, Hirschfeld und Stübnitz aus der Herrschaft Gera erscheinen, doch auch welche aus dem Amte Eisenberg. Nach einem alten Verzeichnisse beliefen sich die zum Tanze gehörenden Paare auf 85. Seit 1728 weigerten sich die unter dem S.-Altenburgischen Amte Eisenberg stehenden Unterthanen dem Frontanze ferner beizuwohnen. Die Gemeinden Rindersdorf, Stübnitz und Grüna müssen mit Spielleuten an- und abziehen, sonst werden sie, so wie jeder, der nicht beim Tanze er-

scheint, um ein Neuschock gestraft. 1701 fiel der Tanz wegen Landtrauer aus. 1703 ist auch ein Pfarrer als Frontänzer mit aufgetreten, indem er Besitzer eines frontanzpflichtigen Gutes war. Die Tanzenden müssen sich bei einem umzäunten Lindenbaume einfinden; dabei erscheinen der Landrichter von Gera und die Gerichtsdiener. Die Langenberger Bürgerschaft zieht schwarz angekleidet aus, tanzt jedoch nicht mit. Der Gerichtsherr läßt unter die Tanzenden gesetzmäßig für 3 Gulden Kuchen, jedem $^3/_4$ à Person verteilen; ein Faß Bier und die Spielleute müssen einige der Tänzer auf ihre Kosten anschaffen. Sobald das Faß Bier, welches unter der Linde liegt, angezapft ist, beginnt der Tanz, der Landgerichtsdiener eröffnet diesen, indem er mit einer Frönerin vortanzt, und das dauert so lange als der Zapfen rinnt. Wer nicht frönt beim Tanz, wird vom Landknecht gepfändet und muß sich mit einem Goldgulden auslösen. Dieselben Mannschaften, welche zum Frontanz verpflichtet waren, mußten auch auf Verlangen des Gerichtsherrn die Folge verrichten. Neuerdings unterbleibt jedoch der Tanz, allein der damit verbundene Jahrmarkt besteht noch.

201. Zwerglöcher bei Gera.

Zwerglöcher heißen zwei Schründe oder Höhlen eine Strecke unterhalb Gera, ganz oben auf der Kante, deren eine oberhalb Milbitz am Robitzer Berge vorn hineingeht und vermutlich eine absichtlich gegrabene Höhle ist, denn sie ist inwendig weit und hoch, und im siebenjährigen oder auch im dreißigjährigen Kriege haben sich Menschen darin verborgen; die andere ist unter Thirschitz an der Elster, im Berge, der Mühle bei Langenberg gegenüber. Letztere ist scheinbar ein Spiel der Natur, oder eine von dem daran hinfließenden Elsterstrom ausgespülte Grotte. Von diesen Zwerghöhlen leben unter dem gemeinen Manne, insbesondere den Einwohnern von Langenberg, seit mehreren Jahrhunderten manche Sagen. Beide Höhlen waren miteinander verbunden und ein Volk kleiner, etwa 2 bis 3 Fuß hoher Zwerglein bewohnte sie. Diese besaßen die Kunst, sich unsichtbar zu machen und daneben auch die, den Einwohnern Brot und Lebensmittel zu stehlen, bis sie durch Anis und Kümmel, welche sie nicht vertragen konnten, genötigt wurden, ihren Wohnort zu verlassen. Sie baten demnach einen Fischer von Langenberg, der am Strande, unweit ihrer Höhle mit einem Kahne hielt, sie mit ihrem Ältesten oder König überzufahren. Der Fischer war es zufrieden gegen ein Fährgeld, meinte, ihrer seien wenig,

aber der Kahn füllte sich so sehr, daß er fast untersank. Beim Aussteigen nahm der Fischer erst die ungemeine Zahl wahr, welche die Gegend rings bedeckte und noch bis heute blieb der Acker dürr und fruchtlos, wo die kleinen Auswanderer sich versammelt hatten. Des Fischers Lohn blieb nicht aus. Da der Kahn so schwer wurde, ward ihm warm, er that den Hut ab und stellte ihn neben sich, da füllte sich dieser mit dünnen Gold= und Silberblechen, die der Fischer verwundert entdeckte, als die Zwerglein verschwunden waren. Diese Sage findet sich häufig wiederholt, sie zeigt Ähnlichkeit mit jenem Fortzug der Zwerge bei Spichra an der Werra.

Auf einer Spezialkarte des Neustädter Kreises vom Jahre 1757 sind sogar die Zwerglöcher nicht vergessen worden, sondern treu=lich angegeben.

202. Die verwünschte Prinzessin.

Zwischen Gera und Roda liegt das Dorf Ganglof, ein ehemaliger Klosterort. Eine halbe Stunde von dem alten Kloster St. Ganglof im Holze lag im grauen Altertum ein Schloß, dessen Ruinen und Umwallung man noch sieht. Viele unterirdische Gänge sollen darunter verborgen sein. Wenn beladene Wagen dort des Weges fahren, klingt alles wie hohl. In diesen Ruinen läßt die Sage eine verwünschte Prinzessin, die einstige Herrin der Burg, ruhelos wandeln. Sie soll ein ungeheures Vermögen besessen, und dieses größtenteils vergraben haben; daher findet sie nicht eher Ruhe, bis diese Schätze gehoben sind. Einstens, so geht die Sage in dem Munde der Landleute, bat eine arme Frau aus Ganglof oder St. Ganglof diese Prinzessin, die ihr im Walde begegnete, zu Gevatter. Diese nickte gewährend und verschwand. Bei der Taufe erschien sie plötzlich wie eine Fee, und in silbernen und goldenen Gefäßen trugen bleiche Diener reiche Patengeschenke in das Haus der Armut. Man schmauste bis um 12 Uhr des Nachts, auf ein=mal erschien eine schwarze Katze, die schrie und alsbald verschwand die Prinzessin. Die Geschenke blieben und die armen Leute waren reich auf immer. Seit jener Zeit ist die Verwünschte nur einmal wieder erschienen, und hat die in der Nähe liegenden Salz= und Goldquellen mit einem seidenen Taschentuche verstopft.

Dem Gevatterbitten eines Geistes begegnet man kaum noch einmal in thüringischen Sagen; es ist auf dergleichen Vorkommnisse mehr wegen ihrer Seltenheit besonders zu achten.

203. Zwerge schieben Kegel.

Unterhalb Gera tritt die Elster aus dem voigtländischen in osterländisches Gebiet. Bedeutsam klingt der Name in das Gebiet des Märchens einschlagend an, doch ist es gerade der Name des nahen Schlosses Osterstein, welche Benennung auch eine Burg bei Zwickau führt. Man darf wohl an Heiligtümer der altgermanischen Frühlings- und Morgengöttin Eostar hindenken. Auch über Weida hatten die Voigte eine Osterburg gebaut, und im Dorfe Hain, östlich von Hohenleuben, rauscht ein Wald, der das Osterfeld heißt. Osterland, Voigtland und Orlagau grenzen in diesen Gebieten aneinander, und die Sage breitet über alle diese Gefilde ihren geisterhaften Schleier aus. —

Ein Schuhmacher trug ein paar Stiefeln von Neustadt an der Orla nach Oppurg. Schon war der Mond aufgegangen, als er die sogenannte Taure hinabging und oben auf dem Galgenberge ein lustiges Getümmel vernahm. Er schaute empor, und als ein kleiner Purzel von oben herab ihm zurief: ob er nicht eine Stunde lang Kegel aufstellen wolle? stieg er, die neuen Stiefeln auf der Achsel, den Berg hinan. Dort traf er lauter winzig kleine Leute, die sich auf dem Berge lustig machten, und Kegel und Kugeln, womit sie spielten, waren auch zwergmäßig. Der Schuhmacher machte zum Geisterspiele gute Miene, setzte willig auf, und noch war keine Stunde vergangen, so zerstob die Gesellschaft der kleinen Männer, nachdem sie gesagt: „Nimm Kegel und Kugeln als Lohn mit Dir, wenn Du Dir getraust, sie fortzubringen.“ Der Schuhmacher packte das kleine Kegelspiel zu seinen Stiefeln und stieg den Berg hinunter. Kaum aber hatte er den Berg im Rücken, so kam ein großer Hund mit feurigem Rachen ihm nachgelaufen. Des Hundes sich zu erwehren, erfaßte der Mensch in der Angst eine der mitgenommenen Kugeln und warf sie nach der Bestie. Die fing alsbald die Kugel auf und lief damit auf den Berg zurück. Bald war der böse Hund mit vollen Sprüngen schon wieder da. Jetzt flog ein Kegel in den aufgesperrten Rachen des Untiers und das trug ihn der Kugel nach. So ging es fort bis Oppurg, bald mußte ein Kegel, bald eine Kugel zur Rettung verwendet werden. Nur 1 Kugel und 2 Kegel brachte der Schuster davon, aber von Silber war die Kugel, von Gold waren die Kegel.

204. Unterirdische Gänge in den Bergen.

Der ganze Orlagau ist, der Volkssage nach, von unterirdischen Gängen durchzogen. Der eine führt von Saalfeld auf den Gleitsch; ein anderer von der Walsburg auf die Hainkuppe bei Ziegenrück; ein dritter von Cülmla durch das Mordthal auf Burg Ranis und Brandenstein; ein vierter und fünfter von Pößneck und Colba auf den Chamsenberg; ein sechster auf die Altenburg bei Ranis u. s. w.

In der Nähe von Langenorla erhebt sich der sogenannte Löcherberg, welcher, der Sage nach im Innern ganz voll Höhlen ist. Zur Nachtzeit hört man in diesem Berge einen Hahn krähen, und zwar, so oft es geschieht, 9 Mal, was er zu 3 Malen wiederholt. Im Gleitsch soll seit Jahrtausenden Wein vorrätig liegen. Nur ist das Schlimme dabei, die Zugänge zu dem großen Keller und die Fässer darin verteidigen 9 feurige Wächter. Der Haupteingang soll sich am Fuße der nahegelegenen Teufelskanzel befinden. Ein Zwerg — lautet die Sage — werde den Schlüssel, der die Pforte erschließt, dereinst am Drudensteine finden. Der Schlüssel soll von Gold sein, und als Merkzeichen eine Schlange darstellen, welche sich in den Schwanz beißt. Hat det Zwerg mit diesem Schlüssel die Thüre aufgeschlossen, so sind die feurigen Wächter von ihrem Dienste erlöst.

205. Der Totenstein-Riese bei Neunhofen.

Ein reizendes Thal durchfließt die Orla in der Nähe von Neunhofen, worin ein Hochofen, ein Kupferhammer nebst einer Mühle herrliche Anhaltepunkte für das Auge bilden. An dem nach Norden gerichteten Ausgange des Thales erhebt sich zu beträchtlicher Höhe der Totenstein. Auf dem die Spitze bildenden Felsenstücke sitzt zur Frühjahrszeit, als ungeheurer Riese, der Tod, und plätschert mit seinen Füßen in der tief unten vorbeigleitenden Orla. In der 12. Stunde kehrt er das Gesicht von Süden nach Westen, schreitet dann über die gegenüber liegende Bergeshöhe und verschwindet darauf in dem großen Garten bei der alten Kapelle zu Grobitz.

In der Flurmarkung, die sich von Neustadt an der Orla nach Weltwitz hinauf zieht, erblickt man eigentümliche Vertiefungen, welche „die Gruppen“ genannt werden, ein doch wohl aus Gruben verunstaltetes Wort. Heidengräber sind dort befindlich, die sich bis zu dem an die Gruppen anstoßenden Galgenberg ziehen. Ein Reiter ohne Kopf auf weißem Pferde läßt sich dort nächtlich blicken, und verschwindet an einer nahen Quelle.

206. Die Finger Gottes in Arnshaugk.

Es ist lange Zeit her, wohl viele 100 Jahre, als ein junger, feiner Mensch auf dem alten Schlosse Arnshaugk eines Diebstahls beschuldigt wurde. Mochte er seine Unschuld beteuern wie er wollte, man glaubte nicht daran und brachte ihn in die Marterkammer, die sich in dem jetzigen Küchenraume befand. Als er dort unter den Händen der Peiniger ausgestreckt lag, und nach all den Martern, die man ihm angethan, schon dem Tode nahe war, rief er aus: „So wahr ich den Himmel über mir sehe, so wahr bin ich schuldlos!“ Als man in die Höhe sah, schien wirklich der blaue Himmel hinein. Es war plötzlich während der Marter des Jünglings ein ziemliches Loch in dem sonst so festen Dache entstanden, und dieses Loch läßt sich noch heutigen Tages nicht zumachen, so oft man es auch mit Ziegeln, Schindeln und Schiefer versucht hat. Heute wird es frisch eingedeckt, morgen steht das Loch wieder offen.

Dieses alte Schloß Arnshaugk ist dasselbe, aus welchem Landgraf Albrecht der Entartete von Thüringen die Witwe eines Ritters von Arnshaugk zur Gemahlin erkor, und aus dessen Nähe Albrechts Sohn, Landgraf Friedrich der Freudige, sich die Tochter seiner Frau Stiefmutter entführte, mit ihr sich vermählte, und durch sie zum Stamm- und Ahnherrn aller jetzt lebenden Fürsten des Wettinischen Hauses Sachsen wurde.

207. Das Wappen von Triptis.

Das Wappen der Stadt Triptis ist ein Ritter, dem eine Frau einen Becher reicht, während beide unter einem Apfelbaume stehen. Im Volke wird die Entstehung dieses Wappens also erzählt: Bertha, Wiprechts von Groitzsch schöne Tochter, ging einst an einem heißen Sommertage spazieren, und kam in die Gegend der heute sogenannten Schloßwiese. Dort gewahrte sie die noch jetzt daselbst fließende Quelle, und um sich durch einen Trunk zu laben, beugte sie sich zu derselben nieder, um mit der hohlen Hand zu schöpfen. Da erblickte sie in dem krystallenen Spiegel den Grafen Dedo von Wettin mit einem Becher in der Hand. Bei ihrer Zurückkunft auf ihres Vaters Schloß wurde ihr mitgeteilt, daß Graf Dedo um ihre Hand bei Graf Wiprecht von Groitzsch geworben, und in kurzem wurde sie Dedos Verlobte. Aber Dedo war ein finsterer, unfreundlicher Herr, ihm gefiel es wenig daheim bei seiner Gemahlin, er schwärmte und schweifte im Lande herum, ging gern auf Abenteuer aus und kam oft Jahre lang nicht nach Hause. Ein-

sam und verlassen verweilte aber oft Bertha an jener Quelle, die ihr einst Dedos Bild gezeigt, und gedachte seiner, denn sie liebte ihn. So saß sie auch einmal traurig dort, da kam ihr Gatte mit seinen Reisigen vorbeigezogen, und als er seine Gemahlin gewahrte, wandte sich sein starrer Sinn — und beide Gatten söhnten sich an jener Quelle aus. Dedo aber hatte schon früher einen Zug in das heilige Land zu thun gelobt: deshalb mußte er noch einmal von Bertha scheiden. Bis zu jener Quelle geleitete sie ihn, dort nahmen sie Abschied von einander, und dort weilte auch Bertha nach seiner Abreise noch oft, des Fernen liebend gedenkend. Als sie eines Abends auch an jener Quelle war, ertönte plötzlich Hörnerklang. Sie blickte auf, eine Staubwolke verkündete die Schar der Reiter — Dedo kehrte heim. Doch nicht schnell sprang er vom Rosse, mühsam ließ er sich herab helfen, denn er war schwach und krank. Bertha füllte ihm aus der Quelle einen Becher mit Wasser und reichte ihn Dedo dar. Er nahm ihn mit zitternder Hand, auszutrinken vermochte er ihn nicht, die Kraft schwand — er sank und starb an jener Quelle.

208. Tripstrill.

Das gute Städtlein Triptis wird oft in scherzhafter Weise Tripstrill genannt, mit dem Zusatze: „wo die Pfütze über die Weide hängt.“ Diese Pfütze ist eben die Quelle, in welcher die Gräfin von Groitzsch das Bild ihres künftigen Gemahls, Dedo von Wettin, im Wasserspiegel erblickt, und an welcher sie so oft trauernd und einsam weilte. Es war ein stilltrauliches und schattiges Plätzchen, das eine uralte Weide übergrünte, die eine starke Wurzel unter das Wasser getrieben hatte, welche noch immer sichtbar sein soll, nachdem längst die Weide abgebrochen. Da ist allerdings das Wasser über der Weide.

Triptis soll vormals drei Schlösser gehabt haben, eins auf dem großen Hocker, eins da, wo das heutige Schloß steht, und eins auf der Stätte des heutigen Gottesackers. Dieses Burgen-Trio habe zum Scherznamen Triptis-Trio oder -Trillo Anlaß gegeben. Sehr gelehrte Leute haben ausgetiftelt, daß der Name aus Trephonis Truilla gebildet sei — solche Namensverdrehung ist aber wahrhaft schaurig — um nicht einen andern Ausdruck dafür zu gebrauchen. Schon im Jahre 1212 führte Triptis urkundlich den schlichten Namen Triptes — aber aus Urkunden deutsch lesen zu lernen, ist nicht Sache der überstudierten Trephonier.

209. Kirche zu Triebes sucht ihre eigene Stelle.

Als die erste Kirche zu Triebes gebaut werden sollte, hatte man dazu eine Stelle jenseit des Baches auf der Höhe zwischen Triebes und Böhmersdorf erwählt. Man fing an den Grund des Baues auszuführen, nahm aber mit Verwunderung wahr, daß jede Nacht das des Tages vorher vollbrachte Werk durch unsichtbare Hand an die Stelle hingerückt, wo jetzt mitten im Dorfe die Kirche steht. Nach manchen vergeblichen Versuchen gab man endlich den Bau auf und erbaute die Kirche auf der Stelle, wo sie jetzt steht. Jene ersterwählte, jetzt mit schwarzem Holze bewachsene Stelle, wird noch immer das Kirchholz genannt, und dort herum wirft es des Nachts öfters mit Steinen nach dem einsamen Wanderer.

Auch wird erzählt, daß in der ersten Kirche zu Triebes eine überaus große und schöne Glocke gehangen, die im dreißigjährigen Kriege vergraben wurde und zwar an einem Orte, wo im Heidentum eine Kapelle gestanden. Dieser Ort ist der jetzigen Kirche nicht fern, und mit der Scheune des Bauers Joh. Georg Krämer bebaut.

210. Der Mittelpunkt der Welt.

Das Städtlein Pausa, bekannt durch eine gute Heilquelle und durch treffliche Krebse, liegt, wie ihm nachgerühmt wird, im Mittelpunkt der Welt, das heißt, der Erdoberfläche. Doch ist dieses Reich der Mitte nicht reich, sondern arm, wie es in den schönen Reimpaaren über die kleinen sächsischen und voigtländischen Städtlein lautet:

Durch Adams Fall ist Tript's verderbt,
Und Auma liegt daneben.
In Weida ist kein Heller Geld,
Und Neustadt kann nichts geben.
In Ziegenrück ist große Not.
In Ranis ist kein Bissen Brot,
Und **Pausa** ist die Schwester;
Sind das nicht leere Nester?

Zwei Herren ritten einst miteinander, sich einen Ansiedlungsort zu suchen, und da gefiel dem einen die Gegend, in welcher jetzt Pausa liegt, gar sehr, und er sprach zu seinem Begleiter: „Hierher möcht' ich die Häuser bauen, hier ist es anmutig." Darauf antwortete der andere: „Nu so bau sa!" — Das soll der Ursprung des Namens von Pausa sein.

211. Der Pestmann zu Schleiz.

Die Sagen vom Wüten einer fürchterlichen Pest haben sich im Voigtlande vielfach erhalten. Das Einschleppen dieser verheerenden Seuche berichtet die Überlieferung auf folgende Weise. Zu Schleiz hauste ein Graf, des Geschlechtes derer von Cospoth, der zog zur Ferne und in das Morgenland, und dort befiel ihn die Pest, an der er starb, aber seine Begleiter wußten nicht, daß er an der Pest verschieden war, und sie führten seinen Leichnam unbedenklich nach seinem Geburtsorte, nach Schleiz, auf daß er daselbst begraben würde in der Gruft seiner Väter. Als nun nach der Zeitsitte der Sargdeckel bei der Beerdigung erhoben ward, daß jedermann noch einmal das Antlitz des Toten sehe, da zog die Pest in Form eines blauen Räuchleins aus dem Sarge und verbreitete sich. Zuerst faßte sie die Schüler und die beim Begräbnis Anwesenden, dann griff sie weiter um sich, und wütete furchtbar heftig. Deshalb nannte man den verstorbenen Grafen den Pestmann. Und an seinem Denkmal, in der Bergkirche zu Schleiz, darauf er in betender Stellung in Stein gehauen zu sehen ist, haftet noch immer dieser Name.

212. Frau Perchthen-Pflug.

Ein Wagnermeister aus Colba ging von Oppurg (zwischen Pößneck und Neustadt), wo er gearbeitet hatte, am Dreikönigsabend nach Hause. Da stieß er auf ein Ackerfeld neben der Orla, darauf standen viele Heimchen um einen zerbrochenen Pflug, und Frau Perchtha, ihre Königin, stand dabei und rief den Wagner an: „Hast Du Dein Beil, so bessere mir den Pflug aus!“ Der Wagner thats und nun gebot ihm Frau Perchtha, die Späne aufzulesen und als Lohn mitzunehmen. — „Habs gern ohne Lohn gethan, und hab der Späne daheim genug!“ sprach der Mann und schritt von dannen. Ein Span aber war ihm in den Schuh gefallen, drückte ihn unterwegs tüchtig, und als er daheim den Schuh auszog, klingelte ein blankes Goldstück am Boden. Der Wagner erzählte, was ihm begegnet, den Seinen, und der Geselle horchte hoch auf, gedachte auch ohne sonderliche Mühe Gold zu gewinnen, und nebenbei klüger zu sein, wie der Meister. Schrieb sich also den Tag hinters Ohr, und da Perchthennacht übers Jahr wiederkam, machte er sich heimlich nach jenem Acker auf. Und zu seiner Freude sah er bald einen Zug daher kommen, Frau Perchtha wars mit ihrem Volke, und ihrem ganz goldenen Pfluge. — „Was suchst Du hier zu dieser Stunde? Was trittst Du mir in den Weg?“ fragte streng die

Königin des Zwergenvolkes, und der Gesell erwiderte stammelnd: „Ich wollte Euern Pflug ausbessern, und mir zum Lohne nichts als ein paar Späne, die etwa abfallen würden, ausbitten.“ — „Ist nicht von Nöten, eigennütziger Knecht, habe mein Beil selbst zur Hand und damit geb ich Dir den Lohn!“ Schwang das Beil zum Hieb und traf den Gesellen in die Schulter, daß er lange genug brauchte, ehe die Wunde heilte, und mußte zeitlebens schief und mit krummen Halse gehen.

Ähnliche Sagen gehen auch bei Caulsdorf, wo an einer Bachstelle, welche „Wasser über den Weg“ heißt, Perchtha mit ihrem Gefolge erschien, dann bei dem einsamen Saalhause, so wie auf dem Sandberge bei Pößneck und dem Jagdhause Reichenbach. Bei Fischersdorf, unweit Saalfeld, ist ein Fels, der Gleitsch geheißen, dort fuhr Perchtha mit einem Wagen, dessen Axe zerbrach; ein begegnender Landmann half, indem er eine Notaxe zimmerte, und sein Lohn war auch ein in seinen Schuh gefallener Span, der sich daheim in ein Goldstück verwandelte.

213. Der Spinnerinnen Trug.

Es geht im Voigtlande die allgemeine Sage, daß die Perchtha — die man einesteils als friedlichgütiges Wesen zu betrachten gewohnt ist, der aber auch die vielleicht jüngere Überlieferung viel grausig-dämonisches aufbürdete — die Spinnerinnen scharf im Auge behalte, in Thüringen Frau Hulda oder Holle, die fleißigen lohne, die faulen strafe. So saß einst in Oppurg eine Spinnstube voll zwölf fröhlicher Mägde. Darunter war eine, die wußte insonderheit viel zu erzählen von der gespenstigen Spinnefrau, der weißen Perchtha, und hob besonders das Dämonische und Lächerliche hervor. Es war aber just Perchthenzeit, und mochte wohl von dieser auch zunächst in dem Kreise der Spinnerinnen die Rede auf Perchtha gekommen sein, und da zog die Perchtha gerade am Hause vorüber, und hörte die Schwänke und die zum Teil erlogenen Erzählungen von ihr. Darob erzürnte sie sich heftig, und stieß plötzlich das Fenster auf, warf zwölf leere Spindeln in die Stube, und rief drohend: „Binnen einer Stunde spinnt eurer jede eine Spindel voll, ists nicht vollbracht, so harret meiner Strafe!“ — Groß war das Entsetzen der Mägde, Flucht war nicht zu raten, Vollbringung der Aufgabe in so kurzer Frist unmöglich, die Strafe gewiß, denn die Dämonen kennen kein Verzeihen. Wehklagend und ratlos saßen die Mädchen da, alle Fröhlichkeit hatte nun ein Ende, und die Zeit verrann, ohne daß eine Hand sich regte. Vorwürfe bestürmten

die vorlaute Erzählerin. Da sprang diese auf, lief auf den Boden, holte einen Haufen Werg, umwickelte die Spulen der Perchtha, gebot den Anderen Hülfe zu leisten, und dann spannen Alle nach Jener Beispiel das Werg zu, so daß es aussah, als sei jede Spule dickvoll gesponnen. Nach Verlauf einer Stunde kam die Spinnefrau wieder, schaute grimmig durchs Fenster, empfing die vollen Spulen, wunderte sich und verschwand schweigend.

214. Die Wassernixe im Gräfenteiche.

Im Gräfenteiche bei Tranrode unweit Pößneck wohnte vordem eine Wassernixe. Als diese ihrer Niederkunft nahe war, kam der Wassernix nach Tepitz und holte die Wehefrau aus diesem Dorfe. Der Teich theilte sich, als die beiden dort anlangten, auseinander, und schöne Gemächer in der Tiefe nahmen die Wehefrau auf. Hart hielt die Entbindung, doch die Wehmutter that redlich ihre Pflicht. Da sprach die dankbare Wassernixe: „Ehe ich Dich sterben lasse, die Du mir das Leben erhalten hast, lieber will ich mein Kind aufopfern; darum vernimm meinen Rat. Mein Mann wird Dir zwei Tücher zur Auswahl als Lohn bieten', ein] schlechtes weißes, und ein kostbares von roter Farbe, wähle das weiße, so wirst Du glücklich wieder heim kommen." Die Frau folgte den Worten und kam wohlbehalten wieder aus dem Teiche heraus. Als sie wieder zum Teiche kam, war das Wasser rot gefärbt von dem Blute des Kindes, das der Wassernix ums Leben gebracht, weil ihm die Frau entgangen.

215. Die beleidigte Wassernixe.

Oftmals kam die im Gräfenteiche wohnende Wassernixe nach Pößneck und zwar vornehmlich in das Haus eines Fleischers um Fleisch zu holen. Sie unterschied sich von anderen Menschen dadurch, daß ihr langes Kleid immer von dem unteren Saume an naß war bis an die Kniee, und durch lange grüne Haare. Dem Fleischer graute vor dem unheimlichen Wesen, und in einem Anfalle böser Laune hackte er mit seinem Beile einstmals zu kurz und damit der Wassernixe ein Stück Finger ab. Rache drohend entfernte sich die Verwundete, als der Fleischer wieder an dem Gräfenteiche vorüberging, rauschte sie herauf, ergriff ihn und zog ihn hinunter in das Wasser.

216. Gevatterin Kröte.

Am Teiche bei Schlettwein saß eine Kröte, die dicker als lang war. Ein Mädchen kam des Weges daher, schaute sie verwundert an, und sprach schnippisch zu ihr im Vorübergehen: „Bei dir möchte ich Gevatter werden.“ Einige Tage darauf erhält die Vorwitzige von der Kröte wirklich einen Gevatterbrief mit der Ladung, daß sie sich des morgenden Tages an der bewußten Stelle dort am Teiche einfinden solle. Da war guter Rat teuer. Erschrocken läuft sie zu ihrem Beichtvater, erzählt ihm, was vorgefallen sei und fragt, was sie zu thun habe? Der meint, was sie eingebrockt habe, müsse sie auch ausessen, und segnet sie zu dem wunderlichen Werke ein. Das Mädchen kommt, wohin es kommen sollte, der Teich thut sich vor ihm auf, es tritt in schöne Zimmer ein, und soll darin einen recht vergnügten Tag gefeiert haben.

Den Ortsnamen Schlettwein hat man mit dem des Pößneck ebenfalls nahe gelegenen Ortes Jüdewein in eine absonderliche Verbindung gebracht. Die schnellfertigen Erklärer beweisen, daß diese Namen von Schlechten Wein und Guten Wein herkommen, zumal auf alten Landkarten deutlich Gutewein zu lesen ist, und Jüdewein eine Traube im Siegel führt. Die alturkundliche Namensschreibung beider Orte läßt diese Deutung nicht zu, wenn man auch der Gegend früheren Weinbau deshalb nicht abzustreiten braucht, zumal derselbe immer noch einigermaßen im Flor ist.

217. Berndietrich.

Daß man zu Langendembach unweit Pößneck den wilden Jäger Berndieterich nennt, hat ein glaubhafter Mann versichert, dennoch möchte an Ort und Stelle näher nachzuforschen sein.

„Heut zu Nacht häng ich dem Berndieterich Eins an“ — sprach der Knecht in der oberen Mühle zu Langendembach, durch welche regelmäßig der wilde Jäger seine nächtlichen Züge zu halten pflegte, — „ich mag das grausige Lärmen nicht mehr hören. Das Thor wird zugeschlossen; ich will gern sehen, was der alte Herr dann anfängt.“ — „Laß Dich nicht mit ihm ein“ — warnte der Müller — „mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen essen.“ Ganz aber konnte der Knecht nicht von seinem Vorwitz lassen. Als Berndieterich das nächste Mal in den Müllerhof eingezogen war, fing er ihm ein Hündchen ab aus seinem Gefolge. Das Hündchen schrie, der wilde Jäger kam zu Hilfe; da ließ der Knecht das Tier fahren und floh

in die Müllerstube. Erzürnt aber über den Frevel wirft Berndieterich ein Stück Fleisch durchs Fenster in die Stube. Am andern Morgen trägt der Knecht das so böswillig Zugeworfene in das Wasser. Doch kaum kehrt er ins Haus zurück, so liegt auch das unheimliche Wildpret wieder da. Er gräbt es darauf tief in eine Grube ein, umsonst, das Fleisch weicht nicht, ehe man es sich versieht, ist es wieder da. Zuletzt noch, um der Not ein Ende zu machen, hat ein wandernder Mühlbursch den guten Rat gegeben der Knecht solle und müsse ein wenig, und sei es auch nur wie eine Erbse groß, davon essen. Als er das gethan und das Übrige zum wiederholten Male fortgetragen hat, ist es endlich weg geblieben.

218. Das versunkene Schloß im Chamsenberge.

Nicht durch besondere Höhe, gleich den übrigen Hochwarten thüringischer Sage ragt der Chamsenberg bei Oppurg hervor, aber er ist ein wahrer Krystallpalast der Sage für die ganze Umgegend.

Auf dem Chamsenberge hat das Schloß Österlitz oder Osteralitz gestanden, vorn das Schloß, hinten nach Rehmen zu die Viehställe. Es ist aber alles in den Erdboden und in die Felsen hinein versunken. Wie lange das her ist, weiß niemand anzugeben, aber geschehen ist schon manches an und in dem Berge. Ein Schafknecht Winter aus Crossen, der auf dem Schlosse zu Nimritz diente, ging des Nachts an dem Chamsenberge hin, da traf er auf zwei weiße Fräulein, die sprachen ihm zu, und luden ihn ein, mit ihnen in das versunkene Schloß zu gehen; er habe nichts zu fürchten — wurde ihm versichert — der schwarze Hund, der vor der Thüre liege, thue ihm nichts, so sehr er auch knurre und die Zähne fletsche. Winter ließ sich bereden. Das eine Fräulein schritt voraus, das andere hinter ihm drein. So kamen sie an eine eiserne Thüre; dort lag der schwarze Hund, der Schafknecht that, als ob er ihn nicht sähe. Darauf traten sie in ein Gemach, worin an einer Tafel 6 graue Männer saßen, die spielten Karte mit eisernen Kartenblättern, und sprachen kein Wort zu ihm. Ein großer Schatz stand neben an, und es wurde ihm erlaubt, etwas davon zu nehmen. Da rief ihm eine Stimme zu: „greife tief!“ doch die Fräulein widerrieten ihm dies und sagten, er solle fein bescheiden von dem, was ihm angeboten werde, nur das Obere nehmen. Das that auch der Schafknecht und ergriff einen Löffel und eine Lampe, worauf die beiden Fräulein ihn auf dieselbe Weise wieder aus dem Berge

heraus führten. Solches Hausgerät konnte Winter gebrauchen, Löffel und Lampe waren von purem Golde.

219. Entrücktes Vieh.

Kein Jahr verging, ohne daß der Hirt aus Rehmen, der Kühe und Schweine zu hüten hatte, wenn er in der Nähe des Chamsenberges weidete, ein Stück aus seiner Herde verlor; weil er nun den Schaden ersetzen mußte, war er ganz verarmt, und sollte aus seinem Dienste gejagt werden, sobald wieder ein Verlust entstände. Eines Abends vermißte er wieder eine fahle Kuh und zugleich ein weißes Schwein, die schönsten Tiere gerade in der ganzen Herde. Laut jammerte er auf, denn nun war sein Unglück gewiß. Da traten drei weiße Männer an ihn heran, wiesen ihm einen Felsen hinter dem Chamsenberge, dahin solle er kommen, wenn er eingetrieben habe, dort werde er seinen Schaden ersetzt finden. In seiner Not blieb dem geplagten Mann nichts Anderes übrig, er fand sich an der angewiesenen Stelle ein noch in derselben Nacht, und bekam dort ein Stück Gold, wofür er mehr als 10 Kühe und Schweine hätte kaufen können. Das ist das erste aber nicht das letzte Mal gewesen. Alle Jahre noch hat der Mann fahle Kühe und weiße Schweine verloren, hat aber auch für jedes Stück Vieh ein Stück Gold an jenem Felsen gefunden. Das ist so fortgegangen bis zu seinem Tode.

Das Vieh, das dem Hirten aus Rehmen entwendet wurde, soll in die Stallung gebracht worden sein, die zu Schloß Osteralitz gehörte. Sie befand sich auf der nördlichen Seite des Chamsenberges und ist mit dem Schlosse zugleich versunken.

Daß den Chamsenbergsagen auch die Wunderblume nicht fehlt, bedarf kaum der Versicherung. Sie steht an diesem Berge in voller Blüte.

220. Der Schlangenkreis.

Zu Oppurg lag eine arme Frau in den Wochen. Da träumte ihr: Wenn sie zur Kirche gegangen sei, solle sie des Nachts mit ihrem Kinde auf den Chamsenberg gehen; dort werde sie einen Kreis finden aus Schlangen gewunden, mitten hinein solle sie unbedenklich das Kind legen, dann sei ihr Glück auf zeitlebens gemacht. Drei Mal hatte sie denselben Traum. Da ließ die Frau ihren Beichtvater zu sich rufen und erzählte ihm, was ihr geträumt, sprach von ihrer Armut, und daß sie gern ihr Glück machen möchte. Der

Beichtiger dachte hin und her darüber nach, segnete dann Kind und Mutter ein, und sagte, nun könne sie in Gottes Namen den Gang machen auf dem Chamsenberg. Des Nachts darauf nahm die Frau ihr Kind und ging dem Berge zu. Das Traumgesicht ging voraus. Der Schlangenkreis war da, in den sie das Kind legen sollte. Als sie aber das Ungeziefer sah, da griff es ihr an das Mutterherz; um alle Schätze der Welt hätte sie ihr Kind nicht darunter legen mögen. Dann rollte ein Faß heran, ein graues Männchen stand dabei, stürzte das Faß um, mitten in die Schlangen hinein, und lauter feurige Kohlen fielen heraus. Die Schlangen zischten auf und schlangen sich in das offene Faß. Da hatte die Frau genug gesehen. Sie faßte ihr Kleines, wußte sich reich und groß damit, mochte doch alles andere fehlen! und rannte den Berg herunter. Ganz leer war es mit dem Schatze doch nicht abgegangen. Ein paar Kohlen waren unversehens ihr in die Schuhe gefallen. Die Frau spürte unterwegs wohl, daß etwas drückte, nahm sich aber nicht die Zeit nachzusehen und die Schuhe auszuschütteln. Daheim in der Stube fand sich, daß die Kohlen sich in Goldstücke verwandelt hatten.

221. Das vergessene Kind.

Eine Magd in Oberoppurg sollte für ihre Dienstherrschaft etwas in Rehmen bestellen. „Du kannst das kleine Kind mitnehmen", — ruft man ihr zu. — „Mir auch recht" — meinte die Magd, hob das Kind auf den Arm und eilte fort. Als sie an den Chamsenberg kam, sah sie eine Thüre, ein graues Männchen trat daraus hervor, und winkte der Dirne freundlich zu, daß sie hinauf kommen solle. Nach kurzem Bedenken schritt sie auf den erschauten Eingang zu. Bei der Begrüßung gab das graue Männchen der Magd den guten Rat: Sie möge drin im Berge nur kein Sterbenswörtlein sprechen, und wenn sie fortgehe nicht hinter sich zurücksehen, dann dürfe sie ein anderes Mal auch wieder kommen. So beraten folgte die Magd dem kleinen Führer. Ein großer Saal schloß sich auf, und darin stand eine Tafel, die von einem Ende bis zum anderen reichte. Auf der Tafel aber lagen lauter Stücke Brot und neben jedem Brotstück ein Häufchen Gold. „Da nimm" — sprach der Berggeist — „so viel Du willst, nur aber nimm mit jedem Häufchen Gold auch ein Stück Brot, sonst kommt das Gold Dir nimmer zu gute." Außer sich vor Freude setzt die Magd das Kind auf die lange Tafel und streicht in ihre Schürze ein, so viel darin sich bergen ließ, drei Viertel Brotes und drei Häufchen Gold. Kein

Wort hatte sie über ihre Zunge kommen lassen; ohne sich umzusehen eilte sie aus dem Chamsenberge hinaus, und lief geradewegs wieder auf Oberoppurg zu.

Dort erzählte sie und packte vor der Herrschaft ihre Schätze aus. Aber wo ist das Kind? Ach! das hat sie auf der langen Tafel im Chamsenberge sitzen lassen, und rein vergessen. Über Hals und Kopf lief die Magd zurück. Die Thüre stand noch offen, sie trat in den Saal, das Kind saß noch auf derselben Stelle, wohin sie es gesetzt hatte. Doch als sie es aufnehmen wollte, zerfiel es in ein Häufchen Asche.

222. Der Bauer und sein Glück.

Sauer hatte es sich ein Bauer auf seinem Acker werden lassen, der nicht weit vom Chamsenberge lag, endlich ging die Sonne zur Rüste und er wollte Feierabend machen. Da kam ein graues Männchen aus dem Berge, und verlangte, der Bauer solle mit ihm gehen, es wolle ihn zu einem großen Schatze führen. Anfangs wollte der Mann nichts davon wissen, und meinte, hineinkommen in den Berg werde er wohl, aber eine andere Sache sei, ob er auch wohlbehalten wieder herauskommen werde. Das graue Männchen drängte, und versicherte hoch und teuer dabei: „es solle ihm nichts widerfahren, es wolle unversehrt den Bauer auf der andern Seite wieder heraus lassen.“ Zuletzt gab der Bauer nach und ging Schritt vor Schritt seinem Führer nach auf den Berg zu. Am Eingange fletschte ein großer Hund ihn an, wurde aber von dem Männchen zur Ruhe verwiesen. Nun tappten beide eine Weile fort bis in ein großes Gewölbe; darinnen wimmelte es von grauen Männchen, und eine große Braupfanne voll Gold und Silber blinkte den Bauer an. Kein Wort ließ er von sich hören, und Gott hatte er immer in Gedanken. Dabei steckte er emsig alle Taschen voll mit dem, was aus der Braupfanne ihm der Berggeist reichte. Durch eine andere Thüre gelangte er dann wieder hinaus ins Freie. Glücklich kam der Mann mit seinen Schätzen heim. Dort packte er aus, zeigte sie seinen Leuten und erzählte alles, was er eben erlebt hatte. Damit mag er es versehen haben, denn bald darauf ist er gestorben. Das Glück will nicht verplaudert sein, eine goldene Sagenlehre. —

223. Der arme Musikant.

Eine Schar Musikanten zog bei Nachtzeit heim, an dem Chamsenberge vorüber. Schon von weitem hatten sie dort im Fels=

geklüfte ein Licht gesehen; das mußte etwas Besonderes zu bedeuten haben. Je näher sie kamen, um desto heller brannte jenes Licht. Aber kein Sterbenswort war zu hören und keine Seele war bei dem Lichte zu sehen. Da ergriff die Musikanten alle zusammen ein Grausen und sie liefen auf und davon. Ein einziger blieb stehen; es war der Ärmste unter seinen Kameraden und er mußte darum den großen Rumpelbaß tragen. Er dachte: „du hast einmal nichts, willst es versuchen, und deine Haut zu Markte tragen". Gefaßt ging er auf das Licht los, das ward vor seinen Augen immer größer, wie ein Feuer so groß. Auf einmal that es einen lauten Knall. Das Feuer war ausgelöscht, und feurige Kohlen prasselten dem Manne auf den Rock und auf den Rumpelbaß. Mit Gekrach zersprangen die Saiten. Der Musikant schüttelte so gut es ging die Kohlen ab, und lief nun seinen Kameraden nach. Im Laufen klang und klapperte es ganz wunderlich in seinem Basse. Er horchte und that dann einen Griff durch das Schallloch. Feurige Kohlen waren in den Baß geflogen. Er nahm eine Hand voll heraus. Die Art brannte nicht an die Finger; die Kohlen waren in pure Goldstücke verwandelt.

224. Der Stadt Pößneck Ursprung und Name.

Die Stadt Pößneck soll ihre ursprüngliche Gründung den fleißigen Sorben danken, welche das Land umher urbar machten und bebauten. Das Stadtrecht erhielt dieser Ort durch den Markgrafen Wiprecht von Groitsch, von dem man sagt, daß er auch Oppurg erbaut habe. Nach dieses Grafen Tode kam Pößneck an die Grafschaft Haugk, und einer jener Grafen münzte große Pfennige von Silberblech, darauf stand: CONRAD COMES ARNSHAVK. D. S. N. IN AVMA POSN. ET TRIPTIS. Schon im Jahre 1300 umzog eine einfache Mauer Pößneck, die später erhöht wurde, aber noch frei von Häusern war. Im Jahre 1464 zählte die Stadt nur 219 Häuser; diese Zahl war 1794 auf 400 angewachsen und jetzt hat die Stadt über 600 Häuser. Der Ursprung des Namens dieser nahrhaften und gewerbfleißigen Stadt wird verschieden angegeben. Einige wollen: Ein Ritter, Posek geheißen, stritt zu Kaiser Heinrichs des Finklers Zeiten männlich mit gegen die Hunnen. Da machte ihn zum Lohn seiner Tapferkeit Heinrich zum Aufseher über diese Gegend und begabte ihn mit einem Strich Landes. Den nahm Ritter Posek in Besitz und baute sich ein Schloß über Wernburg, das nahe bei Pößneck liegt, umzog es mit einem Graben und wohnte allda. Er starb kinderlos und

später ist seine Burg verfallen, doch sieht man noch ihre Stätten, und nennt diese Burgstättel.

Andere sagen: die Gegend und die Stadt wurde „der Bösen Ecke“ genannt, wegen der vielen Raubritter, die sich dort und rings umher aufgehalten, und die ganze Gegend unsicher machten. Doch trifft solcher Vorwurf die Stadt mit Unrecht, denn sie behauptet das Lob guten Regimentes bis in frühe Zeiten hinauf. Noch andere leiten den Namen, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, von den ursprünglichen Gründern und Erbauern, den Sorbenwenden ab, da der Ort wendisch Pisnig, auch Pesnitz genannt und geschrieben worden. Später meist Peßnig, so daß ohnehin von der Ecke keine Rede sein kann.

Auf dem nahen Berge, der noch die Altenburg heißt, soll auch ein Schloß gestanden haben, das Wiprecht von Groitsch erbaute, auf dem Kochsberge aber ein Heidenbau, und von diesem sei eine Luftbrücke nach dem andern Berge, auf dem das Hauptschloß stand, hinübergegangen. Dieses schon von den Heiden aufgeführte Schloß hieß „zum Stein“, und nachdem es gebrochen war, sind die Steine desselben zum Neubau des Schlosses Brandenstein verwendet worden.

225. Teufelsspuk am Buffertsteiche.

Im Jekawitz- oder Teufelsthale, das sich von Wöhlsdorf hinab nach Crölp zieht, befindet sich der Buffertsteich. An der östlichen Seite desselben erhebt sich ein Fels, in welchem früher die Teufelstreppe zu sehen war; nordwärts ist die sogenannte Teufelsmühle, eine Quelle, in deren Tiefe Spuren von uraltem Gemäuer aufgefunden worden sind. Auf diesem Teiche fuhr sonst bei Nachtzeit der Teufel mit Fackeln auf einem Kahne, während weibliche Gestalten, mit Fackeln in den Händen, jene Quelle, die Teufelsmühle, umtanzten. Zuletzt verschwand der Spuk jedesmal an dem Teufelshügel, welcher auf der westlichen Seite des Teiches befindlich ist.

An diesem Hügel wurden Spuren alter Gräber entdeckt. Beim Schlämmen des Teiches fanden die Arbeiter steinerne Streitäxte und bronzene Ringe. Die Nähe des Herthhaines und des Herthloches lassen vermuten, daß auch hier vielleicht der Erdmutter Hertha schauerliche Opfer gebracht wurden.

In der Wegmitte zwischen Ranis und Wöhlsdorf befindet sich eine rings umzäunte Wiese, in alten Urkunden die Schnibige benannt. Dort erscheint um Mitternacht ein Reiter auf weißem Pferde. Das Pferd hat keinen Kopf und der Reiter hat einen grauen

Bart, fliegende Haare und ist bloß mit einem langen Hemde bekleidet.

Auf der Wiese ist eine schöne Quelle und auf dem angrenzenden Felde befanden sich Heidengräber, auf denen große Steinplatten lagen.

226. Der Mönch auf Burg Ranis.

Von der Burg Ranis gehen viele Sagen, unter andern auch die von einem vermauerten Kinde, von einer goldenen Schäferei im tiefen Grunde des Burgberges, von einem spukenden Mönche, und von vielen Schätzen.

In den unterirdischen Gemächern von Burg Ranis lebte in früheren Zeiten ein Mönch, welcher eine ganze Braupfanne voll Gold besaß. Wenn die alten Besitzer der Burg Geld bedurften, so wanden sie sich an den reichen Mönch, und erhielten, was sie verlangten, unter der Bedingung der pünktlichen Wiedereinzahlung. Der Zugang zu der unterirdischen Wohnung des reichen Mannes war eng und niedrig im dritten Hofraume der Burg, rechter Hand dem Brunnen gegenüber. Vor Jahren wagte ein Knecht durch die Öffnung einzusteigen und fand den Mönch tot über der Braupfanne liegen. Er schnitt zum Wahrzeichen einen Fetzen von des Mönches Gewande. Als der Waghals jedoch schon wieder sich in Sicherheit wähnte, drehte sich der Mönch um und gab ihm einen Druck in den Nacken, woran er bald darauf starb. Seit der Zeit ist der Zugang vermauert worden.

Oft saß der Mönch auf der Burg neben dem vorderen Turme. Das Gesinde sah es nicht selten mit an, wie er Geld dort zählte, und mit Zählen nicht aufhören konnte. Wo er gesessen hatte, fand ein Knecht allemal Geld. Zuletzt lud ihn der Mönch gar ein, den Schatz zu heben, den er zu bewachen habe. Der Knecht aber, eine gute ehrliche Haut, nahm weder das dort liegende Geld, noch mochte er sich mit der Hebung des Schatzes einlassen, und da er nicht zu überreden war, brach ihm der Mönch zuletzt das Genick, denn nur durch den, und durch keinen anderen hätte er durch Hebung des Schatzes erlöst werden können.

227. Die Alten auf Burg Ranis.

Noch sind nicht 100 Jahre ins Land gekommen — erzählte ein 80jähriger Greis — seit sich allnächtlich eine Menge uralter Männer im Rittersaale der Burg Ranis zusammen fanden, eine

lange Tafel mit einander hinein trugen, und dann die ganze Nacht hindurch Geld daran zählten. Sie hatten lange weiße Bärte. Am Morgen verschwanden diese Greise wieder, und oftmals pflegten sie unter die Schloßbewohner von ihren Schätzen auszuteilen, aber die Leute konnten nichts davon gebrauchen, denn das Geld war von Leder.

In einem Garten an der alten Stadtmauer und am Fuße der Burg hatte ein ehemaliger Besitzer des gegenüberstehenden Hauses schon oft ein Licht brennen sehen. Als diesem Manne nun auch träumte, daß dort ein Schatz liege und zu heben sei, machte er sich einmal während der Nacht auf, grub fleißig darauf los, und fand wirklich den Schatz. Schon hatte er sich fast desselben bemächtigt, da kam ein uralter Greis zum Thore herein, und rief dem nächtlichen Arbeiter zu: „Immer noch so fleißig?“ — „Ja!“ antwortete der Schatzgräber: da versank der Schatz so schnell wieder, daß er kaum seine Hacke noch erhalten und davon bringen konnte.

228. Der Gesang im Engelsberge.

In der Gestalt eines großartigen Rundwalles erhebt sich hinter dem Dorfe Seisla der Engelsberg. Ein schönes Schloß, das in uralter Zeit darauf stand, ist in der Zeiten Lauf mit allen seinen Bewohnern versunken. An der Westseite des Berges zeigt sich stets nach 7 Jahren der Eingang. Eine Hirtenfrau, sowie der jetzige Besitzer des Berges behaupten, die Thüre gesehen zu haben. Der Schlüssel jedoch, der allein die Thüre öffnen kann, liegt unter einem der großen Steine, die den Weg von Seisla nach Dobian umlagern. Spät ging einstmals ein Bewohner von Seisla aus Wilhelmsdorf heim. Am Engelsberge setzte er sich nieder in der schönen Sommernacht. Da schlug es 11 Uhr auf Burg Ranis. Mit dem letzten Glockenschlage begann ein schöner, feierlicher Gesang inwendig in dem Berge. Aufmerksam lauschte der Mann, und als es $^3/_4$ auf 12 Uhr schlug, dünkte es ihm, als würde in dem Innern eine Thüre zugeschlagen, und alles war darauf wieder ganz ruhig und stille.

229. Perchtha, die Heimchenkönigin.

In der Gegend von Bucha und Wilhelmsdorf zwischen Ranis und der Saale lagen einst zwei stattliche Dörfer, Cosdorf und Rödern, bewohnt von reichen Bauern, deren Flurensegen ein ungewöhnlicher war. Selbst die steilen Höhen am rechten Ufer des

hier melancholisch rinnenden Saalstromes zeigten gute Bodenergiebigkeit. Das machte, daß die ganze Gegend von Heimchen bevölkert war, einem friedlichen und meist harmlosen Zwergengeschlechte, das öfters Teil nahm an der Menschen Arbeit und Freude, Last und Lust, und sich stets hülfreich zeigte. Die Heimchen hüteten meist ungesehen Vieh und Feld, wachten über die Kinder, wenn die Eltern fern waren, und erwiesen ihnen den Schutz guter Geister. Bisweilen ließen sie sich auch sehen, zeigten sich als freundliche, kindlich heitere, neckische Wesen, mit nur einigen Seltsamkeiten in ihrer äußern Erscheinung, und lebten mit den Menschen in unbefangener Vertraulichkeit. So blieb es lange, doch nicht immer in den Dörfern Cosdorf und Rödern. Die Heimchen hatten eine Königin, Perchtha, die ward geschildert als eine hohe und schöne Frau, mild und liebreich, wie ihr Völklein, der geschah alles zu Liebe, und auf ihr Geheiß waren die Heimchen auch für die Menschen so hülfreich und thätig. Einst aber kam zu den Bewohnern ein ernster Mann aus der Ferne daher, der niemals lachte, der lehrte dem Volke einen neuen Glauben, und sagte: „Perchtha sei eine Teufelin, und ihr Völklein das seien die Seelen der Kinder, die ungetauft gestorben wären, und deshalb nach dem Tode nie die Seligkeit erlangen könnten. Die Frau Perchtha sei das Teufelsgespenst, welches in gewissen Nächten, namentlich in der Christ- und Dreikönigsfestnacht durch die Lüfte fahre, und den Frauen und Mägden den Rocken verwirre, auch tausche sie mit samt den Heimchen gern die Menschenkinder ein, und schiebe an deren statt greuliche Wechselbälge.“ Diese Lehre faßte tiefe Wurzel, die Menschen mieden nun die harmlosen Heimchen als unheimlich, bargen die Kinder vor ihnen und verschmähten ihre Hülfe. Da ward an einem dunkeln Dreikönigsabend der Fährmann unten in Preswitz zwischen der Hohewest- und der Alter-Mühle gerufen, und als er zum Strome kam, sah er eine verschleierte stattliche Frau im schlossenweißen Kleide, und viele Kinder um sie her, die alle trübe und traurige Mienen hatten, und es graute dem Fährmann, er gedachte auch der Lehre von der Teufelin, und daß just Perchthazeit und wollte nicht überfahren. Da bedräute ihn aber Frau Perchtha, denn sie war es wirklich, sehr hart, und er fuhr über, und zwar dreimal, denn sein Kahn faßte nicht die Menge der Kleinen, deren immer mehr zu werden schienen, und der Nachen war jedesmal schier übervoll. Drüben am jenseitigen Ufer stand auf einem Ackerfelde, das dem Fährmann gehörte, dessen Pflug, und an ihm zimmerte ausbessernd Frau Perchtha, und als die Überfahrt vollendet war, bedeutete sie jenen, als Lohn seiner Mühe die abgefallenen Spähne zu nehmen.

Unwillig über so argen Hohn und kargen Lohn, doch voll Furcht vor dem Nachtgespenst raffte der Schiffer einige Spähne auf, fuhr heim und legte sich schlafen. Am Morgen darauf fand er drei schwere Goldstücke, und ärgerte sich, nicht mehr Spähne eingesteckt zu haben. Und nun war jene Gegend die Heimchen samt ihrer Königin los, aber auch ihrer Hülfe und ihres Segens, die Fluren verödeten, und die Dörfer Cosdorf und Rödern, wo jene vornehmlich gehaust, wurden im Kriege zerstört und ganz zu Wüstungen, so daß man deren Stätte nicht mehr weiß. Die Stromgelände sind düster und unfruchtbar, und über dem ganzen Gebiet lagert eine gewisse unaussprechliche Schwermut. Eigen ist es, daß eine ganz ähnliche Sage von der Perchthen-Überfahrt über die Saale auch weiter unten bei Kaulsdorf erzählt wird, nicht minder über die Elster bei Köstritz unweit Gera.

230. Die Hohewart und Frau Welle.

In der Nähe von Kaulsdorf über Saalfeld, zwischen erstgenanntem Dorfe und dem Altar, erhebt sich eine Kuppe, die heißt die Hohewart. Dort hatte der wilde Jäger am liebsten seinen Zug, denn dort herum gab es viel des Wildes, das dieser suchte. Einst hörte ein Bauer das wütende Jagdheer über sich dahin brausen und schrie dem wilden Jäger zu: „Halbpart auf der Hohewart!" und am andern Morgen hatte er seinen genugsamen Jagdanteil, den ganzen Hof voll toter stinkender Waldweibel und Moosmännel, nebst allerlei unheimlichem Geflügel und Galgenvögeln, und war die Menge gar nicht fortzubringen, und blieb schier eine Woche lang. Erst am Sonnabend Abend war der Unrat plötzlich verschwunden.

Auf der Hohewart stand ein alter Turm, darin soll eine weiße Frau gewohnt haben, welche „Frau Welle" hieß, ein Name, aus welchem sich ganz so schön Veleda dichten läßt, wie aus Chatten Hessen. Nach ihr soll ein nahes Thal auch noch das Valleidathal heißen, sie selbst aber sei eine Rune gewesen, bei der sich die Umwohner Rates erholt, und nun wandere sie noch, weißgekleidet, mit breitem Gürtel aufgeschürzt, und mit langem, bis zu den Fersen abwallenden Haare. Sie schützte die Waldmännchen und Holzweibel — gehört demnach in den Perchthasagenkreis — wunderlich ist's, daß eine halbverklungene Sage die „Frau Welle" auch als „fahle Kuh" erscheinen und wandern läßt. Auch im nahen Grunde des Wynitzbaches geht an einem Felsenberge, der die Trudenkuppe heißt, eine genugsam bezeichnende mythische Benennung, eine

weiße Frau mit flatterndem Haare um, die ein blankgeschliffenes Opfermesser in der Hand trägt.

231. Von der Stadt Saalfeld.

Saalfeld ist eine sehr alte und weitberühmte Stadt. Ihr Gebiet hatte frühzeitig dichte Bevölkerung durch ein germanisches Kulturvolk, wie Gräberfunde an reichen und schönen Schmuckgegenständen des heidnischen Altertums von Bronce längst dargethan haben. Auch an schönen Sagen ist die Stadt Saalfeld und ihre nächste Umgebung so reich, daß mit ihnen allein ein mäßiges Buch sich füllen ließe. Die mythisch=dämonische Welt heidnischer Sage thut sich aller Enden kund in diesem Gau in dem wilden Jäger, der Perchtha, den Nixen, den Drachen, den Bilbzen, den Holzweibeln und Moosleuten, den Bergwerksgeistern und anderen. Aus der Zeit der Heidenbekehrung werden Bonifacius und Lullus genannt; als Grenzfeste gegen die angrenzenden Sorben und Wenden soll die alte Sorbenburg, vom Volke „der hohe Schwarm" genannt, deren Ruine noch immer trotzig dasteht, erbaut worden sein. An die Abgrenzung Thüringens gegen die Sorben soll als Wahrzeichen das an der St. Johanniskirche angebrachte Steinbild, das sogenannte Häringsmännchen erinnern, und die Sage läßt diese Kirche just so viel als die Saalbrücke kosten, und letztere nur 3 Heller mehr, läßt auch die beiden Baumeister dieser Bauwerke miteinander wetten, wer das seine zuerst vollende, und den Baumeister der Kirche sich vom Turme herabstürzen, weil die Brücke um weniges früher fertig wurde. Vom Heiligenkultus und Wallfahrtswesen des Mittelalters zeugt das sagenumklungene St. Kümmrißbild mitten auf der erwähnten Brücke, und auch an Mönchs= und Nonnen=Spuk und Gespenstersagen ist eher Überfluß als Mangel, und das Gebiet des Aberglaubens und alterhältener Bräuche findet sich ebenfalls in Fülle durch örtliche Sagen vertreten.

Das erwähnte Bild soll neuerer Forschung nach nicht das sein, wofür eine ganz Deutschland durchklingende Sage es ausgiebt, sondern ein sogenanntes Gehülfenbildnis.

232. Die silberne Orgel.

Lange ging die Sage, daß in der alten Münzkirche zu Saalfeld eine silberne Orgel tief vergraben sei. Das hätten die Mönche des Barfüßerklosters gethan, als die Reformation sie aus Saalfeld

vertrieb, und sie ihren Klosterschatz nach Erfurt flüchteten, die Orgel aber nicht wohl fortbringen konnten. Ein Saalfelder Herzog, Christian Ernst, wollte den Schatz heben, berief Bergknappen und Schätzebeschwörer, und ließ in stiller Mitternachtsstunde einschlagen. Bald kündete ein hohler, metallener Klang, daß schon ein Kasten erreicht sei, kein Laut war rege, alles lauschte mit verhaltenem Atem, die Bergknappen arbeiteten schwitzend fort, da schrie auf einmal eine Stimme: „Es brennt!“ Zugleich sah man Flammen lodern, und mit einem dumpfen Klang sank der Schatz zur Tiefe. Es war aber das Feuer kein Spuk der Geister, sondern es brannte in der That im Sparrwerk des Kirchendaches, und die Spur davon ist am Gebälk noch zu sehen. Niemand wußte, wie das Feuer ausgekommen, und ungehoben blieb bis heute der Schatz und die silberne Orgel.

233. Der Klosterschatz.

Aus dem alten Kloster gehen, wie für glaubhaft berichtet wird, mancherlei unterirdische Gänge bis zu den Nachbarhäusern, ja einer soll bis in das Rathaus, ein anderer bis unter die Sorbenburg führen. Zu einer Bewohnerin eines der dem Kloster nahestehenden Häuser kam vor Zeiten ein Klostergeistlicher, der sagte, er wisse für gewiß, und habe es aus alten Schriften, daß nach der Reformation, ehe die Mönche das Kloster verlassen, ein reicher Schatz an guten Kirchengemälden und vergoldeten Statuen in einen Gang geflüchtet und vermauert worden, der unter ihrem Hause sich befinde. Und wenn die Besitzerin Nachgrabung erlauben wolle, so solle sie die Hälfte des Fundes, außerdem keine Kosten haben. Daraufhin wurde die Erlaubnis gegeben, und nicht lange, so war ein breiter, schön geplatteter Gang entdeckt, an dessen Ende eine eiserne Thüre sich fand, ja man hatte gewisse Anzeichen, daß nun der Schatz werde zu heben sein. Bevor aber noch der letzte Schritt gethan und die Thüre geöffnet wurde, senkte sich der Boden im Hofe nahe einer Fundamentmauer, verschüttete den Gang, bildete eine tiefe Grube, und bedrohte das ganze Haus mit Einsturz. Dadurch wurde die Dame so erschreckt, daß sie alles Weitersuchen einzustellen gebot, und so ist auch dieser Schatz ungehoben geblieben.

234. Die Kornmutter.

In der Mark Brandenburg geht unter den Landleuten eine Sage von der Roggen-Muhme, die im Kornfeld stecke, weshalb die Kinder sich hineinzugehen fürchten.

Im Jahre 1662 erzählte auch eine Saalfelder Frau dem Prätorius: ein dortiger Edelmann habe eine Sechswöchnerin von seinen Unterthanen gezwungen, zur Erntezeit Garben zu binden. Die Frau nahm ihr junges säugendes Kindlein mit auf den Acker und legte es, um die Arbeit zu fördern, an den Boden. Über eine Weile sah der Edelmann, welcher zugegen war, ein Erdweib mit einem Kinde kommen und es um das der Bäuerin austauschen. Dieses falsche Kind hob an zu schreien, die Bäuerin eilte herzu, es zu stillen, aber der Edelmann wehrte ihr, und hieß sie zurückbleiben, er wolle ihr schon sagen, wenns Zeit wäre. Die Frau meinte, er thäte so der fleißigeren Arbeit wegen und fügte sich mit großem Kummer. Das Kind schrie unterdessen unaufhörlich fort, da kam die Kornmutter von neuem, nahm das weinende Kind zu sich und legte das gestohlene wieder hin. Nachdem alles das der Edelmann mit angesehen, rief er der Bäuerin und hieß sie nach Hause gehen. Seit der Zeit nahm er sich vor, nun und nimmermehr eine Kindbetterin zu Diensten zu zwingen.

235. Langenschade.

Ein ungeheurer Riese — manche Leute meinen gar es sei der Teufel selbst gewesen — trug einstmals auf seiner Achsel einen Sack über die Haide, der von unten bis oben mit Häusern angefüllt war. Als er in die Gegend kam, wo jetzt das Forsthaus Reichenbach steht, bekam der Sack ein Loch und es rutschte durch das Loch eines seiner Häuser heraus. Kaum hatte der Riese wieder ein paar seiner gewohnten Schritte gethan, plumps! da liegt wieder ein Haus, ohne daß er etwas davon merkte. So ist das Herausrutschen fortgegangen, mit einem Hause nach dem anderen. Zuletzt fühlte der Riese doch, daß sein Sack weit leichter geworden sei. Er besah ihn und fand ihn beinahe leer geworden. Da schüttelte er ärgerlich die letzten paar Häuser heraus, — es ist gerade auch noch die Kirche darunter gewesen, — und rief dabei: „Schade! Schade!" So ist das $1\frac{1}{2}$ Stunden lange Dorf Langenschade und sein Name entstanden. Es liegt gar nicht weit vom Culm auf der Haide.

236. Die Hange-Eiche.

Zwischen Saalfeld und Rudolstadt erhebt sich ein langgestreckter kahler Höhenzug, der einst mit herrlichen Eichen bestanden war. Besonders zeichnete sich eine mächtig große und uralte Eiche aus; und es war unter ihr in grauen Zeiten, vielleicht schon vor Ein-

führung des Christentums, eine Malstätte; an der Eiche hing eine starke Kette, und an die Kette hing man die Verurteilten.

Im dreißigjährigen Kriege rastete ein Fähnlein Volk im Dorfe Reichenbach am Fuße des Culm, und zechte wacker. Als am anderen Tage das heilige Abendmahl ausgeteilt werden sollte, fand sich, daß der goldene Kelch gestohlen war, und der Verdacht fiel alsbald auf die fremden Krieger. Der Schultheiß eilte dem Fähnlein nach, holte es auf der mittleren Haide ein, und klagte dem Hauptmann, der unter der alten Hange=Eiche lagerte, den Verlust der Kirche. Der Hauptmann erzürnte sich über die Beschuldigung, wie über die Möglichkeit der That, und schwur, habe einer seiner Leute den Kelch, so solle er auf der Stelle henken, ohne Schwurgericht und Anwaltskniffe; habe aber keiner der Seinen den Becher, so müsse der Schulze an die Eiche. Im Tornister eines ruhig schlafenden Soldaten fand sich der Kelch. Dieser hatte die That nicht verübt, ein anderer hatte schnell den geraubten Kelch in jenen Tornister geschoben, als die Klage angebracht wurde. Aber alle Beteuerung der Unschuld half nichts — doch rief der Soldat noch um ein Wunderzeichen den Himmel an. Wenn er unschuldig gerichtet sterbe, solle nie mehr ein Eichbaum grünen und aufkommen in diesem Walde. Kaltblütig knüpfte der Dieb des Kelches den Unschuldigen auf — kaum aber war der Schulze mit dem wiedergewonnenen Kleinod hinweg, so erfaßte die Reue den Dieb und Mörder. Er blieb zurück, als seine Kameraden weiter zogen, schnitt den unschuldig Gehenkten ab und begrub ihn, und erhenkte sich an seiner Stelle. Der Wald aber starb ab, trug keine Eichen mehr.

237. Die Schwarza goldreich.

Der schöne Fluß, welcher des Schwarzathales malerische Windungen durchrinnt, hier so klar und ruhig dahingleitend, daß man die Fische auf den schwarzen Steinen spielen sieht, an anderen Stellen, wie am felssteinernen Wehre, sich brausend und schäumend durch ausgewaschene Schieferblöcke drängt, soll einen an Goldkörnern reichen Sand führen, und steht voran in der Reihe der sieben goldführenden Bäche im schwarzburgischen Lande. Fremde Männer haben oft zu Knaben gesagt, welche mit den glatten Schwarzasteinen spielten, und sie über die Wasserfläche hinwarfen, daß sie fortzuschlüpfen schienen (welches Spiel man in jener Gegend „fitscheln“ oder „Wasserjungfernschlagen“ nennt): „Jungen, ihr werft Steine weg, die mehr wert sind, als eine Kuh!“ — Einmal

hat man im Magen einer Gans, welche auf der Schwarza geschwommen, ein ziemlich Stücklein Gold gefunden, und ein anderes Mal bei Erbauung des steinernen Wehres über Schwarzburg eine etliche Dukaten schwere Goldstufe, welche im Naturalienkabinet zu Rudolstadt noch jetzt zu sehen ist. Das Schwarzagold hat eine hohe Farbe und gleicht dem arabischen. Schon im Mittelalter waren Goldseifen und Goldwäschen an der Schwarza, und es ist zu unterschiedlichen Malen das Lot feinsten Goldes aus der Schwarza von der fürstlichen Kammer mit 9 Thalern bezahlt worden.

238. Der Schatz im Schwarzathale.

Eine Familie in Dittersdorf bewahrt noch einen ehernen Henkel, zu dem ihre Voreltern durch Schatzgräberei gekommen sind. Es lag nämlich im Schwarzathal auf ihrer Holzgelänge ein Schatz vergraben, den sie entdeckten und zu heben unternahmen. Aber er saß so tief in der Erde, daß es Mühe machte, nur die Henkel an den Tag zu arbeiten. Als man eben mit Hebebäumen, die durch die Henkel gesteckt waren, an der Last rüttelte, erschien den Leuten ein greulicher Geist, halb Mensch und halb Bock. Sie hielten ihn für den leibhaftigen Satanas, und liefen erschrocken davon. Als sie den Platz wieder aufsuchten fanden sie nur noch den Henkel, der beim Heben abgesprungen war; der Kessel aber soll noch tiefer versunken sein und niemand hat ihn wieder aufgespürt.

Bei Braunsdorf neben einer Steinrütsche liegt unter der Erde ein goldenes Schaf mit einem silbernen Lamm. So geht die Sage.

239. Die Teufelstreppe.

Vor langer, langer Zeit wohnte im Schwarzathale ein Fischer in einem kleinen mit Stroh gedeckten Hause. Seine Frau, die Tochter des Turmwarts auf Greifenstein, war eben ihres ersten Söhnleins genesen, deshalb eilte der erfreute Vater in die Stadt, um den Erstgeborenen zur Taufe zu melden und dann auf die Burg, um seinen Schwiegervater zu Gevatter zu bitten. Als er das Schwarzathal wieder betrat, brauste darin ein gewaltiger Sturm, daß die Tannen sich tief zur Erde beugten und die Felsen zitterten; die Schwarza aber wogte und schäumte, daß der Mann kaum den Steg zu überschreiten wagte, der ans jenseitige Ufer zu seiner Hütte führte. Davor stand seine Frau, die Hände ringend und wehklagend, und deutete nach dem Flusse. Da sprang der Teufel,

der schon oft im Thale getobt hatte, soeben mit einem riesigen Schritte über den Fluß, und in seinen Krallen hielt er — den wimmernden Säugling. Die Mutter war neben der Wiege eingeschlummert und hatte vergessen, das Gebetbuch unter des Kindes Kopfkissen zu legen, denn es war ja noch nicht getauft. Schon stieg der Teufel den steilen Berg am anderen Ufer hinan, aber selbst ihm wurde derselbe unersteigbar. Da griff er mit der Rechten neben sich, riß Felsblöcke aus dem Boden und legte sie stufenweise an einander, während er mit der Linken das Knäblein hielt. Schon hat er sieben Stufen gebaut und die siebente erstiegen — da hemmt das inbrünstige Gebet der Eltern seine Macht, er zittert, schwindelt und der Raub entsinkt der Hand. Er verschwand, und Engel trugen das Knäblein unversehrt in der Mutter Schoß. Augenblicklich legte sich der Sturm, der Fluß glitt ruhig dahin, und die ganze Natur ward wieder heiter. Des anderen Tages wurde der Knabe zur Taufe gebracht.

240. Riesenspielzeug.

Wenn man den Wirrbach, der bald über bemooste Schieferblöcke rauscht, bald klare Wasserbecken bildet, und nebenbei die köstlichsten Forellen beherbergt, überschritten hat, steht man am Fuße der mächtigen Hünenkoppe, deren Felswände von trauriggrünem Taxus und schlanken Tannen bewachsen sind. Hoch auf dem Gipfel, zu dem ein bequemer Weg gebahnt worden ist, eröffnet sich eine herrliche Aussicht. Tief unten sieht man der Schwarza grünliche durchsichtige Flut, zu beiden Seiten von steilen Bergwänden eingeschlossen, die bald von reizenden Buchen- und Tannenwäldern begrünt, bald mit schroffen Felsenzinnen bewehrt sind; über jenem Bergrücken erhebt sich der Greifenstein, dort blinkt das Rudolstädter Schloß, das Saalthal thut sich auf, und am fernen Horizonte ragt die Leuchtenburg. Die Hünen oder Riesen konnten sich keinen erhabeneren Wohnort wählen.

Einstmals sah eine Hünenprinzessin unten im Thale einen Ackermann, der hinter dem Pfluge einherschritt. Von der Bergeshöhe erscheinen die Menschen im Thale gar klein, fast wie ein Ameisenvölkchen, wie winzig mußte der Mann vollends einer Riesin vorkommen! Neugierig stieg sie hinab — sie brauchte nicht viel Schritte — nahm den Bauer samt Pflug und Ochsen in die Schürze, und trug ihn zum Berge hinan. „Sieh, Mutter“, sprach sie mit kindlicher Freude, „was ich da für ein artiges Spielzeug ge-

funden habe!" — „Kind", belehrte sie die Mutter, „trage die niedlichen Geschöpfe wieder hinunter, sie sind überaus nützlich, denn sie durchwühlen die Erde und streuen gelben Sand hinein, daraus wachsen zarte Grashalme und die geben dann das Korn, aus dessen Mehl wir unser Brot backen." Nachdem die Prinzessin den vor Schrecken und Staunen halb toten Ackermann und seine Stiere gestreichelt und gehätschelt hatte, setzte sie dieselben unversehrt wieder hinab.

Bei Eisfeld wie im Elsaß ist dieselbe Sage lebendig, nur daß dort ein Riese die Lehre erteilt.

241. Die Riesenkegelbahn.

Einmal schnitt ein armer Mann aus Dittersdorf mit seinem Sohne Birkenreiser zu Besen ab. Jeder verfolgte seinen besonderen Weg. Auf einmal sieht der fleißige Junge hinter einem Busche einen Felsen, der weit offen steht, und das Thor zu einer Riesenhalle bildet, darinnen alles Gerät, was in seines Vaters Hütte aus Holz geschnitzt war, aus gediegenem Golde bestand, der Goldbröcklein nicht zu gedenken, die als klarer Kies den Boden bedeckten. Darinnen aber standen entsetzlich große Riesen, die das arme Erdenwürmchen gar nicht zu bemerken schienen. Aus ihrem Saale dehnte sich über das Schwarzathal hinüber nach dem Böhlscheiber Berge eine Kegelbahn, wo goldene Türmchen als Kegel standen, die goldenen Kugeln aber rollten wie Monde auf der spiegelglatten Tenne, die aus blankem Stahl geschmiedet war. Geblendet von all der Herrlichkeit, und weil er nicht allein zu den riesigen Gestalten zu treten wagte, schlüpfte der Knabe eilig zu seinem Vater, und fand kaum Worte für das Gesehene. Ob er nun wohl den verwunderten Vater durch Busch und Gestrüpp zieht, ob sie lauschend jeden Felsen betrachten, der mit dem weiten Thore ist nicht wieder zu finden.

242. Der Riesengasthof.

Im Walde bei Dittersdorf lag vor alters ein Gasthof „zum goldenen Hirsche," darin kehrten zu Zeiten die Riesen ein und thaten sich gütlich. Der Gasthof ging, weil die Hünen, sonst die Stammgäste, nicht mehr zum Besuche kamen, ein; aber der goldene Hirsch des Wirtshausschildes wurde lebendig, und wird noch jetzt zuweilen im Walde umhersetzend erblickt. Keinem Jäger aber kommt der Hirsch zum Schuß, oft sahen Wanderer in der Dämmerung den Hirsch sich äsen, und dann in die Bergwand hinein verschwinden.

243. Die goldene Rute.

Ein Dittersdorfer Mann, der die Hünenkoppe durchstreifte, um Jochweiden (zur Befestigung des Joches an die Hörner des Zugviehes) zu suchen, erblickte plötzlich eine Riesin, die auf einem großen Felsblocke saß, und ihr verhältnismäßig eben so großes Kind auf dem Schoße wiegte. „Da setz' dich her!“ sagte die Riesin zu ihm, „und warte mein Kind, unterdeß will ich dir eine Weide suchen, die so lange hält, daß du sie nicht überlebst“. Der Bauer hatte, das Kleine scheu anblickend, eine Zeitlang dasselbe gewartet, als der Säugling so heftig zu schreien anfing, daß der Bauer vor Grausen sich davonmachte. Als er sich endlich umblickte und sich schon sicher glaubte, sah er die Riesin mit einer goldenen Rute in der Hand ihm auf den Fersen folgen. Jemehr er rannte, desto größere Schritte machte das Hünenweib. Schon setzt er den einen Fuß in sein Thor, da trifft ihn ein Schlag der goldenen Rute — und halbtot sinkt er nieder. Die Rute war ein ausgewachsener Birkenstamm von Gold, und hätte er Stand gehalten, so wäre dieser ihm zu Teil geworden.

244. Nixen in der Schwarza.

Vor Zeiten kamen häufig Nixen in das Dorf Schwarza, um dort Lebensmittel einzukaufen. Man erkannte sie bald am nassen Saume ihrer grünlichen Gewänder, auch ließen sie bisweilen grünes Haar und grüne Zähne sehen, doch selten, denn die Menschen grauten sich vor ihnen, sonst ließ man sie unangefochten ihres Weges gehen, und ihre Einkäufe besorgen.

Eines Abends wurde die Wehmutter des Dorfes von einer dunklen Frau berufen, ihr zu einer Kreisenden zu folgen; diese that ihren Pflichtgang, und wurde thalaufwärts an das Schwarzabett geführt. Dies that sich auf, als die Führerin, welche eine Nixe war, mit einer grünen Weidengerte auf das Wasser schlug. Krystallklar glänzten die Stufen, welche hinab in die Tiefe führten, und in einem Gemache, das wie Glasspiegel funkelte, lag die Wöchnerin, auch eine Nixe. Die Wehmutter stand ihr bei, ward reich belohnt und ebenso zurückgeleitet. Kein Nixenmann ließ sich sehen.

245. Die Nixe beim Tanze.

In alten Zeiten kam oft eine Nixe aus der Schwarza zum Tanze. Sie war wunderschön und schneeweiß gekleidet, nur war

immer der Saum ihres Kleides naß. Auf dem Tanze hatte sich ein junger hübscher Bursche in sie verliebt, und dem zu Gefallen kam sie öfter als sonst. Gewöhnlich ging sie sehr bald vom Tanzplane weg, aber einmal gefiel es ihr zu wohl. Die Linde, unter der getanzt wurde, blühte gerade und duftete so herrlich, und in ihren Zweigen rauschte es von Nachtschmetterlingen und Käfern. Der Geliebte bat das Nixenmädchen inständig, nur noch den allerletzten Walzer mit ihm zu tanzen, daß sie noch ein halbes Stündchen zugab. Als er sie nun nach dem Flusse begleitet hatte, nahm sie zärtlicheren Abschied als je zuvor, und sagte wehmütig: „Das halbe Stündchen über die Zeit werde ich schwer büßen müssen, und dich vielleicht nie wiedersehen". Wenn sich das Wasser über mir rot färbt, bin ich eine Leiche. Dann suche dir nur ein anderes Liebchen, denn ich mag nicht, daß du meinetwegen deine Jugend vertrauerst. Sie umarmte ihn zum letzten Male und tauchte in den Fluß. Augenblicklich färbten sich die klaren Wellen rot, wie Blut. Der Bursche hat aber keine wieder geliebt und hat sich aus Gram an derselben Stelle in den Fluß gestürzt, gleich jenem treuen Friedel in der Totenlache bei Schleusingen.

246. Vom alten Schlosse Schwarzburg.

Das höchst romantisch gelegene Schloß Schwarzburg, das Ziel zahlloser Reisenden, soll in sehr frühen Zeiten begründet worden sein. Alte Thüringer Chronikenschreiber berichten, als Dieterich von Bern, der nahe Anverwandte des Königs Irminfried, in das Thüringerland gekommen, seien in seinem Gefolge tapfere Männer gewesen, die haben auf der Höhe über dem tiefen und wilden Thalflusse eine Kohlenbaude gefunden, und diese Meilerstätte zur Anlage eines Burgbaues erkoren. Andere sagen, daß ein naher Verwandter des großen Sachsenherzogs Wittekind, der den gleichen Namen geführt, Gefangener Kaiser Karls des Großen geworden, der ihn habe taufen lassen, und selbst sein Taufpate geworden sei, weil er Wohlgefallen an dem stattlichen und tapferen Sachsenhelden gefunden. Der Taufname des jüngeren Wittekind, welchen man nur den „schwarzen Ritter" nannte, sei Ludwig gewesen, und zwei zugleich mitgefangene Söhne desselben, Wittekind und Walperto, seien Karl und Ludwig getauft worden. Karl wurde darauf von seinem Paten Karl dem Großen zu einem Gaugrafen im Thüringerwalde erhoben, und mit Land von 20 Meilen im Umkreis begabt. Daher stammten die Grafen von Schwarzburg, die später zu den Vier=

grafen des deutschen Reiches zählten; sie haben sich aber nicht alsobald nach Gründung ihres Stammes nach der späteren Stammburg Swartzinburg genannt und geschrieben. Dieses alte Haus steht längst nicht mehr; an seine Stelle trat ein ungleich jüngeres und schöneres Schloß, das die Gegend schmückt und die Häuser des Ortes „Thal unter Schwarzburg" und darin die „Männer von Schwarzburg" beherrscht. Der Weg vom Burgberge hinab zum Flusse heißt der Sachsensteig.

Wittekind, der schwarze Ritter, soll alten Sagen zufolge bei der Erbauung der Schwarzburg ebenso beteiligt gewesen sein, wie bei der Sorbenburg. Seinen Namen überliefert noch ein altes Mauerstück zwischen den Dörfern Heilingen und Engerda bei Orlamünde, welches die Wittekindsmauer genannt wird. An dieser Stelle soll Wittekind, bevor er in Gefangenschaft geriet, einen Sieg gegen Karl den Großen erkämpft und über den gefallenen Feinden auf zwei großen Haufen den Leichenbrand habe schüren lassen. Diese Hügel heißen noch heute „die Kummeln".



263

V. Sagen des unteren Saalthales und des Thüringer Hügellandes.

247. Der Name von Königsee.

Königsee ist eine Stadt von hohem Alter. Der schwarze Ritter Wittekind, welcher die Schwarzburg erbaute, soll auch Königsee gegründet haben. Den Namen soll sie von einem großen See führen, auf welchem König Siegbert oft gefahren, und auf der Stätte dieses Sees sei die Stadt erbaut worden. Noch liegen in dem Thalkessel ansehnliche Teiche, die auf größere Ausdehnung in früheren Zeiten hindeuten. Anders aber deutet eine Volksüberlieferung die Sage vom Namen des betriebsamen Städtchens aus: Als man einen guten Teil davon fertig gebaut hatte, fragte man einen Blinden, wie der Ort heißen solle. Diesem lag wenig oder nichts am Namengeben eines Ortes, den er nicht zu schauen vermochte, und er erwiderte seufzend im Dialekte der Gegend: „Ach — Kön' ig seh!" (Könnt' ich sehen!) Und so sei die Stadt geheißen worden.

248. Vom unweisen Rate zu Königsee.

Von alters her war zu Königsee in der Fastnachtszeit der Brauch, einen Narrenrat zu erwählen, wie es noch heute geschieht in der Stadt Köln am Rhein und an anderen Orten. Dies thaten die jungen Burschen zu Königsee ebenfalls, nannten diese Fastnachtsobrigkeit ihren unweisen Rat und trugen ihm allerlei ungeschickte und schimpfliche Händel vor, die das Jahr über verlaufen, sei es in Liebe oder Trunk ꝛc. Der unweise Rat entschied sich immer dahin, daß er denen, die es traf, hohe Strafe auferlegte,

etliche Tonnen Goldes u. dergl., und sich hernach doch um ein Weniges, etwa mit einer Abfindung zu einem guten Trunk genügen ließ. Doch hatte der Ort auch einen weisen Rat, der löblich das Regiment führte, und besser als mancher andere, dessen Rat jahraus jahrein unweise ist, und in dem die Fleischer, Bäcker und Müller das Heft des städtischen Regiments in Händen haben und handhaben, daß den guten Bürgern die Augen übergehen.

249. Das Querlichloch bei Garsitz.

In dem Schöpsberge, einer hohen Felsengruppe von Flötzkalk westlich oberhalb Königsee, befindet sich eine ansehnliche Grotte, die aus zwei Abteilungen besteht, deren jede 50 Fuß lang, 20 Fuß breit und 10 Fuß hoch ist. Vor uralten Zeiten wohnten in diesem Loche „Querliche" (Gezwerge, Zwerge), die große Schätze an Gold und Silber bewahrten und darin haushielten. Diese Gezwerglein waren Mittelwesen zwischen Menschen und höheren Geistern; sie hatten jedoch immer noch etwas Irdisches an sich. Ihre Gestalt war sehr klein, nicht viel größer als eines Schuhes hoch, und sie trieben allerlei unheimliche Stücke in den Berghöhlen, namentlich aber gruben sie nach Gold und Silber auf dem Geböre und im Lommel. Die gefundenen Schätze aber häuften sie im Querloche auf, und bewachten sie. Sie hatten die sonderbare Gewohnheit, barfuß und barhäuptig zu gehen; dabei waren sie launenhafte, sehr reizbare, doch wieder auch dienstfertige Wesen, und halfen, wenn man es mit ihnen gut meinte, dem Hausherrn und seinem Gesinde überall, namentlich bei Fütterung des Viehes. Wer sie reizte oder erinnerte, daß sie keine Bärettlein oder Schuhe hätten, dem thaten sie manchen Schabernack an.

Einmal wohnte eine Pächterin in Garsitz, eine alte, gute verständige Frau, die es mit den Querlichen, welche sie im Winter öfters besuchten, ganz gut meinte. Nach dem Abendessen gingen die Querliche in den Stall und fütterten die Schafe, wodurch Knechte und Mägde aller Arbeit überhoben wurden. Die Futtervorräte, sie mochten noch so gering sein, nahmen niemals ab und in Mißernten konnte die Pächterin immer noch verkaufen. Deshalb wurde auch die Pächterin von Jahr zu Jahr reicher. Endlich dachte sie, daß sie sich gegen die guten Querliche dankbar zeigen müsse, und weil es denselben an Schuhen und Mützen gebreche, solche zu kaufen und ihnen zu schenken. Sie kaufte beides, und legte die niedlichen Schuhe und Pelzmützchen im Stalle hin zum Geschenke. Allein

als die Querliche solche Gaben bei der nächsten Fütterung sahen, so verdroß sie dies dermaßen, daß sie nie wieder zurück kamen.

Auch waren einmal die Querliche in Pennewitz auf einer Hochzeit, wo es recht lustig herging. Man neckte indeß selbige, welche sich darüber sehr erbosten. Als nun eine große Schüssel mit Brühe aufgetragen war, sprangen sie auf den Schüsselrand, tanzten darauf herum und versalzten die Kümmelbrühe.

Eine Gans, die sich zufällig in das Querlichloch verirrt hatte, und darin herumgelaufen war, ist drei Tage hernach auf dem Singerberge ganz vergoldet wieder herausgekommen.

250. Von Paulinzelle.

In einem stillen Seitenthale der „Rinne“, zwischen Schwarzburg und dem Singerberge, liegt friedlich der Klosterort Paulinzelle und dicht daneben die schönsten Kirchentrümmer Thüringens. Aus fernen Landen kam einst die fromme Tochter eines Grafen Moricho, welcher Truchseß Kaiser Heinrich IV. war, nach Thüringen, um den Grafen Sizzo, der im Längwitz-Gau gebot, und zugleich ein Graf von Kevernburg und Schwarzburg war, zu besuchen. Nur von einer Zofe und einem Diener begleitet, verirrte sich Pauline in den weiten und wilden Forsten. Der Diener wurde auf Kundschaft ausgesendet, und kehrte nicht zurück, doch fand Pauline mit ihrer Dienerin in einer Köhlerhütte ein Nachtlager. Beide Jungfrauen hatten in dieser Nacht einen und denselben Traum, nämlich daß sie vor einem Altare in diesem Thalgrunde beteten. Am anderen Morgen zogen beide weiter, doch gelobte Pauline, in dieser Einöde eine Zelle zu erbauen. Sie kamen in ein geringes Dörflein, das aufwärts nach dem Walde zu lag, und „Fischerau“ hieß, weil nur die Hütten einiger armen Fischerfamilien dasselbe bildeten. Pauline erfüllte ihr Gelübde, Graf Sizzo schenkte ihr die Ländereien jener Gegend, und so wurde die „Paulinen-Zelle“ begründet, welche aber nur so hieß, und keine Zelle, sondern eine herrliche Abtei wurde, erst ein Frauen- dann auch ein Mönchskloster. Überaus prachtvoll wurde die Kirche erbaut, und Pauline selbst leitete und beaufsichtigte den Bau, indem sie auf dem nahen Kienberge zu diesem Zwecke für sich ein Wohnhaus hatte aufführen lassen. Jeden Abend kam die Gräfin und trug Geld in ihrer Schürze, die Arbeiter abzulohnen, und ließ jeden eine Hand voll des Geldes nehmen, wobei sie die Bauleute zum Gebete ermahnte. Stets erfaßte jeder so viel Lohnes als ihm gebührte. Einer aber wollte mehr nehmen, als ihm gebührte, und that daher einen recht kecken und kühnen Griff,

und freute sich deß. Da er aber das Geld zählte, so hatte er nicht einen Heller mehr als die anderen Arbeiter auch.

251. Der Lindwurm.

In der Gegend, in welcher sich das neue Münster zur Paulinzelle erhob, hauste zu der Zeit, als dasselbe erbaut wurde, ein furchtbarer Lindwurm, welcher ringsum Schrecken verbreitete. Sein Aufenthalt war in einer Bergeskluft unterhalb Leutnitz, und als einst Pauline den Rinnegrund heraufreiste, wurde sie von dem Untier angefallen. Aber Pauline schlug ihm entgegen ein Kreuz, und rief ihren Schutzheiligen um Beistand an. Dieser Schutzheilige war kein anderer als St. Georg, welcher alsbald erschien und den grimmen Wurm erlegte. Das Abbild des letzteren wurde dann zum Andenken an einem der Säulenkapitäle des Hauptportales der Paulinzeller Klosterkirche künstlich in Stein gemeißelt, allwo dasselbe noch heute zu sehen ist.

252. Die Kirchensäulen.

Damit das Schiff der Klosterkirche von Paulinzelle recht stattlich sich darstelle, und allerseits Bewunderung finde, wollte der Steinmetz, der den Plan zur Kirche entworfen hatte, die Decke der mächtigen Basilika auf lauter Monolithen stützen, welches ein großes und wichtiges Unternehmen war, zu dem sich eine Menge Steinarbeiter und Maurermeister als Gehülfen anboten, um dabei zu lernen. Auf die Bitte ihres Baumeisters betete jedesmal Pauline, sobald eine der Säulen im Steinbruche gehoben wurde, daß dies ohne Unfall erfolge, und dies Gebet war so wirksam, daß alle Säulen glücklich gehoben, zur Klosterstätte geschafft, und jede an ihrer Stelle aufgerichtet wurde, bis auf die zwei letzten. Da störte ein Teufelsgespenst die fromme Beterin Pauline in ihrer Andacht, unterbrach und verwirrte sie durch seine schreckliche Erscheinung in ihrem Gebete, und alsobald erfolgte eine Erderschütterung, und die zwei Säulen brachen jede in zwei Stücke. Aber des Steinmetzen Kunst richtete sie dennoch auf und verband sie so gut und so fest, daß sie stete Dauer behielten.

253. Der betrogene Teufel.

Der Baumeister Paulinzelles mochte durch das Zerbrechen der letzten zwei Tempelsäulen doch im Vertrauen auf die Kraft von

Paulines Gebet etwas wankend geworden sein, und entschloß sich, um seinen Bau rascher zu fördern, mit dem Teufel einen Pakt zu schließen, daß der ihm helfe. Dafür solle der Teufel, wie dieser sich selbst ausbedang, die erste Seele erhalten, die in die Kirche, nach deren völliger Vollendung, treten würde. Als es nun so weit war, die Kirche fertig, auch im Innern gereinigt und gesäubert war, und das Fest ihrer Einweihung stattfinden sollte, lauerte der Teufel in Spannung auf das erste Eröffnen der Thüre und die hereintretende Seele. Da klinkte es, da ging die Thüre endlich auf, und da trat etwas in den düsteren Vorderraum, auf das alsbald der Teufel in Hast zufuhr, und es packte. Gleich erscholl ein lautes Grunzen und Quiken, und der Teufel hatte ein Schwein in den Krallen, mit dem er wütend empor und durch die Decke fuhr. In dieser blieb dann ein Loch, das nie wieder zugemauert werden konnte. Damals soll der Böse selbst zum ersten Male „Pfui Teufel!" gerufen haben, welcher Ausruf hernach gang und gäbe geworden.

254. Der glückliche Einfältige.

Mehrere Knaben schwärmten auf den Schloßhöfen des Greifensteins über Blankenburg spielend umher. Da entdeckten sie an einer Wand des Wallgrabens eine Höhle. Leicht beredeten sie einen ihrer Gefährten, einen halb blödsinnigen Knaben, hineinzukriechen und zu erkunden, was da innen verborgen liege. Er schlüpfte bedächtig hinein, und blieb so lange außen, daß es seinen Kameraden fast angst wurde. Endlich kam er wieder, ganz glücklich und seelenvergnügt, und erzählte, stotternd und stammelnd von Haufen goldener Pfennige, von goldenen Leuchtern und lauter ähnlichen Kostbarkeiten. — „Hast Du denn nichts mitgenommen?" — „Nä, das wär' mir so! geht ihr doch selbst hinein, wenn ihr solches Zeug haben wollt!" Alle drangen in die Höhle unter Führung des Dummen; aber sie sahen nichts als Steinbrocken auf dem Boden, und Fledermäuse schwirrten ihnen entgegen, und auf den dummen Knaben schimpfend, daß er die Gelegenheit nicht benutzt habe, verließen sie furchtsam die Höhle.

255. Die Kirschkerne.

Als ein paar Blankenburger Knaben einst auf einem Kirschbaume saßen, der zwischen den Mauern des Greifensteins emporgewachsen war, und sich die saftigen Früchte wohlschmecken ließen, rief ihnen eine Stimme zu: „Verachtet das beste nicht!" Aber sie

hielten die Stimme für die eines Spaßvogels, spotteten den Ruf nach, und warfen sich im jugendlichen Übermute mit den Kernen. Als aber einer von ihnen abends seine Schuhe auszog, fielen mehrere goldene Kirschkerne heraus. Nun gingen alle Knaben wieder auf die Ruine, aber die umhergestreuten Kerne waren verschwunden, und nicht eine einzige Kirsche hing noch am Baume.

256. Die sieben Prinzessinnen.

In der Kirche zu Blankenburg stehen sieben von Holz geschnitzte Brustbilder von Jungfrauen, mit goldenen Kronen geziert. Das sollen sieben Prinzessinnen sein, die alle ihr Gut der Kirche vermacht haben, und zu dankbarem Andenken darin aufgestellt sind. Wenn man eine von ihrem Platze rückt, so rumort und spukt es so lange in der Kirche, bis man sie wieder dahin setzt, wo sie gestanden.

257. Die grüne Frau.

Als eines Sonnabends eine Bauersfrau von Kleingölitz dürres Gras und Laub auf dem Burghofe des Greifensteins sammelte, hörte sie unten in der Stadt die Glocken erklingen, die den Sonntag einläuteten. Die heraufzitternden Töne stimmten ihr frommes Gemüt zur Andacht, sie legte den Rechen weg und sprach mit gefaltenen Händen ein leises Gebet. Während sie noch voll Inbrunst betete, trat zu ihr eine Frau und winkte ihr zutraulich. Die Frau aber war grün gekleidet von Kopf bis zu den Füßen. Das Bauersweib folgte ohne Scheu. Sie kamen an ein eisernes Thor. Die grüne Frau öffnete dieses mit einem Schlüssel aus ihrem Schlüsselbunde, ebenso die nächste Thüre und so wohl noch zwanzig Thüren und Pforten. Die letzte führte in einen großen Saal, wo alles von Gold glänzte. Hier blieb die grüne Frau stehen und lispelte der Bäuerin zu: „Nimm Dir, so viel Du willst, aber rühre das Geld nicht an binnen Jahresfrist, und schweige davon wie ein Grab gegen jedermann. Davon werde ich erlöst, und darf dann nicht mehr unseliglich wandeln!“ Die Bäuerin raffte ihre Schürze voll, verschloß das Geld in einen Schrank ein ganzes Jahr lang, und wenn ihr auch manchmal die Lust ankam, darnach zu sehen, oder es ihrer Frau Gevatterin zu erzählen, so bezwang sie sich doch und blieb verschwiegen wie ein Grab. Dadurch wurde sie sehr reich, und niemand hat die grüne Frau seitdem wieder gesehen.

258. Heilsberg.

Eine gute halbe Stunde von dem freundlichen Städtchen Remda, seitwärts von der Straße, die von da das romantische Rinnethal hinab nach Rudolstadt führt, liegt, fast rings von sanft abfallenden, fruchtbaren Bergen eingeengt, das Dorf Heilsberg.

Zur Zeit des Heidentums erhob sich auf dem stolzen Hügel südwestwärts über Heilsberg eine Burg, welche die Hochburg oder Hugoburg genannt wurde; daher heute noch im Munde des Volkes Heilsberg gewöhnlich Huschberg heißt. Von dieser Burg sind gegenwärtig kaum noch einige ungefügte Steine wahrzunehmen.

Auf seinem Zuge nach Thüringen kam Winfried über die steinige und rauhe Hochfläche, da, wo jetzt Treppendorf liegt, um in das schöne Saalthal hinabzusteigen. Einen ganzen Tag lang hatte er keinen Menschen und keine menschliche Wohnung angetroffen; mit der äußersten Mühe hatte er sich durch das dichte Fichten- und Wacholdergesträuch hindurchgearbeitet, ringsum nach einer Quelle spähend. Aber in dieser Wildnis fand sich nirgends ein Bach, nirgends eine Quelle, gierig hatte der lechzende Boden jeden Tropfen Wassers verschlungen, der vom Himmel auf ihn herabgefallen war.

Da endlich begrüßte ein enges Wiesenthal mitten im üppigen Föhrenwalde den heiligen Wanderer, und durch die düstern Waldhallen erschallten kräftige Hiebe eines Beiles. Aber auch hier waren leider nur Spuren eines versiegten Wassers. Die Begleiter Winfrieds murrten und schalten, aber der fromme Mann richtete ein brünstiges Gebet zum Herrn, der die Lilien auf dem Felde ernährt. „Gehet hin und forschet bei den Männern, die da Holz fällen, wo wir eine Quelle finden!“ Die Diener gingen und kamen nur um so trauriger zurück. „Herr, noch eine Stunde Weges haben wir zu wandern, da erst werden wir ein Bächlein antreffen. Aber ein guter Mann hat uns den letzten Trunk aus seinem Horne geboten, wir haben ihn für Dich aufbewahrt.“

Diese entsagende Liebe der Seinigen ließ Bonifacius' frommes Gemüt nicht ungerührt. Freundlich forderte er von dem mitgekommenen Bewohner des Thales das Trinkhorn, und den Blick nach oben gewendet, goß er, ohne zu trinken, den Inhalt des Hornes auf den trockenen Boden. Und siehe, da sprang eine helle Quelle lebendig hervor, klar und labend, als käme die Flut aus dem tiefsten Schoß der Erde. Und die Knechte tranken und stillten ihren Durst, und der Mann aus dem Thale staunte und eilte davon, die Kunde seinen Freunden und Bekannten zu bringen. Bald eilten die Thalbewohner erfreut und erstaunt herbei; Winfried predigte ihnen von

dem dreieinigen Gott, und taufte sie aus dem neuen Brunnenquell, den er ihnen zum Borne des Heiles weihte.

259. Die Bonifacius-Kirche zu Heilsberg.

Eine andere Sage lautet: Als der heilige Bonifacius mit seinen Gefährten in das Thal unter dem Viehberg gelangte, ließ er sein Pferd auf dem grünen Rasen weiden; das Pferd hatte einen wunden Fuß, scharrte mit demselben, und da entsprang plötzlich eine Quelle, von deren Wasser der Fuß des Rosses augenblicklich heil wurde. Bald bewährte sich des Heilbrunnens wunderwirkende Kraft auch an siechen Menschen, von nah und fern strömten die Bewohner der Gegend herbei, vernahmen die neue Lehre, welche Bonifacius ihnen verkündigte, ließen sich taufen, und siedelten sich dort an. So entstand das Dorf Heilsberg, wo nun Bonifacius eine Kirche begründete, die nach ihm noch heute den Namen führt, sowie die Gemeinde des Ortes das Bild des thüringischen Apostels in ihr Siegel aufnahm. Lange Zeit waren die Bauern von Heilsberg in Erfurt vorzugsweise zollfrei. An der oberen Kirchthüre zu Heilsberg fand sich ein großes Hufeisen angenagelt, welches Winfrieds Roß in der Quelle verloren haben soll.

An der Kirchenwand zu Heilsberg fand sich eine Steinschrift von hohem Alter, die niemand lesen konnte und noch bis heute niemand gelesen hat, so viele sich auch mit ihr abgemüht haben. Erfabelt wurde darüber zwar, daß zu der alten Bonifaciuskapelle in Heilsberg einst König Ludwig, Kaiser Karls Sohn, gekommen, hier gebetet und geboten habe, die Kapelle zur Kirche zu erweitern. Er soll das Gotteshaus reichlich begabt haben. Zum Andenken habe er eine Urkunde in Stein hauen lassen. Diese Steinschrift war bis zum Jahre 1816 alldort zu sehen, dann aber wurde sie ausgehoben und nach Weimar gebracht, wo sie in dem Großherzoglichen Bibliothekgebäude ihre gesicherte Aufbewahrung gefunden hat. Um diese deutsche Steinschrift entziffern zu lassen, wurde sie einem berühmten Gelehrten, der vortrefflich arabisch, türkisch und persisch verstand, und in Förderung orientalischer Litteraturkenntnis namhaftes Verdienst besaß, nach Wien geschickt. Die Lösung fiel völlig willkürlich, hypothetisch und widersinnig aus, man war aber so höflich, zu thun, als könne sie befriedigen, um nicht gegen diplomatische Formen anzustoßen, denn einer der berühmtesten Diplomaten hatte sie beim berühmtesten Orientalisten vermittelt, welcher letztere eben nicht altdeutsch, und auch nicht gothisch oder angelsächsisch verstand. Noch immer ist diese steinerne Rätselnuß zu knacken.

260. Ein Wunder des heiligen Bonifacius.

Auf der vormaligen Hochburg hauste zu Winfrieds Zeiten ein wilder Insasse, dem sein Ehegenoß ein blindes Töchterlein geboren hatte. Als das Kind zur schönen und sittsamen Jungfrau herangeblüht war, verliebte sich ein Jüngling in sie, und sie liebte ihn wieder. Es war aber dieser Jüngling einer von Bonifacius' Neubekehrten. Er sprach mit flammenden Worten die Lehre weiter, die er von dem Heiligen empfangen, aber jener rauhe Mann verlachte ihn und verbot ihm die Wiederkehr in sein Haus, wenn er von dem alten Götterdienst abfallen wolle. Der Jüngling klagte sein Leid dem frommen Gottesmann. Dieser war gern bereit zu helfen, und hieß den Bekehrten Wasser aus der neuen Quelle schöpfen, aus der er selbst und andere die Taufe empfingen, damit solle der Liebende nach einem brünstigen Gebete die Augen der Geliebten bestreichen. Augenblicklich wurde diese Jungfrau auch sehend und warf sich entzückt in die Arme des Geliebten; ihr Vater kam dazu, entbrannte in Zorn, und schon hing seine Schwertklinge drohend über des Jünglings Haupt, als Staunen und freudiger Schreck ihm das Schwert entwanden, da er die Tochter sehend fand. Nun glaubte auch er an die Kraft und an die Lehren des Wundermannes, und bekehrte sich zum Christentume.

261. Die Totenschauerin.

Auf dem Schlosse zu Rudolstadt lebte einst eine Prinzessin, welcher die unerfreuliche Gabe verliehen war, bei Trauerfällen des Herrscherhauses jedesmal statt der wirklichen Leiche, die eben auf dem Paradebette lag, die nächstfolgende darauf gebettet zu erblicken, mithin genau zu wissen, an wen nun zunächst die Reihe kommen werde. Obgleich die Prinzessin, wie jene hellenische Kassandra, sich ihres prophetischen Blickes nicht freuen konnte, so versäumte sie doch nie, wenn ein Glied ihres Hauses verschieden war, in den Sarg zu schauen. Doch nannte sie, um niemandem den Lebensgenuß zu verbittern, nie das nächstfolgende Todes-Opfer, sie verschloß vielmehr das traurige Geheimnis tief im Innern. Als sie so in wehmütiger Einsamkeit noch mehrere Verluste erlitten, mußte sie einmal, als die folgende Leiche — sich selbst erkennen. Ruhig blickte sie sich selbst als Leiche an, mit gefaßter Frömmigkeit gab sie ihren letzten Willen kund, und starb in christlicher Ergebenheit, die traurige Begabung mit in das Grab nehmend, die sich niemand wünschen wird.

262. Die weiße Prinzessin.

In dem gewölbten Thorwege, der auf den Rudolstädter Schloßhof führt, läßt sich zuweilen eine seltsame Gestalt sehen. Man freut sich nicht auf ihr Erscheinen, denn sie verkündet Trauriges, wie das Gewimmer der Eulen und das Picken der Totenuhr. Zu mitternächtiger Stunde tritt durch die eiserne Thüre, die in jenem Thorwege sich befindet, eine weiße Gestalt, ohne daß eine Angel sich regt. Mormorbleich ist ihr Gesicht, schneeweiß ihr Gewand, an der rechten Hand trägt sie einen schwarzen Handschuh. Geräuschlos schwebt sie die Stufen hinab; ihr Fußtritt weckt keinen Laut an der wiederhallenden Mauer, nur der lange weiße Schleier bläht sich im Luftzuge. Dann wandelt sie über den Schloßhof, und wenn sie langsam die Gallerie durchwandelt hat, verschwindet sie wieder, wo das Thor mit dem Schlosse zusammenstößt. Die Sage des Volkes will, es sei dies der Geist einer Prinzessin, Namens Christine, der diesen nächtlichen Umgang dann mache, wenn der Tod ein hohes Opfer fordere, wie fast in jedem anderen Fürstenhause die Erscheinung einer Ahnenfrau sagenhaft fortlebt. Der fürstlich schwarzburgische Stammbaum zählt mehrere Christinen auf.

263. Die hohe Warte.

Über dem kleinen rings von Bergen umgebenen Städtchen Teichel stand vor Zeiten ein Bergschloß, Hohe Warte geheißen. Darin hatte sich eine Raubrotte festgesetzt, die nannte das Volk vorzugsweise die B o s e n oder die Bösen. Diese Burg beherrschte das ganze Thal, und hatte die Aussicht auf Teichel, Amelstädt, wo vor Zeiten ein Nonnenkloster gestanden, und Teichröden herab, und die Räuber hatten namentlich auch in der Judasmühle einen Schlupfwinkel, indem sie da, wo die Bächlein Rinne und Hornitsch zusammenfließen, aus unterirdischen Gängen hervorbrachen, und den Wanderern vielfaches Weh zufügten, ja es soll von der Hohen Warte bis zur Judasmühle ein solcher unterirdischer Gang geführt haben. Diese Räuber waren so kühn und frech, daß sie der Angst des Volkes spotteten, und wenn sie einen Überfall ausführten, so thaten sie es mit dem Feldgeschrei: „Holla holla huscha! Das Land ist der Bosen!“ Da geschah es, daß Kaiser Rudolph nach Erfurt kam, und, wie man von Ilmenau erzählt, einen Zug gegen alle thüringischen Raubburgen thun ließ. Da ward auch, nicht ohne tapfere Gegenwehr, die Hohe Warte gewonnen und zerbrochen. Doch jenes Losungsgeschrei der Räuber, das Holla, holla huscha!

klang Jahrhunderte nach im Volksmund jener Gegend, und man hörte es bei allen Gelegenheiten, wo Tanzjubel oder Trunkenheit laut aufjauchzten.

264. Das Ritterfräulein zu Heilingen.

Auf der jetzt ganz verfallenen Burg zu Heilingen hauste weiland ein alter Ritter mit seiner einzigen Tochter. Nun freite ein benachbarter Ritter um das Fräulein, doch stand er dem Alten nicht als Eidam an. Das hinderte jedoch den jungen Herrn nicht, immer wieder zu kommen, weil er bei dem Fräulein um desto mehr in Gunsten stand. Zornig sprach der Alte einst: „Läßt mir der Fant das Gereite nicht, so schieße ich ihn das nächste Mal, wenn er wiederkommt, vom Pferde.“ Die Tochter versetzte darauf: „Vater! thut ihr das, so stürze ich mich vom Söller herunter! Seht wohl zu, was ihr thut!“ — Was geschah? Der fremde Ritter kam, der Heilinger Herr schoß hin, und Mann und Roß stürzten zusammen. Da stürzte sich auch das Fräulein mit einem Weheruf hinab. Der junge Ritter, dessen Pferd nur getroffen war, stand wieder auf, tot aber blieb das Fräulein und geht seitdem in dem noch übrigen Turme des Schlosses um, das bald darauf in Trümmer fiel.

Dort hütet sie die Weinschätze des Burgkellers, in welchem noch viele gute alte Jahresläufte lagern, und wandelt mit einem Schlüsselbunde umher, und begabt, gleich anderen solchen wandelnden Jungfrauen, Musikanten, oder junge Mädchen, die sich in ihrer Einfalt nach Wein hinauf in die öden Trümmer schicken lassen müssen, wie sie einst einer etwas blöden Bauerntochter that, die ihr Vater dorthin entsandte, weil sie in ihrer Unklugheit sagte, sie wisse den Keller. Sie ging und kam zurück und brachte richtig Wein, der schmeckte trefflich und schmeckte nach mehr, und des Bauers Zechgäste hellerten zusammen, daß sie noch einmal gehe. Das Burgfräulein gab der unklugen Maid noch einmal Wein, aber es sagte ihr auch, sie solle nie wagen, wieder zu kommen, der Kuh nütze nicht Muskate, und den Bauerngurgeln gehöre nicht solcher Wein.

265. Der Hirsch mit dem goldenen Geweihe.

Ein Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, sah einst im Traume einen Hirsch erscheinen, der trug ein goldenes Geweihe mit zwanzig seltsam gewundenen Enden, und diesen verfolgend kam er an ein schön geziertes Bauwerk über einem Brunnen, und am Brunnen saß eine wunderschöne, aber traurige Frau, doch als er

sich derselben tröstend nahte, schwand sie hinweg und der Fürst erwachte. Einige Zeit darauf sah er aus seinem Schloßfenster hinab in seinen Wildpark und erblickte jenen im Traume gesehenen Hirsch nun in der Wirklichkeit, ließ schnell satteln, schwang sich auf sein Roß und jagte dem Hirsche nach, dessen Spur ihn zu dem im Traume geschauten Brunnen leitete, und an diesem saß auch das wunderschöne traurige Frauenbild. Nachdem er flehend in sie gedrungen war, ihm ihren Kummer zu offenbaren, that sie dies in süß verschämter Weise, und er erbot sich darauf ganz in ihren ritterlichen Dienst. Bald darauf ward der Kurfürst geladen zu einem prunkenden Hoffeste, bei welchem die hehre Herrin ganz in Goldstoff gekleidet erschien, und mit einer Fülle der köstlichsten Edelsteine prangte, aber nicht that, als bemerke sie ihren heimlichen Ritter, bis das Fest zu Ende war, da berief sie ihn durch ein Zwerglein in den Garten, und empfing ihn unter einem Baume fröhlich und lachend, und begabte ihn mit einem weißen Schleier und einem Handschuh von ihrer Hand, und hieß ihn eine Meerfahrt thun gen Palästina, ihr zu ritterlichen Ehren. Der Kurfürst hatte wohl etwas anderes erwartet, fügte sich aber dennoch sauersüß in den Abschied und fuhr über Meer, nicht sonder große Fährlichkeit, auch Krankheit, doch tröstete den Herrn allewege das Andenken an seine Minnehulde, und er küßte statt ihrer selbst doch ihren Schleier und ihren Handschuh, und war nur schade, daß diese werten Stücke ihn nicht wieder küssen konnten.

Da nun der Fürst heimkehrte zu seiner Schönen, entsandte sie ihn wiederum auf weitere Ritterschaft an Höfe von Königen und von dem Kaiser und verhieß ihn, nach Jahresfrist wieder zu sich zu bescheiden.

Es war aber dieses wundersame Frauenbild kein anderes Wesen, als die große Berg- und Waldfee, die Trutinne Hulda, die versuchte den edlen Fürsten in ihr Zaubernetz zu locken, doch soll ihr dies mit nichten gelungen sein, wohl aber kennt man noch zwischen Jena, Mellingen und Magdala eine Stelle, an welcher jener kunstvoll gezauberte Brunnenpalast stand, und will auch noch zu Zeiten den Hirsch mit dem goldenen Geweihe im Morgen- oder Abenddämmer streifen sehen, bald mit, bald ohne seine dämonische Reiterin.

266. Der Riesenfinger.

Hoch über Jena erhebt sich der schroffe Hausberg, auf welchem einst stattliche Burgen standen, die den Grafen von Kirchberg ge-

hörten, aber jetzt fast ganz verschwunden sind. Aus früher Zeit klang auf die Nachwelt die Sage, einst habe ein Riesengeschlecht in dieser Gegend gehaust, und ein junger Riese habe sich beigehen lassen, seine Mutter, die ihm zum Zorne gereizt, zu schlagen. Alsbald sei das Haus über ihn zusammengebrochen und habe ihn bedeckt und erschlagen, aus dem Trümmerhaufen sei dann der Hausberg entstanden, dessen Gipfel entrage aber, ein Warnungszeichen für ewige Zeiten, des Riesen Zeigefinger. Dieser Finger ist der Fuchsturm, die hohe, weit sichtbare Warte des bedeutendsten der Kirchbergischen Schlösser. In diesem Turme saß einst der große Konrad von Wettin als ein Gefangener Heinrichs des jüngeren, Markgrafen von Meißen, den und dessen Mutter Konrad arg beschimpft hatte, indem er angab, Heinrich sei der Sprößling eines Koches. Und wo saß der Markgraf Konrad? Er saß in einem großen eisernen Käfig als eine rara avis, und der Käfig hing außen am Turme, und der Vogel wurde dort eine ziemliche Zeit gefüttert, bis Heinrichs Tod ihn erlöste.

Diese Hochwarte, der Fuchsturm, hat den späteren Namen zunächst von den Studenten Jenas erhalten. Einer der ersten Professoren dieser Hochschule war aus dem Schul-Rektorat zu Naumburg als Lehrer der griechischen Sprache nach Jena berufen worden. Derselbe hieß Brüschmann, und schrieb sich Brysomanus; er trug Sommer und Winter ein mit Fuchspelz verbrämtes Mäntelchen, die Studenten nannten ihn daher Schulfuchs, weil er von der Naumburger Schule gekommen war. Dann nannte man jeden einen Fuchs, der von der Schule ab- und zur Hochschule überging, und trieb mit ihm allerlei Neckereien, die zum Pennalismus ausarteten. Häufig wurde der Burgraum unter dem alten Turme zum Schauplatz dieser jugendlichen Thorheiten erwählt, und so entstand für den alten Turm der neue Name, der nun auch schon einige Jahrhunderte überdauert hat.

267. Die wandelnde Laterne.

Bei Camburg, einer Stadt im Saalthale zwischen Jena und Naumburg, lag vor Zeiten das Cyriakskloster, von diesem sollen Gänge bis unter den Dom zu Naumburg geführt haben. In der herbstlichen Zeit wandelt ein Licht, im Volke als „die Laterne“ allgemein bekannt, von der Stätte des Cyriaksklosters über die Saale hinüber, umwandelt drüben einen großen Bogen, und kommt dann wieder zurück. Im nahen Dorfe Leislau lebte einst ein reicher Mann, Vater eines einzigen Sohnes, welcher starke Liebesneigung

zu einem Mädchen geringer Herkunft faßte. Der Vater mißbilligte diese Liebe, und fuhr mit dem Sohne nach Naumburg, wo er ihn zwang, geistlich zu werden. Nach einiger Zeit wurde der junge Cleriker Mönch im Cyriaksklοster. Dort seiner Geliebten wieder näher, sann er auf öftere Vereinigung mit dieser, und entdeckte eine Fallthüre, die aus dem Kloster führte, die er hinter sich wieder verschloß. Mit einer Blendlaterne eilt er die Mönchsschöppe herab, am Saalufer eine kleine Strecke aufwärts, wo er einen Kahn weiß, und fährt zum Clausfelsen hinüber. Dort gelandet, steigt er zum Clausberg hinauf, wandert über die Höhe, und ist glücklich in den Armen seiner Geliebten, aus denen er nach einigen Stunden auf gleichem Wege wieder heimlich in sein Kloster zurückkehrt.

Immer waren dem jungen Mönche diese nächtlichen Wanderungen geglückt, einst aber, bei seiner Rückkehr wollte es das Unglück, daß die schwere Fallthüre wieder zu und ihm die Hand abschlug, in welcher er die Laterne hielt. Man fand ihn am anderen Morgen verblutet, tot auf der Treppe des geheimen Ganges, aber die rechte Hand samt der Laterne war verschwunden. Sie ist es, welche die nächtliche spukhafte Erscheinung nun alljährlich hervorbringt; viele haben sie schon gesehen, und niemand bezweifelt dieselbe.

268. Der Name von Aue.

Da wo jetzt das kleine Dörfchen Aue, im Meiningischen Amte Camburg gelegen, steht, erblickte man sonst nur eine einfache Kapelle mit einem weit und breit berühmten Marienbilde mit der Inschrift Ave Maria und daneben zwei Gasthäuser, die den zahlreich dorthin wandernden Pilgern zur Herberge dienten. Man nannte die Kapelle mit samt den beiden Gasthöfen gewöhnlich nur Ave Maria von dem Muttergottesbilde oder auch blos Ave, und als später die Wallfahrten nach diesem aufhörten und sich mehrere Bauern aus der Umgegend dort ansiedelten, so daß allmählich ein kleines Dorf entstand, wurde der alte Name beibehalten; aber man sprach ihn anders aus, nämlich nicht Ave, sondern Aue und daher rührt der Ursprung und Name dieses Dorfes.

269. Der Merseburger Rabe.

Beim Dome zu Merseburg wird beständig ein lebendiger Rabe gehalten. Einen solchen Raben hielt zu seinem Vergnügen Thilo von Trotha, Bischof von Merseburg. Der Rabe stahl nach

Rabenart, und schleppte auch einen kostbaren Goldring des Bischofs mit edlem Stein in sein nahes Nest auf dem Schloßturme. Der Bischof, ein jähzorniger Herr, hatte seinen Kammerknecht im Verdachte des Diebstahls, ließ diesen, da er läugnete, foltern, und da er durch die Folter gezwungen, endlich gestand, hinrichten. Der arme alte Diener hob flehend seine Arme gen Himmel und rief Gott an, seine Unschuld zu offenbaren. Bald nach Vollziehung des grausamen Urteils warf ein Wind das Rabennest vom Turme, da fand sich neben vielen glänzenden Kleinodien und Tand auch des Bischofs Ring. Darauf erfaßte den Bischof tiefe Reue. Er änderte sein Wappen, und setzte einen Raben mit dem Ring im Schnabel in das Schild und auf den Helm, auf letzteren daneben noch zwei zum Himmel erhobene Arme und Hände; dann machte er eine Stiftung, daß fort und fort ein lebender Rabe solle gehalten werden, ihn und seine Nachfolger an die Unglücksthat zu erinnern — und überall wurde das neue Wappen angebracht, selbst auf des Bischofs ehernem prächtigem Grabmale.

270. Die Frau von der Weißenburg.

In zweifacher Weise deutet die Gegend um Naumburg wieder nach der romantischen Frühe der Thüringer Landgrafenzeit hin, und will ein Sagenwanderer, statt der Saale ferner zu folgen, lieber der in diese dort einfließenden Unstrut entgegenziehen, so betritt er einen Boden, über den noch immer ein Klageton um das einst so reiche und große, und dann für immerdar in Trümmern geschlagene Königreich Thüringen hinzittert.

Ludwig, der zweite Graf von Thüringen, des Bärtigen Sohn, hatte seinen Länderbesitz durch Ankauf der Herrschaft Sangerhausen, in der güldenen Aue, vermehrt, und eine Frau genommen, deren Stolz und Hoffart ihm so unerträglich war, daß er sich ihrer bald wieder entledigte. Nun wieder ehelos geworden, zog der Graf umher, gastete da und gastete dort, und so war er einst auch bei Mezelin, einem Grafen zu Nebra, der ein reiches Gastmahl gab, und auch den Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, der auf der unfernen Weißenburg beim Dorfe Scheiplitz wohnte, samt dessen Ehegemahl, eingeladen hatte. Diese Frau, Adelheid geheißen, war über alle Maßen schön und Graf Ludwig wurde in heller Minne zu ihr entzündet, tanzte viel mit ihr, und gewann ihr das Herz ab. Später besuchte Ludwig die Pfalzgräfin bei ihres Mannes Abwesenheit, und da wurde ein sehr untreuer Rat ausgesonnen, und bald darauf auch

in solcher Weise ausgeführt, daß, als der Pfalzgraf im Bade saß, Graf Ludwig so nahe auf seinem Gebiete jagte, daß der erstere dessen Horn erschallen hörte, und als er erzürnt fragte, wer der kühne Jäger sei, so nannte Frau Adelheid des Grafen Namen und trieb den Gemahl an, solchen Schimpf nicht zu dulden. Da warf der Pfalzgraf über sein Badehemd nur einen Mantel, und schwang sich auf ein Roß, und jagte Ludwig nach und schalt ihn heftig, mochte wohl auch außer der nächsten Ursache deren mehr zu Groll und Grimm im Herzen haben. Ludwig aber drehte sich um und durchrannte den Pfalzgrafen mit seinem Jagdspieß, daß er gleich tot vom Rosse fiel.

Lange nachher hat an jener Stelle ein Denkstein dieser That gestanden, und noch länger ist ein Lied auf dieselbe im Munde des Volkes gewesen. Graf Ludwig aber freite die schöne Pfalzgräfin Adelheid, welche nun die Stammmutter aller nachfolgenden Landgrafen von Thüringen wurde, und erbaute das Städtlein Freiburg an der Unstrut und über demselben die Bergfeste Neuenburg, wie derselbe auch das alte zerstörte Eisenach wieder erneute und die Wartburg erbaute.

271. Der Sprung vom Giebichenstein.

Obgleich Graf Ludwig mit der neu gewonnenen Gemahlin Adelheid, der vormaligen Pfalzgräfin von Sachsen, einer geborenen Markgräfin von Stade, sehr glücklich lebte, so war er doch von den Verwandten des getöteten Pfalzgrafen bei Kaiser und Reich hart verklagt; indessen hatte Kaiser Konrad, der Salier, der schon seines Vaters, des Bärtigen Landgrafen, Freund und Verwandter gewesen, auch Graf Ludwig den Sohn immerdar zu schützen gesucht; als aber Kaiser Konrad gestorben war, und sein schon bei des Kaisers Lebzeiten zum römischen Könige gewählter Sohn, Heinrich, als der dritte Kaiser dieses Namens, die Krone des deutschen Reiches auf seinem Haupte trug, der ohnedies mit Sachsen und Thüringern im Kriege begriffen war — so gab es für den angeklagten Grafen Ludwig kaum noch eine Zuflucht, und endlich wurde er eingefangen, und auf die feste Burg Giebichenstein, nahe bei Halle, gesetzt, und allda in sicherem Gewahrsam gehalten. Und da der Kaiser außer Landes umfuhr, so dauerte die Haft des Grafen, ohne daß an Fällung eines richterlichen Schiedsspruches zu denken war, sehr lange, schon fast drei Jahre, und der Gefangene sehnte sich sehr nach der Frau, wie nach der Freiheit. Sechs Ritter mußten den Grafen tagtäglich bewachen, und es drang zu ihm die Kunde,

er solle ob seines Pfalzgrafenmordes hingerichtet werden. Da stellte er sich krank, bestellte sein Seelgeräte und sein Haus, sandte durch einen erbetenen Schreiber seiner Gemahlin Botschaft, machte sein Testament, zog sein Sterbehemd an, und hüllte sich, da er über starken Frost klagte, in viele Mäntel, und war so matt, daß er an einem Stabe ging, und ächzte, und legte sich in das offene Bogenfenster seines Turmgemaches, das steil über der Saale hing, und sonnte und sömmerte sich, während seine Wächter sich mit dem Brettspiel die Langeweile solcher Gefangenwacht vertrieben. Und wie der Graf sah, daß ausgeführt ward, was er heimlich befohlen, daß sein Diener unten am Saalstrome hielt und sein weißes Leibroß, der Schwan genannt, gleichsam wie zur Schwemme, in die Saale ritt, auch zwei Fischernachen auf dem Strome fuhren, da wünschte er seinen Wächtern alles Liebes und Gutes, schnellte sich aus dem offenen Turmfenster auf den Vorsprung der Felsklippe, schrie: „Jungfrau Maria, hilf Deinem Knechte!“ und sprang von der Klippe in den damals dicht unter ihr vorbeiziehenden Saalstrom; die Mäntel schirmten ihn im Fall, er fiel nicht hart in das Wasser, die Nachen waren zu seiner Hülfe zur Stelle, dann bestieg Ludwig den Schwan, gelobte dem heiligen Ulrich zu Sangerhausen, wohin er den eiligen Fluchtritt lenkte, eine schöne Kirche, und kam glücklich und wohlbehalten alldorten an, während seine bestürzten Wächter auf Burg Giebichenstein im recht eigentlichen Sinne des Wortes „das Nachsehen“ hatten.

272. Die Saalnixen.

Die Stadt Halle an der Saale, in deren Nähe die Trümmer des alten Bergschlosses Giebichenstein noch immer die Gegend schmücken, ist von alters her berühmt durch ihre reichen Salzquellen, und der dicht an ihr vorbeifließende Saalstrom ist von einer Nixe bewohnt, oder von mehreren. Allgemein geht die Sage, daß auch dort die Saale, wie zu Jena, alljährlich ein Menschenleben zum Opfer fordere, sicherlich Nachhall der Erinnerung an Menschenopfer, die in der Heidenzeit den Gottheiten der Elemente dargebracht wurden. Auch dort ist die so weit verbreitete Sage von einer Wehmutter, welche bei nächtlicher Weile ein Nichus, daraus später das Wort Nichs, Nix, sich gebildet hat, abrief und abholte, um einer Wöchnerin beizustehen. Sie wurde unter das Bett der Saale geführt, entband dort ein Nixenweiblein, und wurde von demselben gewarnt, von ihrem Manne irgend eine Gabe anzunehmen, vielmehr die schutzkräftigen Kräuter Dosten und Dorant, die jene schon zur

Abwehr gegen teuflischen und dämonischen Zauber bei sich trug, wohl in Händen zu halten und zu bewahren. Der alte böse Nichus versuchte die Wehmutter auf dem Rückwege mit allerhand, er bot ihr Brot, Geld, Linnen — die Wehmutter wies alles zurück, und so mußte der Nichus sie wohlbehalten wieder nach Hause zurück geleiten, was ihm bei seinem tückischen Wesen außerordentlich ärgerlich war.

273. Der Kaiser Friedrich.

Kaum ist, neben der Wartburg, ein thüringisches Bergschloß mehr und schöner von der Sage des Volkes gefeiert, als die Burg Kyphausen oder Kyffhausen, ja selbst die deutsche Mythe schmückt diesen wundersamen Bergscheitel und seine Umgebung, und erhebt ihn zu einem ihrer Träger, zu einer der weit von einander gelegenen Säulen ihres großen Tempels, die durch ganz Thüringen vereinzelt stehen. Wilde Heerzugsage, Zwergsage, Rittersage, Bergwerks- und Venezianersage, alle sind hier vereinzelt zu finden, und zwar wundersam durcheinander gemischt. In den Vordergrund aller aber tritt die Sage von dem in den Schoß des alten Bergschlosses verzauberten Kaiser. Das war Friedrich I., zubenannt der Rotbart, der war vom Papst in den Bann gethan, und las kein Priester mehr ihm die Messe, und that sich keine Pforte einer Kirche oder Kapelle vor ihm auf, so gewaltig war zu seiner Zeit die geistliche Macht, und wäre derselben auch nichts lieber, als wiederum so gewaltig zu werden. Da mochte der Kaiser Friedrich nicht mehr auf der Welt sein, und legte ein Gewand an, das ihm aus dem Lande India verehrt worden, nahm ein Fläschchen mit duftendem Wasser zu sich, bestieg sein Lieblingsroß, und ritt in einen dunkeln tiefen Wald, und es folgten ihm nur wenige seiner getreuen Wappner. Im Walde drehte Kaiser Friedrich ein Wunschringlein, das er am Finger trug, und wünschte sich weg von der Welt, und entschwand dem Angesichte der Seinen, und ward nie wieder gesehen. Nach anderer Sage aber habe er seine Wappner und auch seine Tochter und deren Hoffräulein, auch manchen Gezwerg allzumal mit hinab gewünscht in einen Berg, und das sei der Kyffhäuser, wiewohl auch Berge anderer Länder als der Sitz des unterirdischen Kaiserhofhaltes genannt werden, so der Untersberg bei Salzburg in Österreich, ein Berg bei Kaiserslautern und noch andere. — Schon in frühen Zeiten nach des Kaisers Verschwinden sagten alte Leute, Kaiser Friedrich lasse sich zu Zeiten sehen, als ein Waller oder Pilgrim, etwa wie der ewige Jude, oder es seien ein-

zelne Menschen von Gezwergen in den Schoß der unterirdischen Kaiserburg hinabgeführt worden, die haben den Kaiser im Halbschlummer träumend nicken sehen, an einem Steintische sitzend, um dessen Fuß sein roter Bart schon zweimal herumgewachsen. Und der Kaiser habe selbst gesagt, er harre einer Zeit: wann sein roter Bart zum dritten Male um den Stein reiche, und die Raben nicht mehr um die graue Warte der Kaiserburg fliegen würden, da wolle er aufstehen und wiederkehren, und aufs neue gewaltig werden. Des deutschen Reiches versunkene Herrlichkeit wolle er dann glorreich erneuern, — er wolle das thun, daß andere es machen sollten, irgendwo, das hat er nicht gesagt — er wolle das heilige Grab aus Heidenhand befreien, die Übermacht des Pfaffentums störend brechen, und nach einer großen Siegesschlacht seinen Schild hangen an den Ast eines dürren Birnbaumes, der dann wieder üppig grünen solle. Er wolle das Reich an Frieden reich machen, treu seinem Namen, für alle gleiches Recht erstreiten. Und gar oft, so ging die fernere Sage, habe der alte Kaiser, wenn jemand von der Oberwelt ihm genaht, gefragt, ob die Raben noch um den Turm fliegen? und wenn, wie immer, die Antwort lautete: „Ja, sie fliegen noch“, so habe er seufzend geantwortet: „So muß ich aber hundert Jahre schlafen!“ — und sei alsbald wieder in seinen Zauberschlummer versunken. Das Volk aber harrte von einem Jahrhundert zum andern treugläubig auf des alten Heldenkaisers Wiederkehr, und gab der grauen, rabenumflogenen und sturmumbrausten Warte seinen Namen: Kaiser Friedrich.

274. Der Hofhalt im Kyffhäuser.

Des Volkes Glaube übertrug das, was es von der Verzauberung Kaiser Friedrich I., des Barbarossa, in seiner Seele festhielt, auch auf Kaiser Friedrich II., bildete mehr und mehr die Mär über beide aus, und hier war es nun, wo es uralt überkommenes Mythentum mit seiner eigenen Anschauung und neuer Sage verschmolz. Die deutsch-nordische Sage vom Wode und seinem wütigen Heere hatte sich im Braunschweiger Lande verjüngt und in der Person eines Oberjägermeisters Hans von Hackelnberg einen wilden Jäger gefunden; in der dem Kyffhäuser ganz nahe gelegenen Grafschaft Stolberg ist außerordentlich viel vom wilden Jäger die Rede, bald ists der Hackelnberg, bald nennt man ihn ohne einen besonderen Namen. Er jagt, von vielen Dachshunden begleitet — an verschiedenen Orten hat er verfaulte Pferdelenden aus der Luft herabgeworfen, auf dem „Rübelande“ jagt er „Frauen“

aus dem Holze, wie er im Voigtlande die Moosweibel, auf dem Riesengebirge die Rüttelweiber, im bayerischen und österreichischen Hochgebirge die seligen Fräulein jagt. Des Hackelnbergs Begleiterin läßt die Harzsage die plärrende Nonne Tutosel sein, auch sie ist nur Verjüngung der Frau Holle. In der Grafschaft Stolberg aber ist letztere, wenn auch unter verwandeltem Namen, in ihr Recht teils als wilde Heerzugführerin oder Begleiterin, teils als dämonische Spinnefrau eingesetzt, sie heißt dort „die Wulle“, „die Fru Rolle“, „Fru Holle“; um Ilsenburg aber „Fru Friên“ (Nachhall von Freia), und geht auf die Freite. „Fru Frèe mit dem groten Dume“ heißt sie in einem Kindermärchen jener Gegend, und es kann gar nicht fehlen, daß sie samt dem Heereszuge auch über das Kyffhäuser Gebirge schwebte. Aber da hat die stets verjüngende Sage sie neu verwandelt, da ist sie des Barbarossa schöne Tochter oder Nichte, die mitverzauberte Prinzessin, welche gefolgt von ihren Hoffräulein auf weißen Pferden nachts über das Gebirge schwebt. Aber auch bei diesen hat es die Sage nicht bewenden lassen, sondern stets bemüht, alte Überlieferungen umzugestalten, läßt sie Raubritter auf Burg Kyffhausen wohnen, welche sich Fräulein rauben, und mit diesen auf die Jagd reiten. Diese sieht man noch in hellen Nächten auf schneeweißen Pferden über den Berg reiten, aber es ist nicht gut, ihnen zu begegnen.

275. Bergentrückungen in den Kyffhäuser.

Zu dem sich selbst in den Schoß des Kyffhäusers verwünscht habenden Kaiser Friedrich wurden nicht selten Bewohner der Oberwelt zeitweilig, länger oder kürzer, entrückt. Die Sagen davon sind nächst den mythischen die ältesten der Kyffhäusersagen. Ein junger Schäfer hütete auf der Höhe der Burgtrümmer seine Herde, gedachte des alten Kaisers mit Wehmut und spielte ihm auf seiner Schalmei ein höfisches Liedlein auf. Da hob sich aus Gebüsch und Felsklippen ein greises Haupt mit Ehrfurcht einflößenden Zügen und fragte: „Sprich Knabe, wem hast Du mit Deinem Schalmeienstücklein zu Ehren hofiert?“ — „Das hab' ich Kaiser Friedrich zu Ehren gethan!“ antwortete der Schäferknabe. „So folgt mir, auf daß Dein Lohn dafür Dir werde von dem Herrn!“ sprach die Greisengestalt, und nicht ohne Zagen folgte ihr der Hirt nach. Der Weg führte bald viele Stufen hinab, endlich sprang drunten dröhnend eine metallene Thür auf, und der Knabe trat in eine Halle voll reicher Schätze an Gold, edlen Steinen und Waffen, und eine Schar Gewappneter stand da in voller Rüstung, die neigten sich vor

dem Greise, und nun nahm der Knabe mit Schauer wahr, daß der Rotbart selbst sein Führer gewesen. Der aber sprach zu den Rittern: „Dieser Knabe hat uns geehrt.“ — Und dann zeigte der Kaiser dem Hirten allen Glanz und alle Pracht der Halle, und allen Reichtum, und fragte ihn: „Welchen Lohn begehrst Du?“ — „Keinen!“ antwortete der Knabe. Da brach der alte Kaiser von einem goldenen Handfaß einen Fuß ab, und sprach zum Knaben: „Nimm das und gehe, und sage droben, daß uns der Herr erlösen wird aus diesem Banne, wann die Zeit sich erfüllet, und dann soll das deutsche Reich frei werden und das heilige Grab erlöst aus des Türken Hand.“ — Der Knabe kam aus dem Berge und wußte nicht wie.

Ein anderes Mal hatte ein anderer Hirt seine Schafherde weit herauf an den alten Kaiser Friedrichsturm getrieben, und pfiff sich auch ein fröhliches Stücklein auf seiner Schalmei, daß es weithin schallte; da stand plötzlich ein Zwergmännlein vor ihm und fragte ihn, ob er wohl Lust trage, ihm zu folgen in die unterirdische Burg, und dem verzauberten Kaiser auch solch ein hübsches Stücklein vorzublasen? Dazu war der Schäfer gar willig und folgte dem Zwerge durch das Mauergeklüft, kam auch mit ihm in eine weite Halle, und sah den alten Barbarossa am runden Steintische schlummernd und mit den Augen zwinkernd sitzen, und hörte denselben fragen: „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ Und da der Schäfer diese Frage bejahte, so seufzte der Kaiser tief und schwer, und gab die schon erwähnte Antwort. Hierauf wurde der Schäfer durch den Zwerg wieder zur Oberfläche geführt, nachdem er sein Liedlein gespielt, ohne etwas dafür zu erhalten. Wie er aber nach seiner kleinen Herde sah, so erstaunte er, denn es waren hundert Stück über die Zahl, die nun alle *sein* Eigentum waren und ihn reich machten.

Hier, bei diesen beiden in den Berg Entrückten währte die Zeit der Entrückung nur eine kurze Frist, bei andern erstreckte sie sich weiter. Ein Ziegenhirt aus Sittendorf trieb auch gern seine Herde ganz hoch hinauf in die Turmnähe, und nahm wahr, daß eine seiner Ziegen sich stets von der Herde verlor und zuletzt nachkam, wenn er schon hinweg war und heimwärts trieb. Da beobachtete der Hirt die Ziege und fand, daß sie durch eine Mauerspalte verschwand, und als er dies sah, zwängte er sich ebenfalls hindurch und hinab. Drunten stand die Ziege in einem Gewölbe und fraß begierig Haferkörner, die von der Wölbung der Decke herab rieselten, auch hörte der Hirt über sich Stampfen und Wiehern von Pferden, und merkte wohl, daß er unter einem Pferdestalle stehe, verwunderte

sich aber bloß, woher hier die Pferde und der frische Hafer kommen sollten? Gleich darauf erschien ein Knappe, der winkte dem Hirten, ihm zu folgen und führte ihn über einen ummauerten Hof. An diesem Orte erblickte der Ziegenhirte 12 Ritter beim Kegelspiele, wie jener auf dem großen Hermannsberge im Thüringerwalde, und der Knappe bedeutete ihn, den Spielenden die Kegel aufzusetzen, was auch der Hirt, Peter Klaus war sein Name, that, und sich aus einer Kanne voll Weines stärkte, die nicht leer wurde, er mochte trinken, so viel er wollte. Und als das Spiel vorüber war, hatte der Peter Klaus sich so mächtiglich gestärkt, daß er eingeschlafen war. Endlich wachte Peter Klaus auf, und fand sich außerhalb auf der Trümmerstätte liegen, da war das Gras höher denn sonst, und kleine Sträuchlein waren Bäume geworden. Peter Klaus pfiff seinem Hunde, aber es kam kein Hund. Er sprang auf vom Boden und sah nach seiner Herde, aber es war keine Herde da. Nun stieg er hinab nach Sittendorf, wo ihm bald Leute begegneten, die er aber nicht kannte, und sie schienen ihn auch nicht zu kennen, denn er sah nichts weniger als jung und anständig aus, und hatte einen Bart wie der ewige Jude. Er kam sich vor wie verhext, und ging auf das Hirtenhaus zu, dort saß ein Hirtenknabe vor der Thüre, der ihn nicht kannte, und ein alter, magerer, knurrender Hund. Leute umdrängten ihn, er fragte nach alten Bekannten, — die waren längst gestorben oder weggezogen. Endlich erblickte er ein junges Weib mit ein paar Kindern und da stellte sich heraus, daß das seine Tochter war und ihre Kinder seine Enkel, und daß er, der Peter Klaus, vor zwanzig Jahren zum letzten Male die Herde auf den Kyffhäuser getrieben habe und seitdem nicht wieder gekommen sei.

276. Das alte Brautpaar.

Ein Beispiel noch längerer Bergentrückungen that sich kund an einem jungen Brautpaare aus Tilleda, das Hochzeit feiern wollte, aber nicht einmal so viele Gerätschaften besaß, um einigen geladenen Gästen das Essen auftischen zu können. Da sprach der Vater der Braut halb im Scherz zu den Brautleuten: „Ei geht doch hinauf auf den Kyffhäuser und borgt euch was von der verzauberten Prinzessin.“ Und die jungen Leute gingen wirklich hinauf und oben trafen sie auch schon die Prinzessin an, als habe sie ihrer geharrt; sie winkte beiden, ihr in den Berg zu folgen. Da bekamen sie so viel Gutes an Essen und Trinken vorgesetzt, daß das reichste Hochzeitmahl in Tilleda nicht stattlicher hätte ausgerichtet werden können, und wurden beladen mit so viel Hausrat, daß sie ordentlich

schwer davon zu tragen hatten, als sie frohen Herzens den Berg verließen, und wieder herunter nach Tilleda stiegen. Aber gar seltsam erging es ihnen da. Der Ort war ganz verändert, so daß sie meinten, sich in ein fremdes Dorf verirrt zu haben. Das Häuschen des Brautvaters stand nicht mehr, an seine Stelle war ein großes Ökonomiegutshaus erbaut. Die Leute hatten ganz andere Tracht, und staunten sie ob ihrer seltsam uraltmodischen Tracht an. Da kam auch der Geistliche des Ortes und sprach liebreich mit ihnen, und fragte sie, woher sie denn kämen? Das Brautpaar sagte ihm, daß es ja erst heute nachmittag hinauf zum alten Friedrich spazieren gegangen, und wüßten nicht, warum alles in Tilleda so anders wäre und lauter fremde Menschen? — Der Pfarrer hieß beide mit ihm gehen, und schlug nach im Kirchenbuche, und da stand es, daß vor 200 Jahren ein junges Brautpaar hinauf auf den Kyffhäuser gegangen und niemals zurückgekehrt sei. Da weinten die so alt Gewordenen und ließen sich vom Pfarrer einsegnen, und suchten den Kirchhof auf, wo ihre Verwandtschaft von 200 Jahren ruhte, und blieben dort allein, denn das junge Geschlecht scheute sich vor den beiden Alten, und nach drei Tagen fanden sich auf dem Kirchhofe die Leiber und Gewänder beider in Asche zerfallen.

277. Der Schmied von Jüterbogk.

Jener Schar, welche die Sage selbst zu Kaiser Friedrich hinabgewünscht und hinabgerückt hat in den Schoß des Kyffhäuserberges, bestehend aus der Prinzessin und ihren Fräulein, nächtlichen Schimmelreiterinnen, zum Teil auch Wunderblumen-, Schätze-, und vornehmlich Flachsknottenhüterinnen (wo der Flachssamen immer wieder auf die urgermanische Holle und ihren Dienst deutet), — aus Zwergen, teils zum Hofgesinde des Barbarossa gehörig, vornehmlich aber Bergwichtel, Bergmännlein, aus Rittern, die gleich den Riesen der Ur-Sagen Kegel schieben, aus Mönchen endlich, die späterer Zeit entstammen, in welcher auf dem Berge eine Wallfahrtskapelle stand — gehört auch eine vereinzelte Gestalt, wie im Hörselberge der getreue Eckart, das ist der Schmied von Jüterbogk, von dem ein Kindermärchen Ausführliches erzählt. St. Petrus, der heilige Apostel, erlaubte diesem wackeren Schmied, der Kaiser Friedrichs Rüstmeister war, drei Wünsche, welche dieser auch that, so daß er Macht gewann über Tod und Teufel, und ein nie versiegendes Lebenselixir in Gestalt eines guten Bittern — aber eins hatte nur der Schmied vergessen zu wünschen, nämlich: die ewige Seligkeit. Daher blieb ihm der Himmel verschlossen, und als

er in die Hölle wollte, riegelte der Teufel ihm diese vor der Nase zu, denn der Schmied hatte dem Teufel einmal so arg mitgespielt, daß derselbe sich grausam vor ihm fürchtete, und ließ ihn daher durchaus nicht in sein Reich. Auf der Erde gefiel es aber dem Schmied von Jüterbogk auch nicht mehr, und so wünschte er sich hinab zu Kaiser Friedrich in den Kyffhäuser und beschlägt nun drunten die Pferde der Prinzessin und der Fräulein, und der Ritter mit goldenen Hufeisen.

Daß auf dem Kyffhäuser die Sage ihre Glücks- und Wunderblumen nicht selten blühen läßt, liegt im ganzen Wesen des mythischen Zaubers, der den Berg, ja das ganze kleine Kyffhäusergebirge umfließt, doch sind diese Sagen allbekannt.

278. Bergschätze im Kyffhäuser.

Von Schätzen, großen und reichen, im Schoße des Kyffhäusers ist der Sagenmund seiner ganzen Umgegend noch immer voll. Auch in diese Kunden, abgesehen von denen über den Reichtum, der den alten Barbarossa in seiner unterirdischen Halle umgiebt, mischt sich Altüberkommenes und das, was an ähnlichen Sagenbergen sich wiederholt. Auch hier ein Ritterkeller, aus welchem ein Mägdlein guten Wein holt, gleich jener Dirne an dem großen Hermannsberge; einen Wein, der köstlich schmeckte. Da der ganz herunter gekommene Schenkwirt des Ortes von diesem Ritterwein hörte, und von den wiederholten Gängen des hinauf gesandten Mägdleins, schlich er nach, allein für diesen Vorwitz wurde ihm sehr übel durch allerlei Geisterspuk, der sich rings um ihn erhob, mitgespielt. Endlich kam ein grauer Bergmönch, der schleppte den zum Tode bereiten Mann eine Treppe empor, legte ihn an einer Mauerwand nieder, steckte ihm ein Stück Geld in die Hand, und verschwand. Ächzend schleppte sich der Schenkwirt nach Hause, mußte sich gleich legen und war nach drei Tagen eine Leiche. Das Geld des Mönchs reichte just hin zu den Kosten der Beerdigung des Vorwitzigen.

Daß die Sage Mönche auf den Kyffhäuser bringt, kommt von der berühmten Wallfahrt, die einst zu einer Kapelle und zu einem hölzernen Kreuze in derselben stattfand, welche Kapelle Graf Heinrich XXIII. von Schwarzburg erbaut und mit vielem Ablaß hatte begeben lassen. Als Wallfahrt und Kapelle in Folge der Reformation eingegangen waren, verbreiteten sich erst recht die Nachrichten von Schätzen, die da droben vergraben sein sollten, und es kamen Venetianer, Bergleute, Kurgänger und Schatzgräber zu Hauf, um diese vergrabenen Schätze zu heben, oder auch um die Erze im

Bergesschoße aufzufinden und abzubauen. Ein Bergmann fand auf dem Kyffhäuser einen Mönch sitzen, hart am alten Turme, der in einem Buche las und ihn dann in den Berg führte, wo sie in lange Gänge kamen, die mittelst der Springwurzel, welche der Mönch in der Hand hielt, ihre verschlossenen Thüren öffneten. Zuletzt kamen beide an eine silberne Thüre, an welche der Mönch dreimal klopfte, worauf auch diese alsbald aufsprang, und der Bergmann den alten Barbarossa sitzen sah, mit seinem durch den Steintisch gewachsenen Barte, der bis zu den Füßen hinabreichte. Der Bergmann empfing von dem Mönche zwei Stangen eines unbekannten Metalles, die lange in des ersteren Familie aufbehalten blieben.

279. Das Ratsfeld und die Rotenburg.

Wenn man vom Kyffhäusergipfel nordwärts schreitet, in der Richtung nach der Rotenburg zu, dann aber sich links hält, so kommt man auf eine Fläche, auf der eine Art Jagdschloß steht, das ist das Ratsfeld. Auf dem Ratsfelde soll der dürre Birnbaum stehen, der wieder grünen wird, wann dereinst der alte Kaiser Friedrich aufsteht und aus dem Bergesschoße hervortritt, und an diesen Birnbaum wird er seinen Schild hängen, wenn er die große Siegesschlacht geschlagen hat.

Der gerade Weg vom Kyffhäuserdenkmal führt nach der tiefer liegenden Rotenburg, einst ein stattliches Schloß, schon im 11. Jahrhundert von Grafen von Beichlingen erbaut. In den Trümmern dieser Burg fand man das unförmliche Erzgebilde in Gestalt eines pustenden Knaben, welches man Püsterich genannt und über welches man erstaunlich viel geschrieben hat. Dieses alte Zeugnis von der Erzgießekunst der frühen Vorfahren hat man lange Zeit für ein deutsches oder slavisches Götzenbild gehalten. Ein deutsches war dasselbe auf keinen Fall, denn die Germanen hatten keine sogenannten Götzen, und folglich auch kein Götzenbild, und daß das alte Metallgerät slavischen Ursprungs, kann durch nichts bewiesen werden. Mit großer Leichtgläubigkeit aber haben deutsche Gelehrte diesem Püsterich in sogenannten deutschen Mythologien eine Stelle als thüringischen Feuergott angewiesen.

Vom Ratsfelde und von der Rotenburg geht manche Spuksage. Wildsauen wurden in nächtlicher Weile zahlreich erblickt, die ein Mägdlein lockte, allein wenn ein Jäger nach einer dieser Sauen schoß, zerflossen alle in Luft. Auch an Schätzesagen ist die Rotenburg reich, fast so reich wie der Kyffhäuser.

280. Heiligenstadt.

Heiligenstadt, die Hauptstadt des Eichsfeldes, bewahrt uralten Ruhm. Es geht die Sage, daß schon der Frankenkönig Dagobert, von einer schlimmen Aussatzkrankheit befallen, in dieses Landes Einöde gezogen, vor aller Welt sich zu verbergen, nachdem er die Regierung seinem Sohne und treuen Räten übertragen, und daß er in dieser Gegend eine Kapelle erbaut, und sie der heiligen Jungfrau und Sankt Petrus geweiht habe. Auf einem Jagdgange ermüdet, legte sich König Dagobert in das Gras des Waldes, und entschlief. Und als er erwachte, fand er, daß überall, wo des Grases Tau seinen Körper benetzt hatte, der Aussatz hinweggeschwunden war. Freudig kündete der König seiner Gemahlin, die ihn begleitet hatte, dieses Wunder, und auf ihren Rat wiederholte er den Schlummer im taufeuchten Waldgras, und ein Traum offenbarte ihm dann, daß da, wo er geruht, die Gräber zweier Heiligen, Aureus und Justinus, befindlich seien, welche zu Mainz dem Gefängnisse, in das König Etzel oder Attila sie hatte werfen lassen, entkommen waren, leider aber nur um noch größere Verfolgung und Pein zu erdulden und um endlich nach vielen von ihnen geschehenen Wundern hier Märtyrertod und Grab zu finden. Da sprach König Dagobert, der nun völlig heil geworden: „Hier ist der Heilung und der Heiligen Statt", ließ den Wald fällen, über der Heiligen Gräber ein Münster bauen, das er unter den Bischofssitz Mainz stellte, ordnete 12 Chorherren hinein, und nach und nach entstand eine Stadt daselbst, welcher der Name Heiligenstadt verblieb, abgeleitet von jener heiligen Stätte.

281. Die drei Rebhühner.

Auf dem Turme der Obermarktskirche zu Mühlhausen erblickt man drei Vögel, von denen die Sage folgendes erzählt: Zwei Bürger führten Prozeß mit einander um Mein und Dein, um ein bedeutendes Erbe. Lange blieb dieser Prozeß unentschieden, das wußten die Anwälte schon zu karten, darüber sank aber der eine Bürger, auf dessen Seite das Recht war, gänzlich in Armut, zumal sein eigener Anwalt zuletzt sich von dem Gegner bestechen und gewinnen ließ. Da nun eines Tages der Unterdrückte abermals den Anwalt besuchte, um mit ihm über den Prozeß zu sprechen, so traf er denselben bei einer Schüssel voll gebratener Rebhühner, dieselben schmausend und dazu wacker zechend, an. Als nun jener unterdrückte Bürger, dem man sein Recht absprechen wollte, wieder

von seiner Sache zu reden anhub, und sagte, daß er im Rechte sei, so sprach der Anwalt: „Ihr seid so wenig im Rechte, als diese Rebhühner hier lebendig sind. So wenig diese Federn haben und fortfliegen, eben so wenig werdet ihr gewinnen, weil ihr im Unrechte seid." — Hatte kaum das Wort gesprochen, so gewannen die gebratenen Vögel, so viel ihrer noch in der Schüssel lagen, nämlich drei, Federn und Leben und flogen aus der Schüssel und zum Fenster hinaus und auf den Turm. Da erkannte der Bürger, daß der Anwalt ein Schalk war, und der Anwalt erblaßte, und that nun des Bürgers Recht offenkundig dar, so daß derselbe in den Besitz seines rechtmäßigen Eigentumes gelangte.

282. Der Wunderbaum in Vargula.

Gar viel des Wunderbaren sahen der Unstrut Wellen und Ufer, wie unscheinbar auch an vielen Stellen dieser Fluß erscheint, dessen Quellen auf dem Eichsfelde unweit Dingelstädt entspringen, der Mühlhausen und Langensalza leise vorbeischleicht, und nachdem er erst südwärts, dann ostwärts geflossen, sich wieder nordwärts lenkt, in steten mannichfaltigen Krümmungen bald durch Ebenen, bald durch hügelige Gelände rinnt, manchen geschichtlich denkwürdigen Ort in seinen Flutenspiegel aufnimmt, und endlich nahe bei Naumburg in die Saale fällt.

Zu diesen geschichtlich denkwürdigen Punkten an der Unstrut gehört auch G r o ß - V a r g u l a, früher urkundlich Vargalaha, V a r i l a, später V a r g i l a, um welches förmlich, wie ein Nimbus, ein kleiner Sagenkreis sich zog. Ein heidnisches Fanum sei allda gewesen, bevor Bonifacius dort eine der ersten Kirchen Thüringens weihte. In Varila sei Karl der Große empfangen worden, weil er in einer Schenkungsurkunde die Landschaft „terram conceptionis nostrae" ausdrücklich genannt. Daher habe der große Kaiser dort eine Kapelle erbaut, und durch den heiligen Bonifacius weihen lassen. Als nun Bonifacius in die Kirche schritt, standen viele der Heiden außerhalb derselben und staunten das Neue an, ohne Neigung zu zeigen, auch mit hinein zu gehen und sich der Christuslehre zuzuwenden. Da stieß der Heidenbekehrer den Stab, den er in den Händen trug, in den Boden, und ging in den neuen Tempel, weihte ihn und las Messe in ihm, und als die Weihe vollendet war, und Bonifacius und die übrigen Priester und die Christen aus der Kirche traten, siehe da war der vorher dürre Stab grünend und blühend geworden, und trieb fortwährend junge Sprossen. Und darauf sprach der Mann Gottes zu den Heiden: „Sehet an diesem

Zeichen, das der Christen Gott gethan, die Wahrheit seiner Lehre!" Und darauf haben sich der Heiden noch gar viele bekehrt, und die Taufe willig angenommen.

Ist auch die oft begegnende Sage von dem grünenden Stabwunder eben nur Sage, so ist ihr Begegnen just hier doch nicht ohne Wichtigkeit, denn wie ihr Baum, so hat sie doch örtlich unaustilgbare Wurzeln geschlagen. Lange soll der Baum in Groß-Vargula gestanden haben, ein Wunderbaum ohne Frucht, und von fremdländischen Ansehen, und es sollen Schößlinge von ihm noch weit länger in den Hecken des Pfarrgartens nahe der Bonifacius-Kirche zu finden gewesen sein.

Vargula war auch Sitz und Stammhaus der wackeren Schenken von Vargila, die belehnt waren mit dem Schenkenamte der Thüringer Landgrafen, und von denen viele ihren Herren ruhmreich und ehrenvoll dienten.

283. Von der Sachsenburg.

Da, wo die Unstrut durch die Felsenpforte der Hainleite und der Schmücke sich in grauer Urzeit einen Durchbruch wühlte, heben sich über ihrem linken Ufer die Trümmer eines alten Doppelschlosses, wie auf dem Kyffhäuser auch eines stand, eine Ober- und Unterburg, zusammen unter dem Namen Sachsenburg bekannt. An dieser Stätte haftet eine der ältesten thüringischen Sagen. In der grauesten Urzeit, vor Menschengedenken, habe von der Schmücke und Finne, beides langgestreckte kalkige Höhenzüge, Flutwälle gleichsam bis gegen den Steigerwald hinter Erfurt hin, ein großes schiffbares Wasser alles Land bedeckt. Es war die Zeit der Riesen oder Heunen, und deren wohnten auf jenen Berghöhen und ihrer vereinten Kraft gelang es, dem gewaltigen See einen Abzug zu graben, worauf die Gewässer hindurchschossen und sich in die weiteren Niederungen verliefen, dann blieben nur die vereinten Flüsse Unstrut, Gera und Wipper, die noch heute dort ihren Hindurchzug haben.

Nach der Zeit geschahen die großen Dinge und Thaten unter den Frankenkönigen, unter Attila und König Irminfried von Thüringen, davon der Unstrut Ufer Zeugen waren und es erfolgten die gewaltigen Streite der Völker Sachsen, Thüringer und Franken beim Runenberge, und um Scheidungen, und der Untergang des thüringischen Königtums. Und die siegreichen Sachsen behielten diese Gegend inne und erbauten die nach ihnen genannte Sachsenburg, welche man auch die Hagkenburg nannte, nach einem alten,

weisen und tapferen Heerführer des Namens Hagk, der zuerst auf dieser Burg wohnte. Hernach erst erstanden die meisten anderen zahlreichen Burgen rings umher.

284. Bonifacius-Pfennige.

Da der heilige Bonifacius in das Land an der Unstrut kam, wo er gar manche Kirche erbaute und einweihte, und die Bewohner dieses Landes zum Christentume bekehrte, da half er auch den Thüringern durch sein Gebet zum Siege gegen die grausamen Hunnen, und wurden deren von den Thüringern so viele erschlagen, daß die ganze Unstrut sich als ein Blutstrom zeigte. Darauf ließ sich zahlloses Volk taufen und bekannte sich zur Lehre Christi; Einzelne jedoch blieben Heiden, wie es deren mitten im Schoße des Christentums stets gegeben hat und noch immer giebt, selbst wenn sie getauft sein sollten — die wollten von dem Bekehrer wirkliches Brot, nicht das Brot des Heils, wirkliches Gold, nicht das Gold der guten Lehren, und da der fromme Mann trotz seiner wunderthätigen Kraft solches nicht spenden konnte, weil es ihm daran selbst gebrach, so warfen einstmals etliche dieser Heiden mit Steinen nach dem thüringischen Apostel. Darauf verwünschte derselbe in einer Anwandlung von Zorn alles Gold und Geld der Thüringer in Stein, und alsbald wurde jeder Pfennig zu einer Linse, deren findet man noch heute an der Sachsenburg, und an der Arnsburg über Seega, und auf der Hainleite besonders auf dem Gipfel, welcher der Bonifaciusberg genannt wird, und die kleinen rundlichen Steine werden noch immer B o n i f a c i u s - P f e n n i g e genannt.

285. Vom Kloster Oldisleben.

Als die Landgräfin Adelheid von Thüringen, früher Pfalzgräfin von Sachsen mit dem Landgrafen Ludwig Reue fühlte über das von beiden Begangene, und er das Kloster Reinhardsbrunn gründete, begründete sie ihrerseits ein Benediktiner-Mönchskloster zu Oldisleben unweit der Sachsenburg und weihte dasselbe dem heiligen Vitus, und wurde dann die Gründerin in diesem Kloster begraben. Die Stätte war schon den germanischen Frühbewohnern dieses Gaues hehr und heilig gewesen, ein mäßig hoher nach Osten in das Unstrutthal vorspringender Hügel mit weitem Fernblick über die güldene Aue, unter dem man Hohlgänge fand und heidnische Totenurnen voll Asche und verbrannter Gebeine. Im Jahre 1136 fiel zu Oldisleben ein Stein von eines Menschenkopfes Größe vom

Himmel, den die Brüder Benediktiner gar hehr aufbewahrten. Nach der Zerstörung des Klosters im Bauernkriege hat man häufig gespenstige Mönche in den Gebäuderesten des Klosters wandeln und erscheinen gesehen. Ein Gefangener, der in einer Klosterzelle saß, nachdem das Kloster in ein Sächsisches Amtshaus umgewandelt worden war, konnte Geister zitieren, und zwar so, daß deren auch welche kamen, was nicht jedem, der solcher Kunst sich rühmte, hat gelingen wollen. Da er nun solchen Zitierens sich unterfing, kamen nach einander zwölf Mönchsgeister und gingen an ihm vorüber; der zwölfte hob warnend den Finger und hauchte kaum hörbar: „Hüte Dich vor dem Dreizehnten! Der dürfte Deiner übel warten.“ Deß erschrak der Beschwörer mächtiglich und ließ ab von fernerer Zitation, und sparte seinen Hals.

Seltsam war es auch mit zwei Grabsteinen im Kreuzgange des Klosters Oldisleben, der eine eines Mönches, der andere eines Grafen von Beichlingen, welcher sich aus Frömmigkeit hatte im Kloster begraben lassen. Man durfte nicht an beide Steine rühren, wer es dennoch that, und zumal wer etwas abschlug, empfing von unsichtbarer Hand sehr empfindliche Maulschellen verabreicht, sintemalen im Reiche der Spukgeister die Prügelstrafe noch in Geltung stand, und was an den Grabsteinen abgeschlagen war, das ersetzte sich von selbst wieder.

286. Vom Kloster Memleben.

In friedlich heiterer Gegend liegt das Dorf Memleben hart an der Unstrut, und nahe am Dorfe eine der schönsten thüringischen Klostertrümmer, die gleichen Namen mit dem Dorfe teilt. Von einer großen gewaltigen Zeit zeugen diese großen gewaltigen Gewölbebogen der hohen Basilika, deren Decke jetzt das Gewölbe des Himmels ist. Die deutsche Kaisersage durchweht und durchflüstert mit ihrem Ernst diese stolze Ruine. Kaiser Heinrichs I. Gemahlin, Mechtildis, war Memlebens Gründerin; sie räumte dem Benediktinerorden das neue Kloster ein. In diesem Kloster sah der ruhmreiche Gemahl der Gründerin seinen letzten Erdentag. Er kam, bereits zu Bodfelde von einem Schlaganfalle getroffen, von einer Synode zu Erfurt mit geringem Gefolge nach Memleben. Da verlor die Sonne am hellen Himmel ihren Schein, und warf bleiche blutige Strahlen in das Gotteshaus. Ein Berg bei Quedlinburg warf Flammen aus, derselbe Berg, auf dem das Kloster stand, darin Heinrich I. dann beigesetzt wurde. Nach schmerzlichem Ab-

schiede von seinem treuen Ehegemahl verschied der ruhmreiche Hunnensieger, Deutschlands Befreier, am 7. Juli 936.

Und wunderbar, Kaiser Heinrichs großer Sohn, Kaiser Otto I., dem es gelang, Päpste ab- und einzusetzen, die römische Kaiserkrone aufs neue deutschen Herrscherhäuptern zu sichern, der Böhmen beugte und Dänemark niederdrückte, unter dessen Regierung das Harzgebirge den reichen Segen seiner Berge aufschloß — dieser berühmte Herrscher kam nach dem stillen, kleinen Memleben, von seiner Gemahlin Adelheid und seinem Sohne Otto begleitet, von Merseburg, um nach Quedlinburg zu reisen. In der Nacht sang er mit den Mönchen die Hora in der Klosterkirche, wohnte der Frühmette, dann dem Hochamte bei, teilte Almosen aus an die Armen, verbrachte heiter den Tag und besuchte die Vesper. Da wandelte ihn eine Schwäche an, und kaum war er mit den Sterbesakramenten versehen, so war er an derselben Stätte dem Vater nachgefolgt. Das geschah am Mittwoch vor dem heiligen Pfingstfeste des Jahres 973. Sein Sohn Otto wurde nach ihm Kaiser. Kaum erkennbar sind noch die alten Kaiserbilder wie Geistergestalten an den Pfeilern der Rundbogen der ehemaligen Klosterkirche sichtbar, Heinrich I. und Mechtilde, Otto I. und Editha und andere.

Noch wird ein altes hölzernes Marienbild mit dem Kinde und einem es krönenden Engel im Klosterhofe zu Memleben aufbewahrt, von welchem mancherlei Sagen gehen. Es läßt sich dasselbe nicht ungestraft beleidigen.

287. Die lebende Mauer.

Der baulustige Thüringer Graf, den sie später den Springer nannten, weil er aus der Haft vom Giebichensteine bei Halle kühnen Mutes entsprungen war, der die Wartburg baute und Eisenach erneute, gründete auch das Städtchen Freiburg an der Unstrut, und erbaute auf ziemlicher Bergeshöhe über demselben die Nuwenburg, oder Neuburg, die man auch Numburg geschrieben findet, dieselbe, in deren nächster Nähe der umsteinte Edelacker gelegen ist. Doch mag der Ausbau der Neuburg wohl durch ihres Begründers Tod unterbrochen sein, und es scheint, daß auch Sohn und Enkel nicht dazu gelangten, das Haus mit einer Ringmauer gleich andern Burgen zu umgeben. Wahrscheinlich bestand dasselbe anfangs bloß aus dem gewaltigen Turme, wie er noch immer steht, und über dessen Pforte gar ein absonderliches Steinbild, das manche für einen Götzen gehalten haben, angebracht ist. Da nun der zweite Landgraf, welcher der Eiserne genannt wurde, regierte, der des Kaisers

Friedrich des Rotbart Schwager war, so kam einstmals der alte Barbarossa vom nahen Kyffhäuser, dessen Warte nachbarlich zur Warte der Numburg herübergrüßte, so daß man sich gegenseitig Zeichen geben konnte, zum Besuch auf die Numburg, um die geliebte Schwester Jutta zu besuchen, verwunderte sich aber baß, als er die Burg ohne Ringmauern fand, und beklagte das, und sprach: „Schade, daß sie nicht Mauern hat, sie sollte stark und fest sein.“ Darauf antwortete der Landgraf: „Wenn der Burg sonst nichts mangelt, Mauern kann sie bald haben.“ „Und wie bald?“ — fragte der Rotbart. „In drei Tagen,“ sprach Ludwig der Landgraf. — „Mit Teufelshülfe vielleicht, mit Gottes Hülfe wär's unmöglich!“ entgegnete der Kaiser. Danach gingen sie zu Tische, der Landgraf entbot aber alsbald durch reitende Eilboten durchs ganze Thüringer Land alle seine Vasallen, daß sie eiligst zu ihm nach Freiburg aufbrechen sollten, im besten Schmuck und Glanz der Waffen und Wehren, doch mit nur wenig Wappnern, aber jeder mit seinem Bannerfähnlein und dem Wappenschilde.

Und die Geladenen säumten nicht, denn sie kannten ihren Herrn — der Edelacker hatte bereits seinen Namen. Und am dritten Tage sprach der Landgraf zu seinem Schwager: „Mein Kaiser, beliebt es Euch, die Mauer zu beschauen, dieselbe ist fertig.“ Der Rotbart bekreuzte sich und witterte schon etwas Schwefelgeruch; aber wie er auf den Söller heraustrat, da staunte er, denn da stand keine Mauer von Stein, sondern eine lebende Mauer von Mannen, alle gereiht im Prunk der Harnische und Waffen. Wo ein Turm stehen mußte, stand ein Graf, und vor ihm sein Bannerträger mit wehendem Fähnlein, dazwischen die edeln Herren und Ritter, alle, alle in Hast herbeigekommen auf ihres Herrn Geheiß, und bereit ihn zu schützen und zu schirmen, und mit ihren Leibern ihn zu decken einer Mauer gleich, alle die zahlreichen Grafen und Herren des Thüringer Landes, eine prachtvolle, machtvolle Schar. Der Kaiser erstaunte und freute sich, und rief gerührt aus: „Hab Dank, Schwager, daß Du diese Mauer mir gezeigt. Schöner gefügte sah ich all mein Lebtage nicht!“ — „Ja, mein Herr und Kaiser,“ erwiderte der Landgraf, „es sind harte Steine darunter, haben sich aber doch gefügt.“ Und nannte dem hohen Gaste die Mannen und ihre Banner alle einzeln, die Grafen von Kevernburg, Schwarzburg, Gleichen, Kirchberg, Lobdaburg, Mansfeld, Stolberg, Hohenstein, Orlamünde, Arnsburg, Beichlingen, Gleisberg, Brandenburg und andere, und auch die Herren Vitztum von Apolda und Eckstätt, die Herren von Blankenhain, Kranichfeld, Heldrungen, Treffurt, Kranichfeld, Salza u. a.

ohne den zahlreichen niederen doch reich begüterten Adel, und freute sich selbst seiner Macht und Thüringens herrlicher Blüte.

288. Weimars Name.

Eine der ältesten Städte Thüringens ist Weimar; sie soll bereits im zehnten Jahrhundert bestanden haben, und schon Kaiser Heinrich der Finkler habe mit seinem Sohne Otto I. dort zeitweilig Hof gehalten, namentlich hielt Kaiser Otto I. im Jahre 936 daselbst einen Reichstag. Wie bei vielen Städten, so haben auch bei Weimar früher die Gelehrten über die Wurzelform des Stadtnamens vielen unnützen Streit erhoben, und aus haltlosen Vermutungen Schlüsse gedrechselt. Der schönste dieser Schlüsse ist der, daß der Stadtname von Wein herkomme, nicht etwa, weil man in Weimar Wein gebaut, sondern weil man dort keinen Wein gebaut, vielmehr weil der Wein von Jena dorthin zu Markte gebracht worden sei, was doch traurig für die gute Stadt gewesen wäre. Die Stadt heißt aber in den ältesten Urkunden Wimar, und erst im 14. Jahrhundert kommt die Schreibart Wyemer vor, die für den jenaischen Wein nichts beweist, wenigstens nicht mehr, als wenn man, weil sich auch die Schreibart Wehemar findet, annehmen wollte, dieser Name stamme von irgend einem großen Wehe her, das einst der Stadt widerfahren. Manche wollen die ebenfalls begegnende Schreibart Winnemar aufs Geratewohl „windische Mark“ deuten, was eben so gesucht und eben so wenig zusagend ist, wie der erwähnte Wein. Alte Lobredner Weimars rühmen unter vielen andern rühmenswerten dortigen Dingen die weimarische Luft, gleichsam mit für die Nachwelt prophetischen Worten, sie sei heilsam, gütig, temperiert, gesund, und diene „zur Formierung der ingeniorum“. — Schade nur, daß von Lob und Luft allein die bestformierten ingenia weder in Weimar, noch anderswo leben können, und schade auch, daß die poetische Namensableitung der Poetenstadt nicht stichhaltig geblieben.

289. Die Ilmnixe.

Es klingen in und um Weimar mancherlei Sagen an, die sich zum Teil mehr als allgemeiner Nachhall älterer Überlieferungen zeigen, als daß sie ausgebildet wären. Von mythischer Färbung ist die von einer Ilmnixe, welche in dem Teile der Ilm wohnen soll, der durch die blumenreichen Wiesen von Ober-Weimar herab

nach dem Parke zu sich schlängelt, und dann auch wieder am Abhange des Webicht-Gehölzes nach Tiefurt zu. Die Nixe lockt gern einsame Lustwandelnde oder Kinder in ihr Wellenreich; sie wird zu Zeiten am Ufer erblickt, ihr grünes Haar strählend; man hat vor Zeiten auch gesehen, daß ein winkender weißer weiblicher Arm aus dem Wasser sich hob. Unkundige, glaubend, daß hier irgend jemand ertrinke, sprangen dann wohl in die still dahingleitende Flut, wollten retten, und wurden dann von dem schönen Arme ergriffen, umschlungen, an das Herz der schönen tückischen Nixe gepreßt und hinab gerafft.

In Weimar wandelt auch die Wehklage, ein halbmythisches Gespenst, zur Nachtzeit mit jammervollem Gewimmer durch die Straßen, besonders dann, wenn ein Brand bevorsteht, oder dem Fürstenhause, oder der Stadt sonst ein Unglück droht, in Gestalt eines alten schattenhaften Weibleins, gleich jenem, das dem Nachtwächter zu Hildburghausen folgte. Dieser Geist wäre denn der umheimliche Ausdruck jener alten Schreibart, ein dämonisch-verkörpertes Wehe-Weimar.

290. Wunderzeichen in Weimar.

Wie in Eckartsberga und dessen Umgegend hat es auch in Weimar im Jahre 1550 Getreide geregnet, welches, nachdem es gemahlen und verbacken worden, an Geschmack dem besten Brote gleich kam. Im Jahre 1555 aber wallte das Wasser im Schloßgraben auf, als ob es siede, und färbte sich blutrot. Das Wasser war klar und durchsichtig, wie roter Wein, nicht durch eine greifbare Farbe getrübt. Schon im Bauernkriege, der Sprudelzeit des Jahres 1525, hatte nahe bei Weimar ein Quellbrunnen rot gefärbt gesprudelt, gleich anderen Brunnen mehr im Thüringerlande, und man versah sich nichts Guten von solchen Anzeigen. Nach 1550 begann bald die Zeit der Grumbachischen Händel, die ein lange nachhaltiges Unheil über das sächsische Fürstenhaus Ernestinischen Stammes heraufbeschworen, und einen von Herzen biedern Fürsten mit den Seinigen in tiefes Unglück stürzten.

Noch hängt zu Weimar ein Glöckchen, welches vom Volke das Schwedenglöckchen genannt wird, und noch bis in das erste Viertel des laufenden Jahrhunderts allnächtlich um 2 Uhr geläutet wurde. Die Sage geht, dieses Glöckchen habe zu zweienmalen in der Nacht von selbst geläutet, oder sei von Engelhand zum Schutze der Stadt geläutet worden. Das erste Mal zu des Herzogs Alba Zeit, als dieser sich in Thüringen umtrieb und mit seinen Spaniern einst

Weimar nächtlicher Weile überfallen wollte. Aber des Glöckleins heller Schall weckte die Bürgerschaft auf und diese waffnete sich schnell zur Abwehr. Beim zweiten Male erfolgte das geheimnisvolle Läuten im dreißigjährigen Kriege, die Schweden hatten sich der Stadt genähert und auf den Äckern hinter der Altenburg, links der Fahrstraße nach dem Webicht zu, Lager geschlagen und Schanzen aufgeworfen, da schlug hell das Glöcklein an, auch soll ein weiß gekleidetes Engelein dem jungen Prinzen Johann Ernst erschienen sein und diesem geboten haben, er solle es seinem Vater ansagen, daß große Gefahr vorhanden. Die Bürger rüsteten sich baß zur Abwehr des kecken Feindes und dieser wagte nun keinen Angriff auf die ohnehin gut befestigte und wohlbemannte Stadt. Und als sehr denkwürdig ist aufgezeichnet worden, daß in dem ganzen unglückseligen Kriege, welcher Deutschland 30, ja 32 Jahre lang verdarb, Weimar niemals Einquartierung bekommen, und niemals eine Plünderung erlitten hat, wohl aber haben die fürstlichen Brüder, Herzog Wilhelm und Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar als Feldherren König Gustav Adolfs von Schweden sich in diesem Kriege höchsten Heldenruhm erworben.

291. Schloß Buchfart.

Wer den lieblichen Wiesenthalgrund der stillen, schlangenartig gekrümmten Ilm von Weimar über Ober-Weimar aufwärts dem Flusse entgegenschreitet, gelangt über Mellingen nach zwei kleinen Stunden in eine Thalenge, durch welche die Ilm sich mühsam durchzuwinden scheint; hoch über dem Thale aber wird eine Felsenburg erblickt, die ohne Zweifel ihre Entstehung in jener Zeit fand, als das Heidentum noch in Blüte stand, oder das Christentum eindrang. Alle Gemächer sind in den starren Fels eingehauen, und gleichen jenen alten Priesterwohnungen, wie man sie noch an den Extersteinen, am Elfenstein unweit der Harzburg u. s. w. findet, und die wohl erst eine spätere Zeit wohnlicher machte, und zu einem ritterlichen Burgsitz umschuf. Höhlen und Gänge, auch ein verschütteter Eingang in den Berg an dessen Fuße haben die Sage hervorgerufen, daß noch ein reicher Schatz in diesem Berge verborgen sei. Der Name dieser wundersamen Felsenburg ist Buchfart, im Volksmunde Buffart, der alte Name ist Buchferte, Buchforte, Buchfurte. In gewissen Nächten wird wunderliches Getöse in dem alten Felsenschlosse vernommen, zuckende Flammen schlagen aus den starren Augenhöhlen der fensterartigen Maueröffnungen,

und eine wilde Nachtjägerin zieht, auf einem weißen Hirsche mit goldenem Geweihe reitend, gespenstig durch die Lüfte, gefolgt von kleinen weißen, kliffenden, klaffenden Hunden, denen rote feurige Zungen aus dem Rachen hängen. Auch fehlt es nicht an Zwerglöchern am Buchfarter Schloßberge und auf diese bezüglichen Sagen. Der Ilmwanderer betritt hier schon ein mythisches Gebiet, das sich erweitert, je mehr er aufwärts zieht an dem lieblichen Thüringerwaldflüßchen, das Schiller in dem sinnigen Distichon feierte:

„Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.“

292. Der Hain beim Oberschlosse.

Fast von allen Seiten wird das Oberschloß Kranichfeld von einem freundlichen Wäldchen umgeben, das mancherlei Spaziergänge durchkreuzen und das den Namen der Hain führt, einen Namen, den es mit vielen anderen Gehölzen um alte Burgen und Schlösser in Thüringen gemein hat. Solche Burgen sind: Tonndorf, Blankenburg, Camburg, Rudelsburg, Gleisburg, Osterfeld, Freiburg, Kevernburg, Liebenstein und unzählige andere. Viele wollen behaupten, daß der Hain um Kranichfeld ein ehemaliger heiliger Hain gewesen sei, in welchem die Vorfahren geopfert hätten. Davon findet sich jedoch keine Spur mehr, mit Eichen und Buchen aber ist der Hain reichlich bestanden. In dem westlichen Teile desselben durchkreuzen sich zwei Wege, und man sagt, daß auf diesem Kreuzwege in der Nacht oft vermummte Personen mit brennenden Kerzen in den Händen erscheinen, die einen Kreis bilden, und, nachdem sie mancherlei Zeremonien vollbracht haben, nach verschiedenen Richtungen einzeln, langsam schreitend, wieder auseinander gehen. Auch wurde der Teufel auf diesem Kreuzwege schon manchmal citiert.

Am nordwestlichen Ende des Haines steht ein kleines Häuschen nebst einer Kegelbahn, von seinem ehemaligen Erbauer und Bewohner Klauershäuschen genannt, von wo aus man die herrlichste Aussicht auf die Stadt, in das Ilmthal und die ganze Umgegend genießt. Dieser alte Klauer war ein Kaufmann (in seinem am Anger in der Stadt stehenden Hause wohnte der französische Kaiser wenige Tage nach der Schlacht von Jena), und Herr Klauer starb in dem von ihm erbauten Häuschen ganz unerwartet, und in der ganzen Stadt war man — besonders aber die Armen — über seinen Tod bestürzt, da er die Bedürftigen immer gar reichlich unterstützt hatte. Viele wollen ihm auf seinem gewöhnlichen Spaziergange im Hain nach seinem Tode begegnet sein, ja von ihm

Geschenke erhalten haben. Auch sagt man, daß am hellen, lichten Tage oft ein Soldat im östlichen Teile des Haines umhergehe, der sich, ein Deserteur, an einer Eiche im Walde erhängt habe.

In den Befreiungskriegen wurden viele Soldaten in dem Haine begraben, man sagt über 150. Das Oberschloß nämlich war wie das Niederschloß zum größten Teile in ein Lazarett verwandelt worden, und da der Toten zu viele waren, so schaffte man sie nicht erst den Berg hinab auf den Friedhof bei der Stadt, sondern man begrub sie meistens ohne Särge in dem nahegelegenen Haine. Ebenso wurden auf dem Niederschlosse, wo ebenfalls ein Lazarett errichtet worden war, über 200 Soldaten auf dem Platze der alten Judenstadt begraben.

293. Das Wahrzeichen.

Als einst zwei Brüder, Wolfer und Lutger genannt, zusammen auf dem Oberschlosse wohnten, kamen sie mit einander einmal in Streit, der so heftig wurde, daß sie schwuren, von einander zu ziehen und die Güter zu teilen. Und das geschah denn auch. Schon waren sie mit Teilen fertig geworden, als der jüngere der Brüder, Lutger, der die Burg verlassen sollte, auf den Berg deutend, wo jetzt Niederkranichfeld steht, sagte: „Dorthin will ich mir meine Burg bauen!“ Wolfer lachte spottend darüber und antwortete: „Wenn Du auf diesen Berg eine Burg baust, so will ich mir etwas thun, was keiner thut und kann.“ „Topp!“ sprach Lutger: „ein Ritter hält sein Wort!“ und der Vertrag wurde sogleich schriftlich aufgesetzt und unterschrieben.

Aber Lutger baute wirklich zum großen Erstaunen und Schrecken Wolfers eine gar stattliche Burg, die jetzige Niederburg, und war grausam genug, darauf zu bestehen, daß sein Bruder die Bedingungen des Vertrags erfüllen mußte, obschon er damit auch das Leben ließ. Lutger kam dadurch zugleich in den Besitz der Oberburg und des dazu gehörigen die Oberherrschaft ausmachenden Landes. Zum Andenken ließ der schändliche Bruder den Wolfer in der gezwungenen Stellung an einem Erker des Oberschlosses in Stein hauen, was man noch heute als „Wahrzeichen“ zeigt und sieht. Auf diese Weise entstand Niederkranichfeld.

Man hat auch von dieser Sage noch andere Abwandlungen. In der Liebfrauenkirche zu Arnstadt ist ein ähnliches Steingebilde hoch am Sockel einer Gewölbrippe angebracht.

294. Das Scherflein der Witwe und das Mönchsbild.

Einige Stunden über Kranichfeld liegt Stadtilm, die zweite Stadt, der die Ilm ihren Namen lieh. Der Bau der Stadtilmer Kirche mit ihren malerischen Türmen, welche ein Gang verbindet, den man scherzhaft die höchste Brücke in Thüringen nennt, wurde meist durch die Beisteuer der Einwohner gefördert. Ein Mönch, der die Gaben der Bürger sammelte, kam auch zu einer Witwe, die mit sechs Kindern ein kleines Häuschen bewohnte; sie war sehr arm, aber zu so frommem Zwecke nahm sie ein einziges von ihrem Manne ererbtes und heilig aufbewahrtes Goldstück aus der Truhe und übergab es dem Mönche, der ihr zusicherte, Gott werde es an ihren Kindern vergelten, und sie bei ihnen das Geld wiederfinden. Aber statt es der Kirchenkasse zu überliefern, schenkte der Mönch das Gold einer Dirne, und erwähnte, als er nach dem Meßopfer die Beiträge verlas und die Geber segnete, gar nicht der frommen Witwe. So wie er aber die Hand erhob, so wurde er urplötzlich durch eine unsichtbare Hand aus der Kirche, die noch nicht durch ein Dach bedeckt war, entrückt. Dabei brauste ein furchtbarer Sturm. Alles Volk erkannte Gottes strafende Hand, es wurde an der Stelle, wo der Betrüger über die Mauer entrafft worden war, ein Stein gesetzt, auf dem der Meister den Mönch in des Teufels Krallen bildlich darstellt.

Nach einigen Jahren war der Kirchenbau vollendet. Da man bei der Einweihung zu großen Andrang fürchtete, so ward verordnet, daß die dem Altare nächsten Plätze denen offen stehen sollten, welche Gaben zum Tempelbau beigesteuert. Auch die Witwe mit ihren Kindern wollte dies Recht in Anspruch nehmen: sie wurde aber zurückgewiesen, weil ihr Name nicht auf dem Verzeichnisse der milden Geber stände. Wie sie den Mund aufthat sich zu verteidigen, da hob plötzlich das steinerne Bild des Mönches zu reden an, bekannte die Sündenschuld und Strafe und forderte für die Witwe einen Ehrenplatz. Sie erhielt ihn, und einer ihrer Knaben fand, als der Segen erteilt wurde, das Goldstück in seiner Tasche.

Von Stunde an wurde der Witwe die Verwaltung des Gotteskastens übertragen, und dieses Amt soll lange bei ihrer Familie geblieben sein.

295. Vom Singerberge.

Über Stadtilm, gegen Ilmenau zu, erhebt sich aus dem friedlichen Ilmthale, zwischen diesem und dem Dorfe Singen, der hoch-

ragende, oben mit einer weitgebreiteten grünen Matte ohne Waldung bedeckte Singerberg. Ob das Dorf ihm den Namen gab, oder er dem Dorfe, ist unerörtert, aber der Berg ist, wie er vereinzelt, eine Vorwarte des Waldes gleichsam gegen die Thüringer Platte weit sichtbar vortritt, ein Hauptpfeiler der heimischen Sage, und es wiederhallen an und in ihm im bunten Gemische die Hörselberg=, Hermannsberg=, Kyffhäuser- und andere Sagen, die sich um bedeutende Hochgipfel des Landes scharen, und mit buntfarbigen Strahlen deren Scheitel schmücken.

Vom Gesange und Getöne im Bergesschoße soll der Berg den Namen tragen; bald soll dieser Gesang herrühren von den Rittern, die in den Kellern des Berges zechen, und soll dann nicht eben lieblich lauten; bald von einer in den Berg verwünschten und verzauberten Prinzessin, die auf Erlösung hofft, bald auch von einer Fee, die an lockendem Liebreiz der Frau Venus gleich. Der ganze Zauberapparat der Volkssage ist am Singerberge zu finden, wandelnde Feen, Wunderblumen, Schlüssel zu Schätzen, in steinernen Fässern eingeschlossener Wein, ein langbärtiger Greis am Steintische, Fragen nach dem Fluge der Vögel, Entrückung in den Bergesschoß, der voll Schätze ist, Zaubergaben, die erst unscheinbar erscheinen, dann in Gold sich verwandeln und vieles andere mehr, und dabei auch wieder manches eigentümliche, selbständig ausgebildete, anderorts nicht oder doch nur sehr vereinzelt Begegnende, so unter andern, daß die Schweine eines auf dem Berge hütenden Hirten eine Getreidekammer des Schlosses aufgewühlt, und sich in einem Tage vom gefundenen Vorrate schneckenfett gefressen, daß der Berg nicht Wasser, sondern Wein in seinem Schoße verborgen halte, und damit dereinst die ganze Gegend in einer Flut überschwemmen werde, auch daß Dr. Luther das Schloß verflucht habe.

296. Ilmenau.

Ilmenau ist eine alte thüringische Bergstadt, deren Name meist vom Flüßchen Ilm hergeleitet, auch in alten Urkunden Ilmena geschrieben wird, was man deutete Nahe der Ilm; andere sagen, die Stadt habe den Namen von der Aue der Ilm, welche sich in einem rings von Bergen umgebenen Thalkessel dort ausbreitet. Noch andere leiten den Namen des Flusses wie der Stadt von den Rüstern oder Ulmenbäumen her, die man auch Ilmen nennt, und die so häufig die rollenden Waldbäche beschatten. Solche Ableitung rechtfertigt wenigstens ein blätterreicher Zweig über dem alten Stadt=

wappen und Siegel: die Umschrift des letztern lautete: **sigillum civitatis ylmena.** Es lag aber der Ort in dem ehemaligen Gau Längwitz, dessen slavischer Namensklang noch in dem Flecken Langewiesen und im Längwitzer Thore zu Arnstadt nachklingt, wie die sogenannte wendische Gera, eine Geraquelle bei dem Dorfe gleichen Namens, ebenfalls auf frühzeitigen Wendensitz in dieser Gegend hindeutet. Als aber die Wenden von den Thüringern verdrängt worden waren, kam dieser Landstrich an die Grafen von Kevernburg, von welchen die Grafen von Henneberg Ilmenau erwarben. Von Saalfeld aus wurde ein Cisterzienser Nonnenkloster nach Ilmenau verlegt, und es soll der Längwitzgau bis Saalfeld sich erstreckt haben, ja selbst das Kloster Paulinzelle lag „in der Längwitz“.

297. Burg Hermannstein.

Am nordwestlichen Hange des Kickelhahn, oberhalb Ilmenau, erhebt sich über dem Manebacher Thale ein gewaltiger Felsblock von festem Porphyr, der Hermannstein oder im Munde des Volkes der Hammerstein genannt. Von diesem Felsblock geht die Sage, daß darauf vor Zeiten eine Burg gestanden habe, vielleicht war es auch nur eine burgähnliche Warte. In Urkunden geschieht dieser Burg keine Erwähnung. Der Fels selbst hat unstreitig einen runden Turm getragen, von dem sich noch Spuren zeigen. In der Mitte der Höhe des Felsens findet man einen Eingang, wie in den Türmen sehr alter Burgen, dieser Eingang heißt der Keller; von ihm aus gelangt man durch eine senkrecht ausgehauene Höhlung auf die oberste Platte des Felsens. Rings um denselben liegen in wilder Unordnung ungeheure Massen gut ausgehauener Steine, die aber fast sämtlich mit fußhoher Dammerde überdeckt sind, in welcher Gras und Vergißmeinnicht Wurzel gefaßt haben. Gräbt man in die Tiefe, so finden sich häufig Scherben von gewölbten Ziegelsteinen und von irdenen Gefäßen; auch ein Hufeisen und eine Kinnkette fanden sich, Spuren ehemaliger Bewohnung genug. Gegenwärtig umstehen den Hermannstein so riesige Fichten, daß derselbe von keiner Seite aus der Ferne sichtbar ist, und von dem Unbewanderten nur schwer aufgefunden wird. Die allgemeine Sage berichtet von dem Hermannstein, es habe einst eine Straße durch das untenliegende Manebacher (Ilm-) Thal geführt, die über Stützerbach und das neue Werk hinaus einen Teil Frankens mit Thüringen verbunden. Solche günstige Gelegenheit benutzend, erbaute ein Ritter, Namens Hermann, auf dem Hammerstein eine Raubburg, und plünderte die

das Thal durchziehende Kaufleute. Endlich fanden sich die Bürger von Erfurt bewogen dieses Raubnest zu belagern und nach tapferer Gegenwehr zu zerstören. Manche meinen, und vielleicht mit Recht, der Hermannstein habe nur eine Warte und Vorhut des Raubschlosses Ilmenau gebildet. Wiewohl auf dem ganzen Thüringer Walde Furcht vor Räubern nicht zu finden ist, so erzählt man sich doch in Manebach, daß es dort noch heute nicht geheuer sei. Räuber hausen mitunter da oben am Hammersteine, und oft werden Holzhauer von dorther durch gräßliches Getöse erschreckt.

298. Das Ritterschwert.

Wie die Sage in alle Burgtrümmer und Bergesklüfte unter denselben reiche Schätze zaubert, so auch unter den Hermannstein. Hier, im oder unter dem schachtähnlichen Keller ruht noch mancher Raub, manche Beute vergraben, die an das Licht zu ziehen schon oft versucht ward, doch noch keinem gelang. Auch spukt der Geist des Hermann in gewissen Mitternächten, reitend auf schnaubendem kohlschwarzem Rappen. So wollen ihn die Kräutersammler erblickt haben, die am goldenen Sonntag um den Hermannstein nach Heilkräutern suchend ausgingen, welche nur an diesem Tage gepflückt werden dürfen und müssen.

Eines Tages geschah es, daß ein Ilmenauer Maler von einem nicht allzufern wohnenden Freunde besucht wurde. Beide noch Jünglinge, bestiegen den Hermannstein, und spähten umher nach Resten des Altertums. Plötzlich vernahm der Maler von seinem Gaste einen lauten Freudenruf, und gewahrte, daß dieser an etwas zog, daß in einer Felsenspalte feststeckte. Er sprang hinzu, Beistand zu leisten, und siehe, ein altes Ritterschwert ward zu Tage gefördert. Fröhlich wurde der Fund nach Hause getragen, und als das Jahr 1813 die deutsche Jugend zur Rettung des Vaterlandes unter die Waffen rief, ließ jener Fremde die gute Klinge fegen und schleifen, und führte sie wacker und tapfer gegen die Unterdrücker Deutschlands. Vielleicht war es Ritter Hermanns Schwert, dem der Name des hohen Irmin eine edle Weihe gab.

299. Die Elgersburger Nixe.

Zwischen Ilmenau und Elgersburg sieht der Wanderer noch am Wege die Eindämmung eines vormaligen Teiches, in welchem eine alte Nixe wohnte. Drei ihrer Dienerinnen kamen einst zur Herbstzeit nach Elgersburg und besuchten die Gesellschaften junger

Mädchen; sie halfen spinnen und singen, und wurden bald beliebt, vorzugsweise bei den jungen Burschen. Stets eilten aber die Besucherinnen aus den fröhlichen Kreisen der Jugend hinweg, sobald die elfte Abendstunde herannahte, was endlich auffiel, und die Verabredung unter Burschen und Mädchen veranlaßte, die Wanduhr eine halbe Stunde zurückzustellen, und als der Schlag der Turmuhr erfolgen mußte, so lebhaften Lärm zu erheben, daß jene Besucherinnen den Glockenschlag überhören mußten. Jene Nixenjungfrauen wurden stiller und stiller, eine innere Unruhe mahnte sie zu scheiden, aber es wurde ihnen zugeredet, zu bleiben, die Uhr zeige ja noch nicht auf dreiviertel auf elf Uhr. Plötzlich schlug es hell vom Turme ein Viertel auf zwölfe und der Nachtwächter rief draußen sein eintöniges: „Es hat elf geschlagen! Lobet Gott den Herrn!“ — Totenbleich wurden die drei Nixenjungfrauen und jammerten: „Wehe, was habt ihr gethan! Geht morgen früh zum Weiher, da werdet ihr sehen, wie es uns ergangen!“ — und in Hast eilten sie von dannen. Als am andern Morgen in aller Frühe die Burschen nach dem Weiher eilten, sahen sie auf dem Weiher drei große rote Flecke — wie Blut, und dann hob sich aus jedem der roten Flecke eine weiße Mommel oder Wasserrose — und das geschah fortan so Jahr um Jahr, bis es dahin gedieh, daß auch dem Dasein der grausamharten alten Nixe, welche jene Jungfrauen ob ihrer Säumnis getötet hatte, ein Ende gemacht wurde, alles Wasser sich verlor, und der Weiher sich trocken legte.

300. Die Zwerge der Kammerlöcher.

Zur Linken des idyllisch-friedlichen Wiesenthales, in welchem das Dorf Angelrode, eine Stunde aufwärts über dem Städtchen Plaue liegt, und durch das die Gera sich schlängelt, rauscht ein Bergwald, das Kirchenholz, der Berg selbst ist der Weißenberg geheißen. Fast immer ist diese Benennung von mythischem Anklang und stammt ab vom uralten „wiht“, (unseliger Geist,) daher Wichtlein, daher auch die Witgensteine, Wizzenhöhlen u. s. w. Dort soll, so geht die Sage, vor Zeiten ein altes Schloß gestanden haben, allein dasselbe scheint spurlos verschwunden zu sein, und niemand weiß mit Gewißheit dessen Stätte zu bezeichnen. Da, wo der Weißenberg sich in der Richtung nach dem Schneekopf an das höhere Gebirge anlehnt, zeigt sich der bewaldete Gipfel mannigfach und merkwürdig zerklüftet und bildet Schluchten voll senkrecht abgeschnittener Felswände von ziemlicher Tiefe an 8 bis 14 Meter und einigen Metern Weite. Aus dem tiefen Grunde strecken Tannen ihre

Wipfel empor. Besonders eigentümlich ist diesem Gehölz und den Kammerlöchern, so heißen die Felsenkammern bei den Umwohnern, der mystische Eibenbaum, Taxus baccata, dessen auch Shakespeare im Macbeth gedenkt, und der im deutschen Volksaberglauben eine nicht unwichtige Rolle spielt.

In jenen Kammerlöchern hausten einst, so berichtet die Sage, Zwerge in großer Anzahl. Sie wühlten von der Wache, so heißt der Teil des Berges oberhalb des Dorfes Angelrode, weil im dreißigjährigen Kriege ein Schwedisches Wachtpiket dort gestanden, bis zum Kummel, dem vorspringenden Bergstock, an welchem das Angelroder Wirtshaus mit seinem vortrefflichen Felsenkeller gelegen, einen Stollen, und gelangten durch diesen in den Wirtskeller, dem sie an Wein und Lebensmitteln merklichen Abbruch thaten. Diese Zwerge hausten lustig im Schoß der tiefen Felsenkammern, und thaten sich gütlich an des Wirtes Wein und Bier und sonstigen Vorräten. Außerdem übten sie noch manchen Schabernack und manche Neckerei gegen die Bewohner der umliegenden Dörfer. Der Wirt wußte lange nicht, wer seine Diebe seien, warf Verdacht auf sein Gesinde und seine Hausgenossen, und machte diesen Verdruß durch falschen Verdacht. Endlich geriet er auf den Einfall, Asche in den Keller zu streuen, um vielleicht an den Fußtapfen die unsichtbaren Beizapfer zu erkennen. Und als er eines Abends dies gethan und des andern Morgens nachsah, fand er zahllose kleine Spuren von Gänsefüßen ähnlichen Füßchen, die aus einer Felsspalte im tiefsten Hintergrund des Kellers gekommen waren, und in diese sich verloren. Der Wirt holte sich Rat bei einem weisen Manne, der lautete, man solle, wenn man die Nähe der stets unsichtbaren Zwerge vermute, mit Taxuszweigen nach ihnen schlagen jeder Zwerg, der getroffen werde, würde dann augenblicklich sichtbar. Auch sei den Zwergen die Form des Kreuzes verhaßt*), und wenn man am goldenen Sonntage Eibenbüsche kreuzweise über ihre Wege lege, so beschritten sie letztere nimmermehr wieder. Der Wirt befolgte den Rat, teilte ihn weiter mit, und am nächsten Trinitatissonntag stieg die halbe Bevölkerung des Dorfes Angelrode hinauf in die Kammerlöcher, brach dort Eibenzweige ab, und steckte sie kreuzweis an die Ställe, in denen die Zwerge das Vieh behext, und in die Keller, aus denen sie allerlei geholt. Darauf wanderte das neckische Zwergenvölkchen aus. In einer Nacht hörte

---

*) Dies ist ein eigentümlicher Zug der Erdzwerge gegenüber den Moosleuten, welche das Kreuz lieben, und nur auf mit Kreuzen bezeichneten Holzstämmen Schutz vor dem sie verfolgenden wilden Jäger finden.

man vom Kirchenholze herab, durch das Dorf und die jenseitigen sterilen Felsanhöhen hinauf nach Rippersrode zu ein anhaltendes Trippeln und Trappeln, als ziehe ein Heer von vielen tausend kleinen Leutchen vorüber, und ward ein leises Weinen und Schluchzen dabei vernommen. Nimmermehr kamen sie wieder. Von der Zeit an wurde es Brauch zu Angelrode, daß alljährlich am Trinitatissonntage Alt und Jung hinauf auf den Weißenberg und in die Kammerlöcher ging, dort Taxuszweige brach, und sie kreuzweis in Keller, Küchen, Stuben und Ställe steckte. Und obschon der Aberglaube, daß damit den Zwergen und Hexereien gewehrt werde, entschwunden ist, so ist doch der Brauch geblieben, und namentlich säumt des Dorfes fröhliche Jugend nicht, am genannten Tage Eibenzweige von des Berges wundersamen Felsenkammern herabzuholen.

Noch geht eine andere Sage, die im historischen Grund und Boden wurzelt, von den Kammerlöchern. Als zur Zeit des dreißigjährigen Krieges das Schwedenvolk auch in diesen Gegenden so grausam und verderblich hauste, wie der ärgste Feind, da flüchteten die Bewohner Angelrodes mit ihrem Vieh und ihrer sonstigen Habe in die Kammerlöcher, und diese wurden mit dem dichten Walde, der damals die Felsenklüfte umgab, ihnen zum schützenden Asyle, bis die feindlichen Freunde, welche zum Schutz des Protestantismus herbeigerufen waren, und die Protestanten auf das ärgste mißhandelten, das stille Thal der Gera verlassen hatten.

301. Der Hirsch in den Kammerlöchern.

Die Sage geht, daß zu Zeiten in den Kammerlöchern oder Felsenkammern über Angelrode sich ein schneeweißer Hirsch mit goldenem Geweihe blicken lasse, jedoch nur vor Sonntagskindern und auch nur vor unbefleckten. Einem solchen ist Macht gegeben, den Hirsch zu fangen, und ihn in die Tiefe der größten Felsschlucht zu führen, dort schlägt der Hirsch mit dem Goldgeweih an das Gestein, das Geweih fällt ab, dem Glücklichen zum Lohne und zugleich öffnet sich ein Gang in das Bergesinnere, darinnen sich nun eine Kammer nach der andern zeigt, alle voll Gold und Silber, Perlen und Edelsteine. Da mag der Erwählte dann getrost zufassen und davon tragen, so viel er kann. Dem Hirsche aber wächst, wie anderen Hirschen, in Jahresfrist ein neues Geweih; aber nicht alle Jahre findet sich ein auserwähltes Glücks- und Sonntagskind, das reinen Herzens und makellosen Wandels, ja kaum alle hundert Jahre einmal. Jedenfalls hat die Sage früher diesem Hirsche auch die auf ihm reitende wilde Jagd-

frau zugesellt, wie dort im Ilmthale, denn sie oder der wilde Mann, der wilde Jäger, sind selten fern, wo von Zwergen die Sage geht.

302. Die verstopfte Salzquelle.

Beim thüringischen Städtchen Plaue an der Gera, das früher nur ein Dorf war, sprang eine reiche Solquelle, und brachte den Ort also hoch in Flor, daß er zum Städtlein ward, und die Bürger alle sich in Sammet und Seide kleideten, auch erbaute Graf Heinrich von Schwarzburg, mit Zustimmung des Landgrafen Friedrichs von Thüringen 1324 dicht über Plaue ein starkes Schloß zum Schutze des Städtleins und als einen Schlüssel des Thales, die Ehrenburg geheißen, und Kaiser Ludwig verlieh gnädiglich 1335 einen ewigen Wochenmarkt. Ein böser Siedeknecht, zu Plaue, der etwa mit dem Siedemeister oder Salzgrafen Verdruß hatte, verstopfte mit seinem seidenen Wamms die Salzquelle und versetzte sie mit einem Zauber, so daß sie aufhörte, und nicht mehr floß, und des Städtleins Wohlstand sank, und davon nichts übrig blieb, als ein blauer Sammetärmel, mit dem der Bürgermeister sich Sonntags zum Fenster herauslegt, voll Amtswürde und voll Erinnerung an die alte Herrlichkeit. Dicht vor Plaue nahe der Straße nach Ilmenau und nahe dem gothaischen Dorfe Liebenstein bricht am Kellerberge eine mächtige Quelle mit starkem Geräusch hervor, und bringt schmackhafte Waldforellen mit. Diese Quelle heißt der Spring und quillt in einem erdfallähnlichen Felsenkessel. Es geht von ihr die allgemeine Sage, daß dieses Wasser der Abfluß der Teufelskreise auf dem Schneekopfe sei, und wenn man droben Leinknotten oder Häckerling einschütte, so kämen dieselben hier wieder zu Tage.

303. Das Götzenthal.

Die Gegend zwischen Plaue und Arnstadt bietet in örtlichen Benennungen eine menge Anklänge, welche, nach einer früheren Zeit, nach der Heidenzeit, unverkennbar hinweisen, und hat auch mit Ausnahme des lieblichen Thalgrundes, durch welchen sich die Gera schlängelt, durch schroffe und zum Teil ganz unfruchtbare Kalkberge einen seltsamen Ausdruck. — Plaue gegenüber gipfelt sich der Reinsberg empor, darauf noch ein kleiner Mauerrest einer droben gestanden haben sollenden Ritter- und Raubburg, die aber schon außerhalb der urkundlichen Zeit liegt. Hinter Plaue und dem Dorfe Dosdorf, das manche Tossendorf schreiben, ziehen sich

tiefe Einschnitte durch die Kalkplatte bis zum hoch gelegenen Dorfe Gossel empor. Der Name Tossendorf läßt die Vermutung, einer Beziehung zu Riesen, gleich jenem Tossenthale bei Eisfeld völlig zu, zumal unterm Walperberge noch immer ein Hügel das „Riesengrab“ heißt, und auch die Verjüngung der Riesen zu Rittern fehlt nicht, denn zwischen Tossendorf und Arnstadt nahe der Stadt heißt eine stattliche Felswand der Ritterstein. Nahe bei dem Dorfe Gossel, wo einst ein Nonnenkloster gestanden haben soll, und wohin eine Wallfahrt war, stehen oder standen mindestens sieben uralte Steinkreuze in einer Reihe, von einer so hoch altertümlichen Form, ja fast formlos, daß man dieselben kaum für Kreuze gelten lassen kann. Zwar erzählt die Sage, es seien einst in einer mörderlichen Prügelei auf dieser Höhe sieben Waller erschlagen, und zu deren Andenken die Kreuze gesetzt worden, allein dies dürfte wohl nur eine prosaische Verjüngung einer verklungenen älteren Sage sein. Zwischen Gossel und Arnstadt liegt das Dorf Espenfeld und in dessen Nähe senkt sich eine Rinne hinab zum Grunde, die das „Götzenthal“ heißt, und sich in das der Stadt näher liegende „Jonasthal“ verliert. Im Götzenthale spukt es, feurige Gestalten irren in demselben umher, schwere Klumpen fallen auf nächtliche Wanderer und lassen sich weite Strecke Huckepack tragen und das Thal ist so öde und einsam, daß der Wanderer durch dasselbe selten einer menschlichen Seele begegnet. Die Mehrzahl derer, die ein Geschäft nach Arnstadt führt, wählt den Weg über die heitere Höhe, der dann auf die „Alteburg“, eine vorgeschichtliche Wallburg, und von dieser nach Arnstadt hinabführt.

304. Die Bölersmännchen.

An einer Felswand, da, wo das Götzenthal und das Jonasthal in einander übergehen, ist ein Bergloch, das zugleich ein Zwergloch ist. Man nennt es das „Bölersloch“; ein Volk gutartiger Zwerge, die Bölersmännchen, wohnte darin, und gehorchte einem Könige, des Namens Böler. Bei diesem so ungewöhnlichen Zwergnamen könnte man sich fast versucht fühlen, an den Bölverker der Eddadichtung zu denken, der ein Bergloch bohrte, in das er, verwandelt in einen Wurm, einschlüpft, und der kein anderer war, als Odin selbst — wenn es überhaupt denkbar wäre, daß ein früher Nachhall der Eddamythe sich bis in diese Gegend verloren hätte. Ein Felsen im Jonasthale heißt der „Königsstuhl“, und eine hohe, breite und senkrecht abschüssige Felswand in demselben Thale heißt „der Jungfernsprung“ — weil einst ein Riese oder ein

Ritter eine Jungfrau verfolgte, die in ihrer Not und um ihre Ehre zu bewahren, die steile Felswand hinabsprang. Engelhände schirmten sie und trugen sie sanft nieder, der Verfolger aber, der unbedacht nachsprang, zerschmetterte im tiefen Abgrunde. Einst soll der Wind von oben einen Arnstädter Kurrendeschüler hinabgeweht haben, der Schüler aber, von seinem weiten Mantel getragen, unverletzt drunten angelangt sein.

Alte Leute haben versichert, daß sie noch Bölersmännchen droben im Thalgrunde ihr Wesen treiben, auch im Mondscheine ackern gesehen haben, jetzt zeigen sie sich nicht mehr. Die Zwerge sind fort und die Riesen sind dahin. Die Rippe des letzten Riesen war oder ist noch aufgehangen über dem Portale der Liebfrauenkirche bei Arnstadt, und sein steinerner Löffel, der „Riesenlöffel“ genannt, steckt noch neben dem Kessel desselben, der jetzt der Kesselbrunnen heißt, am Fuße des „Arnsberges“.

Seitwärts des Dorfes Espenfeld liegt ein anderes Dorf Bittstädt und früher, wie man sagt, Betstätte geheißen. Dort soll der fromme heilige Bischof Ägidius zeitweilig gelebt haben. Ein Stück Wald neben dem Dorfe heißt noch das Heidenholz, von den Heiden, welche Ägidius bekehrte.

305. Frau Holle im Walperholze.

Das Walperholz und der Walperberg bei Arnstadt tragen ihren Namen von einem der h. Walpurgis geweihten Kloster, welches zuerst auf der nahen Wachsenburg stand und dann den langgedehnten Bergrücken krönte, der über dem rechten Ufer der Gera dem Ritterstein gegenüber, sich emporzieht und bis über das Dorf Siegelbach reicht. Seitwärts dem Walperholze auf einer aussichtreichen Höhe, an der Stelle, wo man es „an den hohen Buchen“ nennt, ist eine Stelle, auf welcher die sogenannte Jagdbuche steht, und nie ein Gras wächst, und diese rührt her vom Wandeln eines dorthin gebannten ruhelosen Geistes, Frau Holle genannt. Dieser Name allein blieb aus mythischer Zeit hier haften, die verjüngende Sage behielt ihn zwar bei, aber — Arnstadt hält seit alten Zeiten viel auf sein treffliches Weizenbier — legt ihn einer Bierzapferin bei, welche die Kunden betrog, zu schlecht maß, nach ihrem Tode greulich spukte, und von einem Hullenpöpelsträger dort hinauf an die einsame Waldstelle getragen und gebannt wurde. Dort wandelt sie nun zeitweilig seufzend um die Jagdbuche, an die sie gebannt ist, und ruft wehklagend und warnend: „Voll Maß! Voll Maß!“ —

Auf dem „Walperkirchhofe“, dicht über dem Gesellschaftshause „Eremitage“ spuken wandelnde Nonnen.

306. Feuer verfluchen.

Einst, im Jahre 1581, regierte zu Arnstadt ein Schuster als Bürgermeister, hieß Hans Bohne, oder nach anderen Hans Nebel, war gar ein herrischer Held, ein Pocher und geiziger Protz, meinte, alles müsse nach seinem Willen gehen und nach seiner Pfeife tanzen. Ehren-Bohne wohnte am Markt neben dem grünen Löwen, und wollte in den Hundstagen eine Dachrinne mit Pech ausgießen lassen. Der Zimmermann weigerte sich, in der großen Augusthitze dieses Geschäft vorzunehmen, da alles dörrte, der gestrenge Bürgermeister aber sprach: „Ich befehl' es, und Du thust es: Gieß' ins Teufelsnamen, oder“ — Der Zimmermeister goß, der Teufel war zur Hand, er warf die Pfanne um, das Pech entzündete sich, das Haus brannte ab, dann der grüne Löwe, dann der ganze Markt, dann das Rathaus, dann die am Markte gelegene St. Bonifacius-Kirche — später wieder aufgebaut und deshalb jetzt Neukirche genannt — dann die nächsten Häuser, und als man des schrecklichen Feuers endlich Herr geworden, lagen 378 Häuser durch eines hochweisen Bürgermeisters dummen Unverstand in Schutt und Asche und waren rauchende Trümmer. Da konnte man wohl den klagenden Gedächtnisvers dichten:

Hans Bohne-Nebels Narren-Verstand
Betrübt Arnstadt zu Grund verbrannt.

Alle Jahre wird am Tage des 7. August jenem Unglücksfeuer zum Gedächtnis eine Brandpredigt in Arnstadt gehalten, und um verständige Bürgermeister gebetet.

307. Von den drei Gleichen.

Zwischen Arnstadt und Gotha, Ohrdruf und Erfurt erheben sich die Bergschlösser, welche man weit und breit „die drei Gleichen“ nennt. Zwei derselben liegen in Trümmern, das dritte, die Wachsenburg, eine Stunde von Arnstadt, ist noch erhalten und bewohnt. Das eine dieser Schlösser war der Stammsitz der berühmten Grafen von Gleichen, und nach ihnen genannt, heißt auch das Wandersleber Schloß, weil es über dem Dorfe Wandersleben liegt. Nach dem Aussterben der Grafen von Mühlberg gewannen die Grafen von Gleichen auch die nach den ersten

Besitzern Mühlberg geheißene Burg, die über dem Orte gleichen Namens liegt. Von weitem gesehen, scheinen die in einem Dreieck von ihren Bergkegelgipfeln aufragenden Burgen von gleicher Höhe zu sein, und soll dies ihnen den Namen verschafft haben, wie es bei den Gleichen in der Nähe von Göttingen ebenfalls geschehen sein soll. Von den Besitzern der letzteren sollen auch erst die thüringischen Grafen abstammen. Viele des Geschlechtes thaten sich männlich hervor in Kämpfen und Heereszügen, und einer derselben, Sigismund geheißen, war also geartet, daß man ihm den schönen Ehrentitel: „der thüringer Teufel“ beilegte. Das Geschlecht war reich und angesehen, außer der Grafschaft Gleichen mit Mühlberg besaß es die Grafschaften und Herrschaften Ohrdruf, Vieselbach, Tonna, Blankenhain, Remda, Kranichfeld mit Tannroda, Krakendorf und Schauenforst, auch den Flecken Wechmar, das ganze Eichsfeld und in Westphalen Pyrmont und Spiegelberg.

Im Jahre 1230 ist es geschehen, daß die drei Nachbarburgen Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg allzumal in einer Nacht von den Blitzstrahlen eines sehr heftigen Gewitters in Flammen gesteckt wurden.

Von der Wandersleber Burg, wie von dem Dorfe unter ihr rühmte man, was man von Weißensee auch rühmte, sie lägen mitten im Lande Thüringen, gleichsam im Herzen, und es seien nach jedem Strich sechs Meilen bis zur Grenze zu reisen.

Graf Meinhard von Mühlberg, derselbe, der als Gesandter mit Landgraf Hermanns I. Gesandtschaft nach Ungarn zog, um für Landgraf Ludwig die Königstochter als Braut zu werben und gen Thüringen zu führen, kam mit Erfurt in harte Fehde, verfiel in des Reiches Acht, und starb, der letzte seines Geschlechtes, im Banne.

308. Die Gleichensche Doppelehe.

Kaum hat eine thüringische Sage so allgemeine Verbreitung gefunden, als die von dem zweibeweibten Grafen von Gleichen, auch kaum eine so viele gelehrte Streithahnfedern in Bewegung gesetzt, als eben diese, höchstens hat der „Püsterich“ solche überflüssige Schreiberei noch überboten. Die unselige Sucht, eine Sage nicht als Sage gelten lassen zu wollen, sondern einesteils sie mit Gewalt zu geschichtlichen Thatsachen zu stempeln, anderenteils alles aufzubieten, um zu beweisen, was sich von selbst versteht, daß die Sage keine Geschichte ist, dies zwecklose Treiben verdirbt alle Poesie, und ist der Welt völlig unnütz.

Die Sage lautet: Ludwig (andere nennen ihn Ernst), Graf von Gleichen, nahm Teil an dem Kreuzzuge, dem sich Ludwig der Heilige, Landgraf von Thüringen, unter dem Banner Kaiser Friedrichs II. angeschlossen hatte. Graf Ludwig war am Thüringer Landgrafenhofe ritterlich erzogen worden, und soll mit einer Gräfin von Orlamünde vermählt gewesen sein, die ihm zwei Kinder geboren. Nachdem Landgraf Ludwig seinen frommen Eifer mit dem Tode gebüßt, folgte Graf Ludwig dem Kaiser nach Accon, und blieb zum Schutze der Stadt Ptolemais zurück, nachdem der Kaiser sich bereits zur Rückkehr eingeschifft hatte. Bei einem Ausfalle oder Streifzuge gegen die Ptolemais umlagernden Sarazenen geriet der deutsche Graf in die Gefangenschaft der Araber, wurde an den Sultan Ägyptens verkauft und nach Alkair gebracht. Dort mußte der Graf harte Sklavenarbeit verrichten, und schmachtete neun Jahre in der Gefangenschaft, bis die Tochter des Sultans, welcher Melech-Sala hieß, das ist König des Heiles oder Friedens, lebhaft von ihm eingenommen wurde, beim Ergehen im Garten ihm aufmunternd begegnete, und ihm endlich aus großer Liebe antrug, mit ihm zu entfliehen, wenn er sie zum Weibe nehmen wolle. Graf Ludwig von Gleichen war aufrichtig genug, der schönen Sarazenin seinen Stand und seine Herkunft zu entdecken, und ihr zu sagen daß er bereits in seiner fernen Heimat eine Frau und zwei Kinder habe. Daran fand nun die sarazenische Jungfrau gar keinen Anstoß, da der muhamedanische Glaube jedem Manne gestattet, so viele Frauen zu nehmen, als er ernähren kann. Und die Liebe der Jungfrau, die Hoffnung auf Befreiung und vielleicht die eigene Neigung bezwangen den Grafen, und er gab endlich der Sultanstochter das Versprechen, sich mit ihr ehelich zu verbinden, wenn sie ihm Freiheit verschaffen und ihm folgen wolle. Die Liebe der Jungfrau wußte alle Schwierigkeiten, die dem Fluchtplane sich entgegenstellten, zu überwinden, und mit ihren besten Schätzen versehen, entflohen sie auf einem Schiffe, und kamen nach sechswöchentlicher Fahrt zu Venedig an. In Venedig fand der Graf seinen liebsten und vertrautesten Diener, der ihn in allen damals bekannten drei Weltteilen gesucht hatte, und erfuhr von ihm, daß daheim noch alles gut stehe, und seine Gemahlin nebst seinem Kinderpaare noch lebe. Auf diese Nachricht reiste Graf Ludwig ohne Verzug nach Rom, allwo Gregor IX., den man den Großen nannte, auf dem päpstlichen Stuhle saß, und teilte dem Papste sein ganzes Schicksal und alle seine Erlebnisse mit. Der Papst begnadigte den Grafen mit stattlichen Gaben, heiligte die sarazenische Jungfrau durch das Sakrament der Taufe, und gab dem Grafen kräftige Empfehlungs-

briefe an den Kaiser, worauf derselbe mit den Seinen von Rom aus durch Italien zurück und über die Alpen durch Bayern und Franken den nächsten Weg nach Thüringen einschlug, und als er noch zwei Tagereisen von Schloß Gleichen entfernt war, reiste er der Sarazenin voraus, kam zu Weib und Kindern und wurde auf das freudigste von seiner Gemahlin wieder erkannt und willkommen geheißen. Der Graf teilte nun seiner Hausfrau alles mit, was und wie es sich begeben, und daß er ohne die Sarazenenjungfrau aus königlichem Stamme nimmermehr die Seinen und sein Land würde wiedergesehen haben, und bewegte sein Weib zu Dank und Liebe gegen die Fremde. Wie diese letztere sich nun der Burg näherte, zog der Graf mit seiner Gemahlin und seinen zahlreichen Freunden, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, ihn glückwünschend wieder zu begrüßen, ihr mit großem Festgepränge entgegen, holte sie feierlich ein und führte sie wie im Triumphe in die Burg. Die Stätte der ersten Begegnung am Bergesfuße, an welchem beide Frauen einander schwesterlich umarmten und küßten, wurde alsbald „Freudenthal“ genannt, und der längst verwahrloste, jetzt schnell hergestellte Weg zur Burg hinan hieß fortan „der Türkenweg.“ Jederzeit hat die Gräfin von Gleichen die Sarazenin als ihres geliebten Herrn Erretterin geehrt und geliebt, und letztere hat diese Liebe durch Demut und Freundlichkeit vergolten. Niemals ist gehört worden, daß irgend ein Mißverständnis oder eine Klage zwischen diesen beiden Gemahlinnen des Grafen entstanden, sondern jede hat ihren Herrn in Einigkeit und Freundlichkeit allezeit lieb und wert gehabt. Die Sarazenin war mit hoher Schönheit geschmückt, aber es blieben ihr Kinder versagt, um so mehr liebte sie die Kinder der deutschen Gräfin, und trug für deren Wohlergehen die fleißigste Sorge. Sie war ein Muster aller Frömmigkeit, aller Würde, aller Demut, aller Holdseligkeit und Freundlichkeit. In ziemlich hohen Jahren starb sie und wurde im St. Petri-Stift zu Erfurt feierlich beigesetzt. Zwei Monate nach ihr schied auch die deutsche Gräfin, welche ihrem Gemahl noch drei Kinder geschenkt hatte, aus dem irdischen Leben, und wurde ihrer vorangegangenen schwesterlichen Freundin zugesellt. Der Graf selbst verschied im 60. Lebensjahre, und seine Kinder, zwei Söhne, und drei Töchter, ließen ihn zwischen den beiden Frauen bestatten, auch für alle drei einen herrlichen Grabstein künstlich herrichten, darauf ihre Bildnisse zu ersehen sind, denn derselbe Stein ist vom St. Petri-Berge herab gebracht und im Dome zu Erfurt aufgerichtet worden, ein redender Sagenzeuge für alle kommenden Jahrhunderte. —

309. Verrufene Stellen.

Nahe bei dem Wirtshause Freudenthal unter Burg Gleichen ist ein öder Platz, wo einige wilde Birnbäume stehen; dieser Platz heißt der Mordgarten. Ein Steinkreuz mit jetzt erloschener Inschrift kündete früher dem Wanderer, daß vor Zeiten hier ein blutiger Zweikampf stattfand, in welchem ein Herr von Bose das Leben lassen mußte um einer Liebe zu einer schönen Arnstädterin willen, welche auch noch von einem anderen Kavalier geliebt wurde, den jene verschmähte. Dieser Nebenbuhler von Boses suchte Anlaß, letzteren zu reizen, man entzweite sich beim Spiel und eine Herausforderung erfolgte kurz vor dem bereits angesetzten Hochzeitstage. Schon hatte jene Jungfrau ihrem Geliebten das übliche Brauthemd zugesandt; er fiel im Zweikampfe, und das Brauthemd wurde sein Totenhemd. Die trauernde Braut ließ ihrem Geliebten dann an jener einsamen und seitdem verrufenen Stelle des Mordgartens jenes Kreuz setzen, mit Namen und Datum, und einem Gedenkverse.

Zwischen Wandersleben und Wechmar ist auch eine unheimliche Stelle, an der ein Mord verübt wurde, und zwar durch einen Reiter, der zur Nacht ohne Kopf dort herum galoppiert, und in der Rechten ein großes blankes Schwert hält. Es ist nicht gut, zu dieser Zeit ihm zu begegnen. Einst hatte ein Bauernknecht aus Wandersleben Malz nach Wechmar zu fahren, und zwar in der Nacht, und kam just zur Geisterstunde nahe der Apfelstätt an einen Graben, als plötzlich die Pferde standen und alles Antreibens und Peitschens ungeachtet nicht wieder zogen. Der Knecht wandte alle Mühe auf, die Pferde fortzubringen, allein er mühte sich vergebens, bis die Glocke in dem nahen Wechmar eins schlug; da zogen die Pferde an, aber der Knecht bekam von unsichtbarer Hand ein paar Ohrfeigen, die ihn ganz betäubt machten.

310. Der milde Herr Augustin.

In Gotha ist an einem steinernen Hause am Jakobsplatze das Bild eines Mannes, in Stein gehauen, zu erblicken, welcher an einige Kinder kleine Brote austeilt. Die Sage geht, daß vor Zeiten ein Mann, des Namens Augustin, jenes Haus besessen und bewohnt, welcher ein außerordentlicher Freund der Kinder gewesen, und nie ausgegangen sei, ohne die ihm begegnenden Kinder mit allerlei Gaben, so er in den Taschen mit sich herumgetragen, zu beschenken, und es sei gewesen, als ob der Vorrat in diesen Taschen

ein unerschöpflicher und nur so ausquellend, wie das Wasser aus einem Borne. Darüber wurde dieser Kinderfreund, Herr Augustin, sehr alt, und erreichte sein achtzigstes Lebensjahr. Und als es mit ihm zum Sterben gekommen, hat man zwei Knaben in schneeweißen Kleidchen an seinem Lager sitzen gesehen, da er außerdem keine Anverwandtschaft hatte, die haben mit ihm gebetet, und ihm die Augen zugedrückt. Und als der Herr Augustin begraben war, saß drei Tage lang ein Kind auf seinem Grabe, und hatte das Antlitz verhüllt, als ob es weine. Niemand kannte es und wußte, wem es angehöre.

311. Merwigsburg.

Zwischen den Städten Arnstadt und Erfurt, am rechten Ufer der Gera, liegt am Abhange des Steigerwaldes, wo man den Wald die Wagd oder Wagdweide nennt, ein Dorf, das zwar auf Karten und in Büchern Möbisburg geschrieben, vom Landvolke der ganzen Umgegend aber nie anders als Mersbergk oder Mörschbergk gesprochen wird, und von alters her Merwigsburg heißt, später auch Möwigsburg geschrieben wurde. Auf einem das Dorf überragenden Hügel steht weitschauend die Kirche, und auf ihrer Stätte stand in der Zeiten Frühe die Merwigsburg, die Burg, welche der Franken- und Thüringerkönig Merwig erbaute und einen Palast in derselben aufführte, Gräberfunde in der Flurmarkung, besonders in der Nähe des benachbarten Dorfes Bischleben, deuten hinlänglich auf sehr frühe Bevölkerung dieser Gegend. Die Merwigsburg war später der Herrschersitz des Thüringerkönigs Bisin, bei welchem der aus Franken vertriebene Sohn König Merwigs, Childerich, eine Zuflucht fand, und dort mehrere Jahre lang verweilte, bis ihm Botschaft kam, daß er in sein Reich zurückkehren könne. Als dies geschehen war, folgte ihm Basina, Bisins Gemahlin, nach, vermählte sich mit Childerich, und wurde Mutter des großen Frankenkönigs Chlodio oder Chlodwig.

Später siedelten sich Raubritter in dem verlassenen Königsschlosse an, was dessen völlige Zerstörung zur Folge hatte.

Sagen gehen noch von einem reichen Königsschatze, der im Schoße des Hügels ruhen soll, welcher die Merwigsburg trug. Einst verbanden sich drei Männer, ein Schmied, ein Schneider und ein Schäfer, diesen Schatz zu heben, sie mochten mit solcher Kunst nicht recht umzugehen wissen, denn es erschienen Geister, welche allen dreien die Hälse umdrehten. Darauf wurden zum Wahrzeichen am Gesimse des alten, dem heiligen Dionysius, dem Schutzpatron der

fränkischen Könige, geweihten Kirchleins auf dem Merwigsberge die Häupter dieser Schatzgräber in Stein ausgeführt angebracht, und ein Hufeisen, eine Schere und ein Schäferstab in den Stein der Mauer gemeißelt.

312. Der Kindertanz.

Von Erfurter Sagen ließe sich allein ein Buch füllen, es giebt deren sehr viele, sehr schöne, wie sehr schaurige. Des Thüringerlandes uralte Hauptstadt ward früh von der Poesie geküßt und bekränzt.

Schon im Jahre 1212 war eine wunderbare Phantasie unter die Kinder in Thüringen und Sachsen gekommen. Ein Knabe wandelte durch Städte und Dörfer und sang ein Kreuzlied, dessen Inhalt war, Christus wolle ihnen sein heiliges Kreuz, das noch in Türkenhänden sei, zu eigen geben. Da faßte alle Knaben, die ihn singen hörten, eine Bethörung, das Kreuz zu erobern, und traten in großen Haufen die Reise gen Jerusalem an, und weder gute noch böse Worte, weder Bitten noch Banden, weder Sanftmut noch Schläge hielten sie zurück. Die Mehrzahl dieser armen jungen Kreuzfahrer kam schon in den Schweizer und Tyroler Alpen in Frost und Hunger um, und die so glücklich waren, Schiffe zu erreichen, verdarben durch Sturm und Wellen.

Im Jahre 1237 am 15. Juni ereignete sich eine gar wunderbare Begebenheit. Über 1000 Erfurter Kinder vereinigten sich zu einem großen Reigen, zogen durch das Löber Thor dem Steiger zu und die Höhe auf den alten Weg hinan, über Waltersleben und Eischleben, Ichtershausen und Rudisleben, immer tanzend und singend, und kamen gegen den Abend sehr müde nach Arnstadt, wo sie von den Bürgern, die gar nicht wußten, was dieser Kinderzug bedeuten solle, aufgenommen wurden. In Erfurt aber entstand Schrecken und Jammer, denn in zahllosen Häusern wurden die Kinder vermißt, und niemand wußte, wo sie blieben, und wohin sie gekommen, bis Botschaft von Arnstadt kam, daß die Kinder dort seien. Da wurden am andern Morgen viele Wagen angespannt, und wurden die Kinder wieder geholt, und den Arnstädter Bürgern wurde viel Dank gesagt, auch eine Spende in den Dom gestiftet. Niemand aber wußte zu sagen, was die Kinder verleitet, so weit fort zu ziehen ohne Urlaub und Wegkunde. Auch blieben viele dieser Kinder hernach bleich und krank, und zitternd, und waren stets müde und hinfällig. Ihr Tanz war eine Volkskrankheit, eben so wie jener

plötzliche Eifer der Knaben, die Heimat in Scharen zu verlassen und das heilige Kreuz aus des Türken Hand zu reißen, und wie die Geißelfahrten.

313. Das Sibyllentürmchen.

Ganz nahe der Fahrstraße, die von Erfurt nach Gotha führt und dicht unter der alten Citadelle Cyriacsburg steht ein sehr alter, ziemlich großer Bildstock in Form eines gothischen Türmchens. Bildliche Figuren in Stein aus dem Leben Jesu schmücken dieses alte Denkmal, welches im Jahre 1716 durch den damaligen Erzbischof zu Mainz, Lothar Franz, erneut wurde. Manche haben behauptet, an der Stelle, wo dieses Türmchen stehe, habe vor grauen Zeiten eine Alrune oder Sibylle gewohnt und geweissagt, daher noch immer der altüberkommene Name: andere sagten, das Denkmal solle den Ort bezeichnen, wo die erste Christenkirche dieser ganzen Gegend gestanden habe. Eine dritte Sage hat romantischere Färbung und klingt aus einer Zeit, zu welcher auch die rein gothische Arbeit des Sibyllentürmchens nebst den daneben stehenden drei alten Steinkreuzen paßt.

Eine Gräfin von Kevernburg, Sibylla geheißen, hatte einen jungen mannhaften Ritter zum Bräutigam, den sie am anberaumten Vorabende ihrer Hochzeit mit Sehnsucht erwartete. Allein der Geliebte kam nicht; auf der Reise zu ihr war er nebst zwei Edelknappen von einer Schar von Feinden oder von Räubern an jener Stelle unter der Cyriacsburg überfallen und beraubt worden. Alle drei wurden dort erschlagen und begraben, und die unglückliche Braut ließ dort auf jenes Grab ein Steinkreuz setzen und das Denkmal errichten, zu welchem später sich eine förmliche Wallfohrt erhob; die junge Gräfin selbst aber nahm in einem der Klöster Erfurts den Nonnenschleier und betete für das Seelenheil ihres ermordeten Bräutigams.

314. Der eherne Wolfram.

Zu Erfurt im hohen Chore des Domes steht ein eherner Kandelaber sehr alten Gusses, in Form einer Mannsgestalt, doch nur von Knabengröße. In jeder Hand hält diese Figur einen Leuchter mit einer Kirchenkerze, und manche halten dafür, dies Erzbildnis stamme noch aus Heidenzeiten und habe mit dem Püsterich und dem Krodoaltar gleiches Alter. Dem scheint jedoch nicht also zu sein, vielmehr geht über den metallenen Kerzenträger diese

Sage: Ein junger Patrizier, des Namens Wolfram, beging ein großes Verbrechen, das gegen die Kirchenzucht verstieß, und sogar nach Rom berichtet werden mußte, damit der Papst selbst das Urteil des Sündigen spreche. Dieses Urteil lautete dahin, Wolfram solle ein ganzes Jahr lang täglich in jeder Hand einen Leuchter mit brennender Kerze haltend dem Hochaltar gegenüber treten, so lange die Messe dauere. Zwar unterzog sich der Patrizier dieser harten Buße, aber die Schmach einer täglichen Kirchenstrafe und die Last der Leuchter drückten ihn zu Boden; er wurde so schwach, daß er sich nicht mehr halten konnte. Und so wurden die Fürbitten nicht gespart, ihn von der Buße zu entlassen, welches auch geschah, doch mußte er das metallene Bild anfertigen lassen, und hat dann seine Tage in einem strengen Büßerorden als Mönch beschlossen.

315. Doktor Faust in Erfurt.

Zu einer Zeit hat, wie auch das Volksbuch vom deutschen Magus Doktor Faust verkündet, und wie andere Zeugnisse darthun, dieser berühmte und zugleich berüchtigte Mann in Erfurt gelebt. Er wohnte in der Michelsgasse neben dem großen Kollegium, und las als ein gelehrter Professor, mit Erlaubnis des akademischen Senates, im großen Hörsaale des Kollegiumsgebäudes über griechische Dichter, namentlich erklärte er seinen Zuhörern, den Studenten, den Homer, und beschrieb ihnen die Heroengestalten der unsterblichen Gedichte Ilias und Odyssee so lebendig, daß das Verlangen rege wurde, dieselben mit Augen zu erschauen. Als einem Meister der Magie, welche Kunst man sich nicht als eine niedrige Taschenspielerei zu denken hat, sondern die als sogenannte „dunkle Philosophie“ auf den Hochschulen zu Krakau, Warschau, Prag, Padua, Bologna, Salamanca, und auch auf deutschen Universitäten gelehrt wurde, war es dem in allen damals bekannten Künsten der Physik bewanderten Faust leicht möglich, die Schattenbilder griechischer Helden leibhaftig vor Augen zu stellen, und zuletzt ließ er den greulichen Riesen Polyphem auftreten, vor dessen übergewaltiger Erscheinung das ganze Auditorium bebte.

Faust hielt gute Kameradschaft mit studierenden adeligen Junkern, die Geld hatten, und trieb viele und mancherlei Kurzweil zu ihrer und des Volkes Belustigung. Durch das engste Gäßchen Erfurts, dergleichen man nur noch in Venedig sieht, fuhr er mit einem zweispännigen Fuder Heu, wodurch dieses Gäßchen für alle Zeiten den Namen „Doktor Fausts Gäßchen“ erhielt. Einst kam Faust auf


einem Pferde geritten, das fort und fort fraß und nicht zu sättigen war, ein anderes Mal zapfte er allerlei Weine aus einem hölzernen Tische oder gaukelte den trunkenen Zechgesellen Trauben vor, die sie abschneiden wollten; als Faust aber die Blendung schwinden ließ, hatte einer des anderen Nase statt der Weintraube in den Fingern. Ein Haus in der Schlössergasse soll oben im Dache immer noch eine Öffnung haben, die nie mit Ziegeln zugelegt werden kann, weil Faust durch dieselbe seine Mantelfahrten zu richten pflegte. Einen herrlichen Wintergarten soll er nebst kostbarer Bewirtung zahlreicher vornehmer Gäste hergerichtet haben, und so zu großem Rufe gelangt sein. Solche Künste weckten nun freilich manches Mißtrauen, man witterte etwas infernalischen Schwefelduft um den Magus, und sandte ihm einen gelehrten Mönch, Dr. Klinge genannt, auf den Hals, mit dem er sich unterredete, und ihn gegen sich endlich gewaltig damit in Harnisch brachte, daß er ihm sagte: „wenn einem der Teufel Wort halte, müsse man dem Teufel auch Wort halten.“ Da verwünschte der Dr. Klinge Fausten, und bewog Stadtrat und Universität, selbigen gefährlichen Mann auszuweisen. Bei der Ausweisung selbst spielte aber Faust dem Magistrat noch einen Streich, indem er hartnäckig sich weigerte, die Stadt zu verlassen. Als man nun ihn fangen und mit Gewalt aus der Stadt bringen wollte, ritt Faust auf einem feurigen Rappen über die Köpfe seiner Bedränger hinweg und setzte dabei über das verschlossene Schmidtstedter Thor. Seitdem soll nie wieder zu Erfurt ein Hexenmeister aufgekommen sein.

Inhaltsverzeichnis.

IV. Sagen des oberen Saal-, Elster- und Orlathales.

V. Sagen des unteren Saalthales und des Thüringer Hügellandes.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.



/ Bechstein, Ludwig, / Berbig, Max

Thüringer Sagenbuch

Dresden [u.a.] 1898